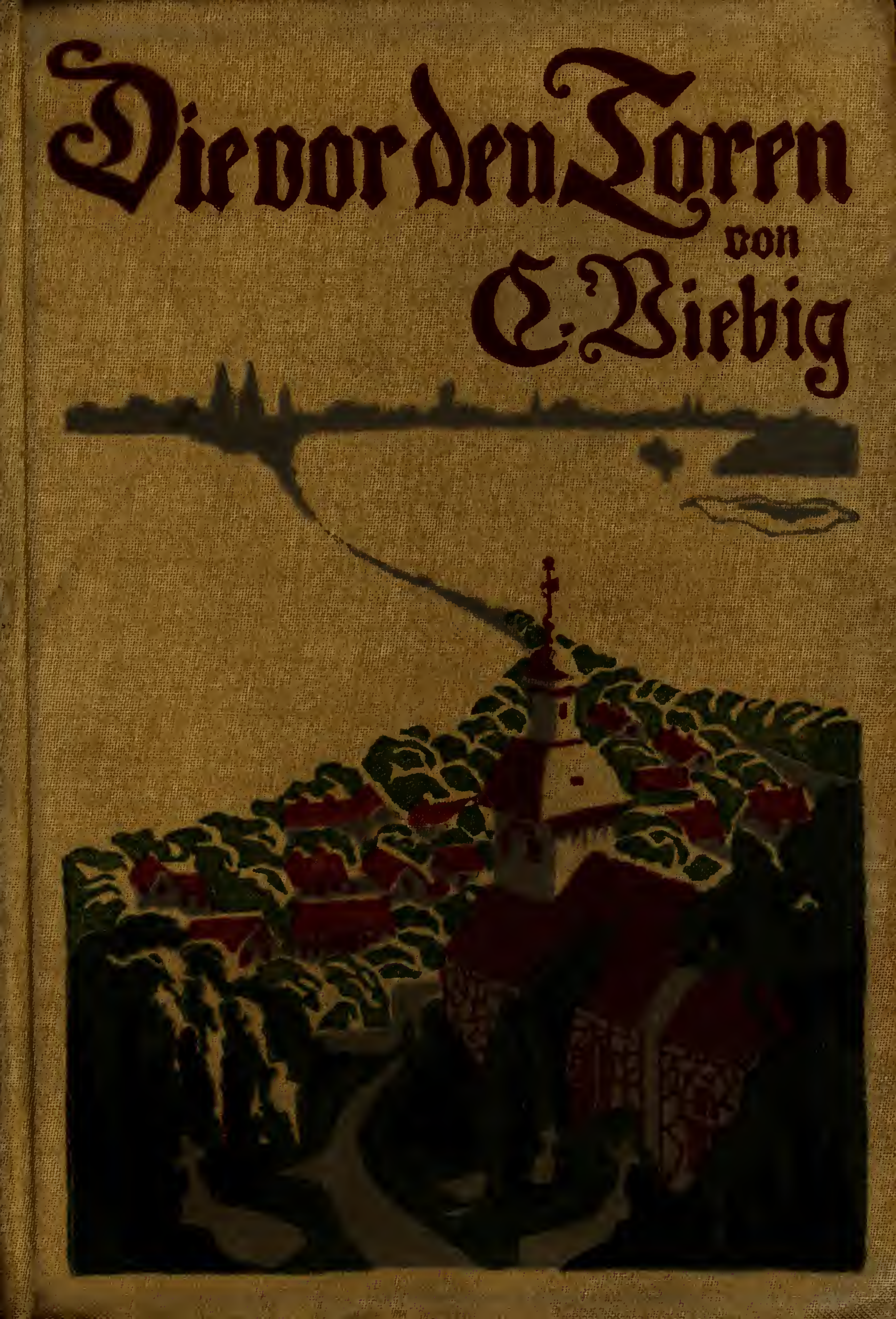

Die vor den Toren
von
C. Viebig







Die vor den Toren

Von C. Viebig sind folgende Werke im Verlage von Egon Fleischel & Co. / Berlin W / erschienen:

Romane: Rheinlandstöchter / Dilettanten des Lebens / Es lebe die Kunst / Das tägliche Brot / Das Weiberdorf / Die Wacht am Rhein / Vom Müller-Hannes / Das schlafende Heer / Einer Mutter Sohn / Absolvo te / Das Kreuz im Venn / Die vor den Toren. **Novellen:** Kinder der Eifel / Vor Tau und Tag / Die Rosenkranzjungfer / Naturgewalten / Die heilige Einfalt / Drei Erzählungen. **Theater:** Barbara Holzer. Schauspiel / Pharisäer. Komödie / Der Kampf um den Mann. Dramenzyklus / Das letzte Glück. Schauspiel. / Pittchen. Komödie.

Luxusausgaben — auf echtem Bütten gedruckt, numeriert und gezeichnet von der Verfasserin — sind noch von folgenden Werken vorhanden: Naturgewalten / Einer Mutter Sohn / Absolvo te / Das Kreuz im Venn / Die heilige Einfalt / Die vor den Toren.

Die vor den Toren

Roman

von

C. Viebig

Erstes bis zehntes Tausend



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1910

Erstes Kapitel

Nun war es wieder trocken, heiß und trocken, nachdem es tagelang vorher geregnet hatte, unaufhörlich und kalt. Sollten Himmel und Erde, Menschen und Pferde, Einzug und Jubel, alles, alles zu Wasser werden?! Heute blendete das weite Feld im Sonnenglanz. Keine Tümpel und Pfützen mehr und kein aufgeweichter Boden. Nichts mehr war da von den Regenspuren und auch nichts mehr von Tränen. Weißgoldig flimmerte der Sand in bestrahlter Helle, und auch auf allen Gesichtern glänzte es heiter; ein Lachen war überall. Die Ehrenpforten waren gerichtet, die Geschütze aufgefahren; alles, was Odem hatte, fieberte in Erwartung: heute zogen sie ein!

Wo sich Belle-Alliance- und Kreuzbergstraße schneiden, wölbte sich ein Bogen aus Eichengrün zwischen trophäengeschmückten Säulen. An den Flächen der Postamente, die die Säulen trugen, zwischen den grimmig die Schnäbel aufreißenden preußischen Adlern, grüßten goldene Inschriften siegreich heimkehrende Söhne.

‚Mit Gott zogt Ihr hinaus,
So grüß' Euch Gott zu Haus!'

Und weiter in riesigen Buchstaben, weithin lesbar:

‚Der Hochmut ist gezüchtigt,
Die Marken sind berichtigt,
Willkommen in der Mark!‘

„Nanu, wat soll det eigentlich?“ sagte Gottfried Lietzow. Er drehte sich auf dem Bock des Break herum nach seinem vollbesetzten Wagen und wies mit dem Peitschenstiel dabei auf die Inschrift des rechten Postamentes; ein Auge zukneifend blinzelte er seinen Schwager Johann an: „‚Der Hochmut ist gezüchtigt, die Marken sind berichtigt‘ — findste det schön? Icke nich!“

Johann Badekow runzelte die Stirn. Ihm war die laute Heiterkeit Gottfrieds heute nicht angenehm. Er konnte sich zwar mit dem ‚Der Hochmut ist gezüchtigt‘ auch nicht so recht einverstanden erklären, es widersprach etwas in seinem Innern, dem am Boden liegenden Feind noch den gezüchtigten Hochmut vorzuwerfen, aber es stand nun einmal so da; und wenn es da stand, war es auch richtig. Und überhaupt, wenn jemand sie hier kritisieren hörte!

Er sah sich um: auf allen Gesichtern eine unbegrenzte Bewunderung, eine völlige Hingabe. Es war ein großer Augenblick.

Von fern kam ein Sausen wie das eines gewaltigen Windes. Ein Brausen füllte den ganzen Raum zwischen Himmel und Erde, zwischen den ragenden Türmen und Schlöten, zwischen den Häusern, auf deren Dächern sich Menschen drängten; zwischen den Straßen, die ein Meer von Köpfen, gleich einer vollen Flut, überschwemmte; zwischen den geschmückten Plätzen, deren

Flaggenmasten bunt wimpelten ins lichte Blau da oben. Horch, ein immerwährendes Brausen! Das war das summende Murmeln einer freudetrunkenen Menge. Das war das Pochen all dieser Herzen, die heute so laut, so stark klopften. Erwartungsvolle Atemzüge hauchten zittrig durch den glühenden Mittag; Augen, fast geblendet vom Glanz und doch weitaufgerissen, starrten begierig in den flimmernden Dunst hinaus: kamen sie, kamen sie nun endlich?! Hunderte, Tausende, Abertausende, Ungezählte — sonst jeder von ihnen ein Mensch für sich mit eigenem Wollen, mit eigener Lust — heute hatten sie alle nur e i n e Seele. Tausende waren heute wie einer im Gefühl des Stolzes, des Jubels, der Begeisterung.

Johann Badekow zog die Brauen hoch: Schwager Gottfried würde doch nicht etwa anfangen, seine gewohnten Späße zu machen? Das war ja sonst ganz nett, aber heute, hier?! Er stieß Lietzow, der jetzt seiner Frau, die bei ihm auf dem Bock saß, eine Bemerkung zutuschelte, über die sie laut lachen mußte, energisch in den Rücken: „Sei doch stille! Schon Mutterns wegen!"

Badekow warf verstohlen einen besorgten Blick auf die kleine, schwarzgekleidete Frau, die er neben sich hatte. Wenn es die Mutter nun doch zu sehr überkommen würde? Sie hatten ihr alle zugeredet, nicht mitzufahren — Mieke war ja auch zu Haus geblieben, die interessierte sich für so etwas nicht — aber sie hatte durchaus mitgewollt. Die Musik, das allgemeine Jubelgeschrei würden wohl ein einzelnes Weinen übertönen, aber da

— Johann Badekow runzelte die Stirn — hielt da nicht drüben auf der anderen Seite der Rumpelkasten der Längnicks?! Die reine Marktfuhre! Und die Längnick saß darauf, und die sah ja alles. Es wäre zu fatal, wenn die Mutter nicht an sich halten könnte!

Wieder warf der Sohn einen besorgten Blick auf die Mutter, rutschte unruhig auf der glatten Lederbank, rückte an seinem Zylinder, zupfte an dem breiten Trauerflor, der seinen Ärmel umwand, und schaute dann wieder zur Längnick hinüber. Man sah es der nicht an, daß sie noch Verwandtschaft von der Mutter war: ein ganz anderer Schlag, platt wie ein Brett und groß dabei wie ein Mannskerl. Wie sie dasaß, so steil aufrecht, und keine Miene verzog sie! Hätte sie nicht Freudentränen weinen müssen? Hätte ihr Paul nicht eben so gut fallen können, wie der Wilhelm, der arme Junge? Sie waren beide bei Mars-la-Tour mitgewesen. Aber den Längnicks ging eben alles gut aus. Die hatten immer Dusel. Schon Großvater Längnick, der ‚Storchenpaule', der auf seiner Scheune die Störche anzahmte, hatte unverschämtes Glück gehabt: zweimal war ihm das Gehöft abgebrannt, 1823 und 1825, und wenn er auch beim zweiten Male mitverbrannt war — er war glänzend versichert. Und Friedrich Längnick, der verstorbene Mann da von der Rieke, hatte an den Militärfiskus verkauft. Wer weiß, wie es zugegangen war, daß gerade er das allermeiste Land für den Exerzierplatz losgeworden war?! Und hier seine Witwe, die Rieke, die verstand es auch, die war nicht umsonst Geschwisterkind mit ihrem Mann

gewesen, eine Längnick von der Windmühle bei Mariendorf. Das Zusammenscharren lag in der Familie. Aber ob der Sohn, der Paul, es ebenso verstehen würde? Ein ganz hübscher Mensch war er, aber sein Kopf war zu dick, und wenn er von der Mutter auch die hellen Augen hatte, die seinen blickten nicht scharf. Döşig sah er aus. Na, die Längnick hatte ja genug herausgeschunden beim Verkauf ihrer Ländereien — Äcker voller Sand und Steine, nicht wert, daß man sie bestellte, aber sie hatte sie gut bezahlt bekommen!

Unwillkürlich reckte sich der Tempelhofer Besitzer Johann Badekow ein wenig und blickte nach rechts und nach links, nach vor- und nach rückwärts, als spähe er so überall nach den Truppen aus. Lauter freies Land war da noch, eine einzige blanke Weite, eine riesige, noch zu bebauende Fläche. Erst wenige vereinzelte Häuser standen. Dort die große Dragonerkaserne; und da, beim Beginn der Chaussee, auf der einen Seite das Vergnügungslokal von Deibel, der Bockberg, auf der anderen Seite, wo vormals Tivoli gewesen war, jetzt die neue Brauerei. O, wenn Berlin sich weiter ausdehnen wollte, hier gab es noch Platz! Viel loszuschlagen. Bis dicht ans Hallesche Tor heran ging noch Tempelhofer Besitz.

Aber ob die Mutter sich je dazu entschließen würde, Land zu verkaufen?! Der älteste Sohn seufzte leicht auf. Er sah seine Mutter von der Seite an.

Auch von gegenüber, von der anderen Bank des Break, wo die Tochter Auguste saß und die Schwiegertochter Grete, und zwischen ihnen eingeklemmt die Zwil-

linge Hans und Heinz, glitten Blicke zu der alten Frau hin.

„Juste,“ flüsterte Johanns frische Frau der bleichwangigen Schwägerin ins Ohr: „Es war 'ne riesige Dämlichkeit von uns, Muttern mitzunehmen!“

„Wenn Mutter will, denn will se eben,“ sagte Auguste halblaut und ließ den Mund verdrossen hängen. „Da is nichts zu machen, das weißte doch!“ Sie zuckte die Achseln und wandte dann gleichgültig den Kopf ab. Der Blick ihrer blassen Augen suchte und suchte: es war so schwer, unter all diesen Menschen einen einzelnen herauszufinden. Aber sie würde ihn schon finden. Er hatte ihr ja gesagt, als sie sich vorgestern in der Sandkuhle unterm Kreuzbergdenkmal getroffen hatten, daß er irgendwo hier herum stehen würde!

Eine Röte schoß Auguste Badekow in die bleichen Wangen: und dabei hatte er ihr die Blüten, die der Akazienbaum herunterstreute, der so unterhöhlt im Sande stand, daß sie auf seinen heraussstehenden Wurzeln sitzen konnten, aus dem Haar genommen und sie vielmals geküßt. Noch jetzt durchrann sie ein Schauer, wenn sie daran dachte. So ein lieber, so ein reizender Mensch!

Sie schloß die Augen halb und träumte: wenn sie erst seine Frau war! Ein verliebtes Lächeln wölbte ihren zu breiten Mund. Wie glücklich würden sie miteinander sein! Aber dann erstarb plötzlich das Lächeln, die verschönende Röte verlor sich, schmallippig und blaß guckte das verdrossene Gesicht vom Wagen herunter: eine

Gemeinheit war es von ihnen, daß sie es nicht zugeben wollten! Ach, die dachten eben nur an ihre Äcker, an ihre Schafherden, an ihre Taler; wenn's hoch kam, wie sie Partien in der Verwandtschaft zusammenbrachten, damit das Geld in der Familie blieb. Sie hatten gar keinen Sinn fürs Höhere. Aber er, er — ach Gott, wie konnte der Julius tanzen! Auf dem Kränzchen, wo sie ihn letzten Winter kennen gelernt hatte, bei Streitz in der Hasenheide, hatte er alle Mädchen bezaubert. Aber an sie, sagte er, hätte er sein Herz verloren auf den ersten Blick.

Und sie würde ihn doch heiraten, was die Familie auch sagte! Eigensinnig stierte Auguste geradeaus. Und wenn's nicht im Guten ging, dann — das blasse Mädchen seufzte auf und preßte die trotz der Hitze des Tages feuchtkalten Hände ineinander, wie um durch diesen fühlbaren Druck den eigenen Willen zu stärken — dann — ha, da war er ja!

Lässig stand er an einen Laternenpfahl gelehnt, mitten in allem Gedränge noch seine elegante Haltung bewahrend. Einen Zylinder hatte er auf, so glatt und blank, daß man sich darin spiegeln konnte — wie ruppig war der von Johann dagegen!

Auguste sprang auf im Wagen; sie wollte dem Geliebten winken, zunicken, sie reckte sich auf die Zehen, sie vergaß ganz, daß sie ihm vor den Ihren kein Zeichen geben durfte: „Pst!"

Da streckte die alte Badekow, die bis dahin ganz ruhig, scheinbar teilnahmlos dagesessen und die Hände

im Schoß des Trauerkleides gefaltet hatte, eine dieser mit schwarzen Filethalbhandschuhen bekleideten Hände aus: „Juste, setz dir!“ Und als die Tochter nicht hörte oder hören wollte, blieb der ruhige Ton wohl derselbe, aber die schwarze Hand rückte näher: „Setzte dir?!“

Da setzte Auguste sich. Die Beine waren ihr wie gelähmt vor Schreck: nun hatte die Mutter ihn gesehen.

Die anderen hatten den Herrn im Zylinder auch erkannt. Gottfried Lietzow stieß seine Lene an: „Der Paschke!“ Diese drehte sich nach dem Wagen herum; halb ärgerlich, halb mitleidig streiften ihre Augen den gesenkten Kopf der Schwester, und dann wechselte sie rasch mit Johanns Frau, der Grete, einen verständnisvollen Blick. Achselzucken, Kopfschütteln auf beiden Seiten; die Schwägerinnen waren sich völlig einig: Auguste war verrückt. Den Windhund gelüstete es doch nur nach ihrem Gelde — daß sie das partout nicht glauben wollte! Gut, daß Johann nichts bemerkt hatte! Frau und Schwester schielten nach Johann hin: der wäre außer sich über so ein Gehabe vor allen Leuten. Man muß doch immer wissen, wer man ist. Gott im Himmel, jetzt heult sie gar!

Dicke Tränen rollten über Augustens Wangen. Vergebens suchte sie ihnen durch ein krampfhaftes Naseschnauben Einhalt zu tun. Immer tiefer senkte sie den Kopf.

„Na, weene man nich, weene man nich,“ summte Gottfried auf seinem Bock. Aber dann schüttelte auch er den Kopf. Er wollte etwas Neckendes sagen, doch

ein „Ah!", das wie ein Aufseufzen der Erleichterung durch die harrende Menge ging, ließ ihn verstummen. Alle Köpfe richteten sich mit einem Ruck.

Musik ertönte; man hörte sie jetzt nah und näher kommen, vom offenen Felde her, hiner dem Wirbel goldigen Staubes hervor, der wie eine Wolke sich vor die Augen legte. Das war der Militärmarsch, das waren die Truppen! Horch, Pferdegetrappel! Die Wolke teilte sich. Umrauscht von den Klängen des Siegesmarsches nahten die Sieger.

Gottfried Lietzow sprang auf dem Bock in die Höhe, er riß den Hut vom Kopf. „Hurra, sie kommen!" Und im Jubel brauste die Stimme der Menge nach: „Hurra, sie kommen! Hurra, hurra, hurra!" —

Seit dem frühen Morgen hatten sich die Truppen auf dem Tempelhofer Feld gesammelt, fast noch vor Tau und Tag. Jetzt rückten sie an im Paradeschritt, eine bunte Riesenschlange, deren Schuppenglieder sich wanden im mittäglichen Licht. In Waffen und Wehr, mit blanken Knöpfen, mit goldenen Helmspitzen, mit Fahnen und Standarten, mit dem ganzen Stolz in den Mienen, den der Sieg verleiht. Freudiger Jubel erschallte: jetzt kamen sie. Sie kamen, die das Reich gerettet, die der Stadt Berlin heute den größten Festtag geschenkt!

Fester schlossen sich die spalierbildenden Innungen aneinander. Von hinten drängte die Menge des Volkes in gewaltiger Flut: daß man auch nur ja alles zu sehen bekam! Diese braven Jungen! Ob bekannt oder un=

bekannt, jedem von ihnen hätte man gerne die Hand geschüttelt. Famose Kerle! Glückselig die Mutter, die einen Sohn dabei hatte!

Eine Kinderstimme kreischte hell: „Siehste'n? Den da? Den mit all die Ordens? Hei, den da aufs Pferd! Au, fein!"

Generalfeldmarschall Graf Wrangel führte den Siegeszug an. Er hatte schlechtere Zeiten mitgemacht, der alte Mann. „Papa Wrangel hoch, hoch, hoch!"

Männer rissen die Hüte vom Kopf, Frauen die Tücher aus der Tasche, Kinder hoben die Hände hoch. Überall Schwenken, Wedeln, Winken, Bewegung, frohe Neugier auf allen Gesichtern. Jetzt gab's aber was zu sehen!

Da die Generäle von Blumenthal, von Stosch, von Stieler, Herwarth von Bittenfeld, Vogel von Falckenstein; der ganze Stab im Glanz der Uniformen. Wer kannte die nicht? Und hatte man sie auch noch nicht so in Wirklichkeit gesehen, man kannte sie doch aus dem Kriegsalbum, das in keinem Hause fehlte. Und da Podbielski! ‚Nichts Neues vor Paris' — „hurra, Podbielski!"

„Hoch, hoch, hoch! Hurra, hurra, hurra!" Ein buntes Gewimmel von Uniformen, besternt und bekreuzt.

„Ha, Bismarck! Bismarck! Bismarck!"

„Moltke!"

„Roon!"

Das war ein Geschrei. Aber jetzt verstummte es plötzlich. Eine Stille setzte ein.

Da war der alte König.

Wie treue Paladine, schützend in Leid, stützend in Freud, umgaben die Helden den greisen Herrn. Ein Anblick, zum Rühren schön.

Ein Raunen ging von Mund zu Mund, ein Raunen der Ehrfurcht, ein Lispeln der Andacht: ein alter Mann schon und doch noch so forsch zu Pferde! Ja, das war einer, den der Himmel liebte! Greise Haare, aber die Wangen ganz frisch. Und wie er grüßte! So einfach, so natürlich. Unablässig führte er die Hand zum Helm. So grüßte kein anderer. Wie Sonnenschein ging es über sein Gesicht, die Freundlichkeit lachte ihm aus den Augen.

Frauen schluchzten auf, Männern wurden die Augen naß. „König Wilhelm — unser Kaiser!" Der Stille folgte ein einiger Schrei.

Das waren nicht Hochrufe mehr, noch vielstimmige Hurras, das war ein einziges Donnergetöse, brausend und rollend, die Erde durchrüttelnd, den Himmel erschütternd. Das war ein Orkan, hinstürmend gewaltig, Bäume entwurzelnd, Berge versetzend, Mauern umstürzend. Das war ein Strom, steigend und schwellend, immer höher quellend, alle Dämme einreißend, alle Schranken überstürzend, alle Ufer überschäumend; das war eine Flut wie ein Meer, kein Ende davon zu sehen, bis in die Ewigkeit reichend — das war die Liebe des Volkes.

„So'n Mann, nee, so'n Mann!" flüsterte die alte Badekow und stand nun auch im Wagen wie ihre Kinder.

Gottfried zappelte sich ab auf dem Bock mit Händen und Füßen. Die Frauen winkten, selbst Auguste winkte, wenn auch matt, gedankenlos. Nun zog auch Mutter Badekow ihr Taschentuch.

Sie liebte den alten König. Das war ihr König, den sie immer gucken gegangen war, den sie oft gesehen hatte, ganz nahebei, wenn er zu Pferde stieg, um zur Parade aufs Tempelhofer Feld zu reiten. O, sie kannte ihn ja so gut! Als sie noch ihren Stand gehabt hatte, Mittwochs auf dem Gendarmenmarkt, dicht vorm Schauspielhaus, und Sonnabends auf dem Dönhoffplatz, gerade bei der Meilensäule, da war immer einer aus seiner Küche zu ihr gekommen und hatte für seine Tafel bei ihr gekauft. Und sie hatte da nie aufgeschlagen; es war ihr immer eine Ehre gewesen. Ihr Kohl und ihre Rüben, ihr Salat und ihre Eier hatten ihrem König schon gut geschmeckt, als er bloß erst Prinzregent gewesen war — und nun war er Kaiser, Kaiser! Ach, wenn sie doch ihren Stand auf dem Markt noch hätte!

In das Auge der Frau, das so klar und verständig blickte, drängte sich etwas wie eine Feuchtigkeit; ihr Herz zog sich zusammen. Sie konnte nicht mehr sehen, wer dem Kaiser folgte. Was gingen sie auch die anderen Fürsten und Prinzen an?!

Und wie Hanne Badekow, so ging es vielen. Dem Kaiser hatte das Hauptinteresse gegolten, ihm, seinem greisen Haar, seinem guten Auge, seinem freundlichen Mund. Wohl lächelten die Gesichter dem Kronprinzen

entgegen, die Frauen staunten: „Ah, war der schön!“ Aber König Wilhelm, der Kaiser, war nun vorüber, nun war's wieder wie beim Beginn des Zuges, man jubelte wohl und freute sich sehr, aber ein Herzpochen wallte erst wieder auf, als die Jungen nahten, die braven Jungen im Paradeschritt.

Die Musik spielte, erbeutete französische Adler, Fahnen, Standarten wurden im Triumph getragen. Dem ersten, dem zweiten Garderegiment zu Fuß folgten die Gardejäger, dann die Füsiliere — jedem Berliner lachte das Herz: ha, die Maikäfer! Dann kamen die Pioniere, Feldartillerie und die Gardehusaren.

Nun die zweite Division! Jawohl, man kannte seine Garde genau: das waren die Grenadiere, die Kaiser Alexander aus der Alexanderstraße! Nun die Gardeschützen vom Schlesischen Tor. Und jetzt kamen die Franzer von der Neuen Friedrichstraße und das Regiment Königin. Hinter der Pionierkompagnie wieder Artillerie und die zweiten Ulanen draußen von Moabit!

Pferdegetrappel; andauernder, das Pflaster erschütternder Hufschlag. Ein lautes Ah der Bewunderung: jetzt kamen die allerglänzendsten Regimenter! Die Gardes du Corps aus Charlottenburg, die Gardekürassiere — und jetzt, jetzt — das Ah der Bewunderung wandelte sich in ein Ach des Mitleids — die Dragoner hier aus der Kaserne vorm Halleschen Tor, die armen Jungen, die ‚zahmen Lerchen‘! Sie hatten schwer gelitten bei Mars-la-Tour, ihr Blut war geflossen.

Ein unsicherer Blick Johann Badekows streifte die Mutter, unwillkürlich hob sich sein Arm, als wollte er sich stützend hinter ihre schwarze Gestalt legen. Ja, das waren sie, die ersten Dragoner, bei denen der Wilhelm als Vierjährig-Freiwilliger eingetreten war; er hatte das gern gewollt, weil er es von da so nahe gehabt hatte zur Mutter nach Haus.

Auf dem Bock hob Lene Lietzow ihr Taschentuch an die Augen. Sie konnte und mochte nicht hinsehen: wie schrecklich, daß Bruder Wilhelm nicht mehr mit einzog! Er war so ein netter Junge gewesen. Ihr war es jetzt, als hätte sie keines ihrer anderen Geschwister auch nur halb so gern. Daß gerade der Wilhelm hatte sterben müssen, und so jung, kaum zwanzig Jahre! Es durchfuhr sie ein Schauder, wie sie in ihrem Leben noch keinen verspürt hatte. Sie mußte sich auf die Lippen beißen, um nicht laut heraus zu weinen, und dann ärgerte sie sich über sich selber: warum war sie nicht lieber zu Hause geblieben und kochte das Mittagessen? Wenn die Magd nur die neue Bratpfanne nicht einbrennen ließ, dann war's vorbei mit dem Rippespeer! In bitterem Kummer weinte Frau Lene in ihr Taschentuch.

Auch Johanns Frau kämpfte mit den Tränen. Sie sah es im Gesicht ihres Mannes seltsam zucken und arbeiten. Das war Grete gar nicht gewohnt, daß er so viel Bewegung zeigte. Aber freilich, Wilhelm war der Jüngste gewesen, und Johann, als Ältester, hatte Vaterstelle bei ihm vertreten. Ja, es war hart, ein Kind zu verlieren! Die frische Frau mit den starken Farben

wurde ganz blaß. Liebkosend fuhr sie über die Köpfe der eingequetschten Zwillinge, und dann sah sie ihre Schwiegermutter an: daß die sich hierher getraut hatte!

Aber die Badekow stand fest. Ihre kleine, in den Hüften breite, bäuerliche Gestalt brauchte keines Anhalts. Ganz ruhig stand Hanne; seit ihr alter König vorüber war, sah sie wieder klar. Sie stand mit trockenen Augen und sah das Regiment vorüberziehen, bei dem ihr Jüngster gedient hatte und gefallen war bei Mars-la-Tour. Sie hatte es gehört und gelesen, wie viele da gefallen waren — hundertunddreißig Mann, neun Offiziere, selbst der Regimentskommandeur — anderen Müttern ging es nicht besser als ihr. Freilich, Rieke Längnick hatte ihren Sohn zurückgekriegt — halt, ach, kam da nicht gerade der Paul vorüber?!

Hanne Badekow reckte sich auf die Zehen, sie ärgerte sich, daß sie so klein war; sie machte den Hals lang, sie wollte sehen, sie mußte sehen, wie der Paul einzog, wie er seiner Mutter zunickte, wie er sie mit den Augen grüßte, wie er lachte übers ganze Gesicht.

Der Paul kam zurück! Ein eifersüchtiger Schmerz durchzuckte das Herz der trauernden Mutter, wie in einem Krampf rang sie schwer nach Luft, heiß wollte es ihr aus den Augen drängen. Da hörte sie ihre Tochter Lene auf dem Bock schluchzen und bemerkte, daß manch einer der den Wagen Umdrängenden nach den in tiefe Trauer gekleideten Gestalten hinsah. Nein, man mußte nicht weinen! Nicht hier vor allen Leuten. Gott im Himmel wußte es ja, wie tief sie den Wilhelm im Her-

zen trug, denn er hatte noch unter ihrem Herzen gelegen, als ihr Mann, Johann Jakob, plötzlich gestorben war. Als sie auf einmal mit all den Kindern allein dasaß und für alles aufkommen mußte, für Haus und Hof, Acker und Vermögen; sorgen mußte, daß die Söhne ordentlich wurden und die Töchter sich gut verheirateten. Der Wilhelm hatte so ein lustiges Lachen gehabt, er war der Fröhlichste von all ihren Kindern gewesen. Wenn sie müde mit ihrer Fuhre von Berlin zurückkam, ihren Marktrock ausgetan hatte und die schweren Schuhe, und sich dann zum Ausruhen in ihren Stuhl setzte, dann hatte der Junge immer bei ihr auf dem Fußschemel gehockt, und sie war immer sehr froh gewesen. Nun fuhr sie schon jahrelang nicht mehr zu Markt; Johann hatte so lange geredet, es schicke sich nicht mehr, bis sie es aufgegeben hatte. Ach, und auf ihrem Fußschemel würde der Wilhelm auch nie mehr sitzen!

Die Blicke der Badekow suchten die Längnick. Sie konnte ihrer Cousine Rieke gerade ins Gesicht sehen, und sie begriff nicht, daß das so wie immer war. Hatte Rieke denn nicht gesehen, daß ihr Paul vorbeizog? Oh, doch! Das war die Miene, die Rieke immer aufsetzte, wenn sie sich so recht dicke tat. Aber mochte sie, mochte sie! Sie war ja auch eine Mutter.

Aus Hanne Badekows Herzen schwand plötzlich die Eifersucht, sie nickte bedächtig: und Rieke hatte nur dies einzige Kind, *sie* hatte der Kinder viele. Der Wilhelm war tot, war gestorben für König und Vaterland, hatte seine Pflicht getan und ruhte nun selig —

aber da waren ja noch die anderen! Johann, der wie sein Vater war, bedächtig, sparsam, wie es sich gehörte, und der auch so solide geheiratet hatte. Seine Grete war eine Schellnack. Die Schellnacks hatten Land bis Britz und Mariendorf. Die Schellnacks hatten schon eine Hufe im Dorf gehabt, als die Ordensritter noch auf Templow saßen. Ja, Johann hatte gut geheiratet — aber ihr Zweiter? Hätte der Jakob sich nur besser vorgesehen!

Die Badekow schüttelte aus ihren Gedanken heraus ein paar Mal den Kopf. Mit dem Jakob war es überhaupt nicht so, wie es sein sollte. Am Ende wäre es doch besser gewesen, er hätte nicht Kaufmann gelernt, trotzdem er so klug war. Nun hatte er wohl in Berlin den feinen Laden — eine Spiegelscheibe als Fenster — aber ob auch wohl welche 'reinkamen und kauften? Und ob Marianne auch immer zur Zeit die Zinsen kriegte von dem Geld, das sie dem Bruder ins Geschäft gegeben hatte? Es kam der Marianne zwar nicht darauf an, der Vetter ihres Vaters, der Christoph Badekow aus Britz, den sie geheiratet hatte und der gestorben war vor nun bald einem Jahr, hatte ihr alles vermacht.

Lene war auch sehr gut mit Gottfried Lietzow gefahren, sie und ihr Mann waren aus einem Holz. Um die Töchter brauchte sie sich nicht zu sorgen. Aber — da waren noch Auguste und Mieke!

Die Mutter wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn; Schweiß war ihr ausgebrochen. Bang folgten ihre Augen dem letzten des vorüberziehenden

Dragonerregiments. Hellblau und rot, eine schöne Uniform — ach, das größte Glück war vorbei! Sie seufzte auf.

Doch ihr Gesicht glättete sich rasch wieder, die Falten verschwanden. Das war ja im Leben nun einmal so: heute kam der 'ran und morgen jener. Sie hatte ja auch lange Jahre immer auf demselben Stand gesessen, und es war ihr gut gegangen — nein, sie neidete der Rieke nicht, daß die nun obenan saß!

Hanne Badekow setzte sich nieder, bedächtig und langsam auf die Bank des Wagens. Die schwarzen mit Filethalbhandschuhen bekleideten Hände faltete sie in ihrem Schoß.

„Na ja," sagte sie.

Zweites Kapitel

Die Längnicks, die Badekows und die Schellnacks waren die reichsten in Tempelhof. Die Lietzows hatten aber auch Geld, besonders Gottfried stand sich gut, nicht bloß weil er seine Cousine, Lene Badekow, zur Frau hatte, sondern auch, weil er es verstand, die Handelsgärtnerei, die Spargelkultur, den Obstbau, die Hühnerzucht, die Milchwirtschaft und noch manches andre so schwunghaft weiter zu betreiben, wie es sein Vater, der alte Lietzow, angefangen hatte.

‚Mistfink', sagte zwar sein Bruder Karl, der Kaufmann, von ihm; und Karls Frau, die hübsche Ida, zuckte die vollen Schultern, wenn von Gottfried die Rede war. Sie rümpfte die Nase: Kleinigkeitskrämer! Wie konnte man sich nur um ein paar Groschen so abrackern?! Aber im Grunde ärgerte sie sich, daß ihre Schwägerin Lene immer vergnügt aussah. Und Karl ärgerte sich auch, wenn er vor seiner Ladentür stand, die sehr bescheidene Auslage im Fenster musterte — ein bißchen Reis, ein bißchen Mehl, ein bißchen Kaffee, ein ewiger Zuckerhut, dessen blaues Papier schwärzlichen Fliegenschmutz zeigte — und wenn er dann sah, wie drüben, jenseits der Lindenreihe, vor dem langgestreckten

Haus des Bruders die Karren hielten, welche Kartoffeln, Obst, Gemüse nach Berlin fuhren, und wie die Händler kamen und gingen und wie dem Gottfried, der in hohen Transtiefeln, die Hände in den Hosentaschen, draußen herumstand und dem Aufladen zusah, das Geld nur so zuströmte. Wenn Karl auch die Schankgerechtigkeit neben seinem Ladengeschäft hatte und in der Hinterstube immer Ackerknechte und Fuhrleute, besonders die Hauderer saßen, die aus Britz und Mariendorf nach Berlin wollten, Leute, die ganz ordentlich was durch die Gurgel jagten, es kam doch nichts Rechtes dabei heraus. Und die feinste Kundschaft war es auch nicht. Die Ansässigen gingen alle zu Kiekebusch. Als ob es da etwas Besseres zu trinken gäbe! Aber die Tempelhofer waren nun einmal so: wie die Ochsen, immer an die altgewohnte Krippe.

Die Gastwirtschaft von Kiekebusch war der frühere Erbpachtkrug, in dem schon vor hundert und hundert Jahren die Tempelhofer sich betrunken hatten; in dem schon die alten Sünder, die Ordensritter, es nicht verschmäht hatten, einen Trunk zu nehmen, wenn sie von ihrer Burg durch den unterirdischen Gang, der im tiefen Keller des Krugs einen Ausweg hatte, zu ihren heimlichen Liebchen im Dorfe schlichen.

Karl Lietzow hatte als junger Mensch eine Berlinerin zur Frau gehabt. Als diese im Wochenbett gestorben war, hatte er sich wieder in ein Mädchen aus der Stadt verliebt; er war nun einmal an das Städtische gewöhnt. Geld hatte die hübsche Ida keines gehabt,

aber sie hatte schöne braune Augen, und die waren im Laden und besonders im Ausschank ebenso viel wert wie Geld. Sie selber empfand es nicht drückend, daß sie keinen Pfennig hatte, nicht einmal eine Aussteuer; da war ja noch genug von der vermögenden ersten Frau da. Deren Röcke und Hemden paßten ihr, in die Betten legte sie sich; sie nahm alles an sich. Sie, die an nichts gewöhnt war, fand Karl Lietzow sehr reich. Es konnte ja gar nicht alle werden, und es wäre geradezu lächerlich, wenn man jeden Groschen zweimal umdrehen wollte.

Ida ärgerte sich, als sie am Morgen des Truppeneinzuges die Lietzows den Break besteigen sah. Karl und sie wollten auch hin und den Einzug sehen, es war ein weiter Weg, das Feld war staubig, die Sonne heiß; war es nicht unerhört, daß Gottfried sie nicht aufgefordert hatte, mitzufahren? Bei solchen Gelegenheiten erinnert man sich doch der Verwandtschaft.

„Na, er muß doch die Badekows fahren, und denn is die Fuhre ja schon mehr als voll," versuchte Karl den Bruder zu entschuldigen.

Da sah sie ihn so kalt an mit ihren braunen Augen, so fast verächtlich, daß er nicht Lust hatte, noch ein Wort zu reden. Sie sagte auch nichts mehr. Sie sagte überhaupt nie etwas, wenn sie recht böse war. Wenn die Wut in ihr kochte, und die kochte leicht, dann kniff sie nur den Mund zusammen, daß die vollen Lippen ganz schmal wurden und über den Glanz ihrer Augen, über das ganze rosige Gesicht sich ein bleichender Schleier legte. —

Es war spät, als Karl Lietzows zum Einzug gingen. Tempelhof war wie ausgestorben; alle waren längst fort, nur Hühner scharrten im tiefen grauen Sand vor den Häusern, und in der Mitte der breiten Dorf-straße, wo die alten Linden stehen, watschelten Enten und schnatternde Gänse über den abgerupften berasten Grund. Die Linden blühten schon. In der warmen Sonne hatten sich all die goldenen Büschel geöffnet, Bie-nen umschwärmten sie mit einem Gesumm, das laut wirkte in der großen Stille.

Hinter Zäunen lagen die niedrigen Häuser recht ge-mütlich mit ihren schmalen Eingängen, die noch schmaler erschienen gegen das breite Hoftor nebenan, durch das morgens die Milchkarren rasselten, im Herbst die Ernte-wagen ratterten, das ganze Getriebe der Ackerwirt-schaft aus- und einrollte. Um die weit übergebauten Türen der Wohnhäuser rankten blühend Jelängerjelie-ber und halbwilde Rosen, und grüne Bänke standen dar-unter. Der Flur war freilich dadurch so verdunkelt, daß man, wenn man für gewöhnlich dort aß, eigentlich nur durch den Geruch wahrnehmen konnte, was man auf dem Teller hatte. Aber es saß sich an Sommerabenden angenehm unter den überbauten Eingängen, wenn der Staub sich verzogen hatte, den die in die Ställe heim-kehrenden Schafe zu Wolken aufwirbelten, wenn die Blu-men auf dem schmalen Gartenstrich zwischen Haus und Straße ihre betauten Köpfe senkten und die Grillen in den alten Mauern zirpten. Und zur Zeit der Lindenblüte ging dann ein Duften aus von den Dorflinden, fremd-

artig-süß und doch wieder heimatlich-vertraut, ein Duft, sanft und kraftvoll zugleich, der sich mischte mit dem erdigen Geruch der Gemüsegärten, der nährenden Felder und mit dem starken Dampf des warmen Mistes, der aus dem Viereck der Höfe, aus den großen Ställen und Scheunen hinter den kleinen Wohnhäusern aufstieg.

Pfui, wie das stank! Ida Lietzow hatte sich noch immer nicht an das ‚Tempelhofer Parfüm‘, wie sie es nannte, gewöhnen können. Pfui, und der Staub! Man watete wie durch graues Mehl. Verdrossen schleifte im Sonnenbrand Ida ihr langes Kleid neben ihrem Mann her.

Unabsehbar dehnte sich das Feld. Sie gingen jetzt auf der Chaussee mitten hindurch, aber rechts und links war kein Ende zu entdecken. Heute liefen zwar Menschen genug hier herum, aus weiter Ferne gesehen wie Ameisen. Aber die Öde blieb doch, wenn da auch Menschen waren, unzählige vielleicht; man konnte sie nicht erkennen. Da war vielleicht Lärm, aber man hörte ihn nicht; Stimmen riefen vielleicht, aber sie verhallten ohne Laut in der unermeßlichen Weite.

Ida hatte sich das Tempelhofer Feld ganz anders vorgestellt, als sie es nur vom Hörensagen kannte: Paraden, Musik, Wettrennen, schöne Offiziere, schneidige Reiter, mutige Pferde. Aber dünnes, zertrampeltes mottenfräßiges Gras, hier und da ein Pfuhl in umbuschter Kuhle, das war das Tempelhofer Feld. Sie schüttelte sich. Wenn wenigstens ein paar Häuser hier ständen, daß man doch ohne Furcht gehen könnte! So

war man ganz abgeschnitten von Berlin. Alle Stunde zwar sollte der Omnibus fahren von ‚Unter den Linden‘ bis Tempelhof, aber nur im Sommer fuhr er stündlich. Mit scheuen Blicken sah die Frau sich um: huh, hier möchte sie um keinen Preis gehen, wenn es dämmerte! —

Sie waren zu spät aufgebrochen, Ida hatte gerade im letzten Augenblick noch etwas zu besorgen gehabt, was sie vergessen hatte schon seit acht Tagen. Die Truppen marschierten bereits vom abgesteckten Gelände hinein in die Stadt. Es war nicht durchzukommen; sie mußten warten. Ida gähnte abgespannt. Mit einem Seufzer setzte sie sich an den Chausseerand, ließ die Füße in den Graben hängen und lehnte Rücken und Kopf an eine Pappel. Die Sonne blendete, man erstickte fast von dem Staub, den Füße und Hufe aufgewirbelt hatten zu einer dunstigen Wolke. Die junge Frau drückte die Augen zu. Hinter ihren geschlossenen Lidern blitzten allerlei Gedanken auf, Wünsche und Träume jagten sich. Sie hörte die Militärmusik, das Brausen der großen Menge, der Welt und der Stadt, und sie riß plötzlich die Augen weit auf — ach, was lag da nicht alles jenseits des verwünschten Feldes! —

Der letzte Soldat mußte erst abmarschieren, bis sie den Truppen im Rücken nachdrängen konnten. Ida hatte für ein Mittagessen daheim nicht gesorgt: ach was, man konnte ja auch in der Stadt essen! Ins Geschäft würde heute sowieso keiner kommen, weder in den Laden noch in den Ausschank; Magd und Hausbursche hatten Urlaub

bekommen, und wenn etwa jemand käme, dann war ja Hulda zu Haus, und die wußte überall Bescheid.

Das Ehepaar hatte Durst. Karl schlug vor, irgendwo einzukehren, und dieser Gedanke söhnte Ida aus; sie hing sich ihrem Mann an den Arm.

Und nun drängten sie weiter, an Ehrenpforten und Trophäen vorüber, vorbei an girlandenbehängten Häusern, schwammen immer weiter mit dem flutenden Strom. Karl wußte manche gemütliche Kneipe, aber heute kehrte man nicht im ‚Dusteren Keller' ein, nicht einmal bei Deibel. Heute suchte man sich drinnen in der Stadt etwas extra Feines aus, darin waren die beiden sich ganz einig.

Karl schob den Hut zurück und knöpfte die Weste auf; sein Schlips — gute Seide, aber befleckt — löste sich und hing lang herab. Er merkte es nicht. Sie merkte auch nicht, daß man ihr auf den Rock trat; an der Seite hing schon ein Stück Unterfutter vor, und hinten schleppte die Schnur nach. Die schönen Augen der jungen Frau glänzten.

Gottfried Lietzow fuhr an dem Paar vorüber, als er nach Hause kutschierte. „Ida, sieh da," sagte er und stieß einen leisen Pfiff aus. „Haste jesehen, Lene? Karls!"

Lene hatte, wenn sie nicht sehen wollte, niemals Augen. „Ich hab' se nich sehen können!"

„Nich sehen w o l l e n!" Gottfried lachte, aber das Lachen kam ihm nicht recht von Herzen. „Man müßte sich eigentlich um Karlen mehr kümmern," sagte er nach-

denklich, „ich bin doch älter. Un jesund ist er ooch nich!"

„Na, so kümmere dich doch!"

„Nee, ich alleine nich. Du mußt dich ooch mit kümmern!"

„Ich?!" Lene brauste auf. Das sollte ihr gerade einfallen, auf diese Person Rücksicht zu nehmen! Was war die denn, wo war die denn her? Und die wollte es ja auch gar nicht, daß man sich um sie kümmerte. Hatte man's je erlebt, daß sie gekommen wäre, sich Rats zu erholen? Und wie sie die Wirtschaft verschlampte! Und die Kleine, die Hulda, sich selber überließ! Immer sah man das Kind ganz allein mit den Teckeln. Eine Schande, sich so wenig um die Stieftochter zu kümmern!

„Na, denn kümmre du dich doch en bißken um se!" In Gottfrieds Stimme lag eine Bitte. „Leneken! Weißte, ich denke, mit der — der —" er nannte den Namen nicht, aber seine Frau wußte ganz genau, wen er meinte — „mit der könnte es mal verdammt schief jehn. Und mit Karlen —?" Er zuckte die Achseln, und dann sah er seine Frau an.

Wenn ihr Gottfried den Ton hatte, konnte Lene zu nichts ‚Nein' sagen. Nun ja, wenn er es denn gern wollte, konnte sie wohl mal zu Karls hingehen. Man konnte sie ja auch mal einladen; zu Gottfrieds Geburtstag vielleicht, es war noch lange bis dahin. Und dann — die Kleine konnte ja mal herüberkommen zu den Erdbeerbeeten!

Gottfried nickte beifällig. Sein umwölkter Blick erheiterte sich.

Gottfried Lietzow war nicht hübsch, wohl groß, aber vierschrötig, mit wulstigem Genick; und verschimpfiert war er auch, als Kind war er in die Futterschneidemaschine geraten, die hatte ihm an der rechten Hand den kleinen und den vierten Finger glatt abrasiert, darum hatte er auch nicht zu den Soldaten gebraucht. Er trug den Trauring am Mittelfinger. Aber Augen hatte er von so reinem Blau, daß Lene, als er sie jetzt freundlich ansah, in den lachenden Himmel zu blicken glaubte.

Und nun überbot sie sich selber: von den Kirschen konnte die Kleine sich auch holen kommen. Und später von den Aprikosen. Die Lietzows drüben hatten ja nicht einmal einen Garten, nur einen Gang hinterm Haus mit Büschen bepflanzt, an dem entlang die Kegelbahn lief; und in der Ecke die winzige Laube. Mochte die Hulda nur immer herüberkommen!

Gottfried nickte ihr zu; sie nickte ihm wieder zu.

Friede war in der Luft, sie fühlten ihn alle.

Selbst die Polizei mahnte heute friedlich und sanft: „Zurück!" Mit ausgebreiteten Armen wiesen die Schutzleute die andrängende Welle vorwitziger Zuschauer ganz sacht hinter die Schranken, es gab heute keinen Krakeel. Sanftmütig verzieh man dem Hintermann, der einen stieß, und zu dem, der einem auf die Füße trat, sagte man: „Bitte!" Friede, Friede! Heute war ein Tag, allen Groll beiseite zu lassen.

Und doch bäumte sich in Gottfrieds Herzen etwas

von Groll, als sie nun heimwärts fuhren, immer der schnurgeraden Chaussee nach, und immer der Wagen der Längnick eine Pferdelänge vorauf war. Gottfried Lietzow hieb kräftig auf seinen Gaul, daß er wacker ausgriff — die alte Schindmähre da vorne würde man doch noch überholen können! — aber kein Zungenschnalzen half und kein Peitschenschlag. Die Längnick blieb vorne.

* * *

Das Stammhaus der Badekows und das der Längnicks lagen sich schräg gegenüber, ungefähr so, wie am anderen Ende der Dorfstraße die Brüder Lietzow einander gegenüber wohnten. Separieren konnte man sich in Tempelhof nicht. Da war nur die eine lange und breite Hauptstraße, die, von der Rixdorfer Richtung her, bei den Badekows anfing und bei Gottfried Lietzows Kohlgärten endigte, in den Feldern auf Alt-Schöneberg zu. Was noch so darum herum wohnte, das war schon nichts Rechtes mehr: Zugezogene, kleine Beamte, Leute, die auf Tagelohn gingen. Alle die eingesessenen alten Geschlechter, die Schellnacks, die Kiekebuschs, die Lübeckes, Hahnemann vom Hahnenhof, wohnten die Linden entlang.

Das eigentliche Tempelhof, von dem das Dorf seinen Namen hatte, der Grund und Boden, auf dem zuerst der Orden der Templer gesessen hatte und dann die Johanniter, dann Freiherren und Grafen und fürstliche Herren — der ehemalige Templerhof — gehörte jetzt einem Bankier. Aber es hieß, auch er wollte das Gut

schon wieder verkaufen. Die tiefen Keller des Ordens, in denen die Herren ihre Weine gepflegt hatten, waren jetzt zugeschüttet; die sonnigen Gärten, in denen sie Obst gezogen und ihr Gemüse gebaut, waren verwildert, riesige Bäume, wie wilde Waldbäume, hoben darin ihre Kronen. Von den festen Mauern des ehemaligen Burghauses war jetzt nichts mehr zu finden. Der unterirdische Gang, in den waghalsige Dorfjungen vergebens einzudringen versuchten, war verfallen. Durch zu viele Hände war der Besitz der Templer geglitten. Nichts von dem, was sie angelegt hatten, war geblieben, als der Graben, der, tief und dunkel, wie einst noch den alten Templerhof umgab; und hinter Gottfried Lietzows Gemüsegärten das Kirchlein, das die geistlichen Ritter einst gebaut hatten am Klarensee, sich zur Ehre, ihren dörflichen Zehntpflichtigen zu Nutz und Frommen. Aber der Klarensee war zum sumpfigen Dorfpfuhl geworden. — — —

Im Stammhaus der Längnicks saß Rieke Längnick. Sie war ganz allein. Nun war der Einzug schon Stunden vorüber, aber weder Knecht noch Magd waren zu Hause; der Kutscher hatte sich auch kaum die Zeit genommen, das Pferd auszuspannen, dann war er wieder auf und davon, wiederum zurück nach Berlin. Die Herrin hatte selber das Pferd füttern müssen; aber das war ihr nicht ungewohnte Arbeit. Bei solchen Gelegenheiten mußte man eben den Leuten Freiheit lassen, sonst bekam man keine mehr; alle wollten sie jetzt in die Stadt und wollten höheren Lohn. Aber den gab sie

nun einmal nicht — nein, keinen Taler mehr! Ein hartnäckiger Zug verhärtete noch das Gesicht der Frau: dann lieber alles alleine schaffen!

Im Stuhl am Fenster sitzend, betrachtete die alternde Bäuerin ihre knochigen Hände: die hatten schon viel gearbeitet! Und dann lugte sie hinüber zu den Badekows: heute nachmittag, ungefähr zu gleicher Zeit mit ihr, waren die erst heimgekommen, aber nun waren Johann und seine Frau und Auguste und die blödsinnige Mieke schon wieder fortgefahren mit dem Gottfried Lietzow. Hanne Badekow war schön dumm, daß sie nun zu Hause die beiden kleinen Bengels hütete und auf die Tür paßte, während die anderen sich bei der Illumination amüsierten! Ob auch die Marianne heute abend mit nach Berlin war? Schade, daß man von hier aus nicht sehen konnte, wenn die reiche Witwe, mit ihrem Fuhrwerk von Britz kommend, Tempelhof passierte!

Rieke Längnick hatte ein Spiegelchen am Fenster, einen sogenannten Spion, ihr entging so leicht nichts.

In der Dämmerung, die hier innen dunkler war als draußen, weil die Fenster so klein waren und die niedrige Decke die Stube drückte, saß die Längnick einsam und spann Zukunftspläne. Ihr Paul war nun zurückgekommen, dreiundzwanzig war er, — freilich noch jung — und die Marianne war an die Dreißig! Rieke rechnete an den Fingern: der Johann war sechsunddreißig, Jakob fünfunddreißig — dann war da noch ein Junge gewesen, der war aber ganz klein gestorben, der wäre jetzt vierunddreißig — danach müßte die Marianne ja

schon dreiunddreißig sein. Hm! Die Rechnerin wiegte den Kopf. Aber was schadete das denn?! Gerade das Richtige für den Paul: eine gesetzte, verständige Frau. Von ihrem Mann, dem alten Britzer Badekow, mußte sie ein schweres Stück Geld geerbt haben, eine halbe Million Taler. Was hatte der Christian Badekow für Äcker und Wiesen gehabt! An die Anhalter Eisenbahn hatte er auch gut verkauft. Unsinn, eine halbe Million?! Mindestens eine ganze, wenn nicht mehr! Und der Marianne eigenes Erbteil kam doch später auch noch dazu. Das war eine Frau, bei der die Dreiunddreißig nichts ausmachten!

Entschlossen erhob sich die Längnick. Hanne war allein zu Haus, sie würde einmal zu ihr hinübergehen. —

Das Haus der Badekows war durch den Flur in zwei Hälften geteilt. Die beiden Stuben links vom Eingang hatte sich die Mutter reserviert, und darüber die große Mansarde für Auguste und Mieke. Die ganze größere rechte Seite aber, und was sonst noch an Kammern und Winkeln im Hause war, gehörte Johann. So hatte Hanne Badekow es selber bestimmt, als der Sohn heiratete; er war der Älteste, ihm fiel ja doch einmal der Hof zu. Nur eine kleine Kammer nach hinten heraus hatte sie noch beansprucht, die hatte sie sich als Küche herrichten lassen. So recht ihr die Schwiegertochter auch war, jung und alt taugte nicht zusammen; ihr eigenes bißchen Essen, das kochte sie sich lieber allein.

Die Badekow sah die Längnick nicht über die Straße kommen. Ihre Gedanken waren weitab geglitten von

dem, was um sie war. Draußen im Flur tobten die Zwillinge, sie kicherten hinter der Tür: Großmutter hörte nicht. Der Längnicks Paule war zurückgekommen — die Einsame seufzte auf — sie wollte doch Rieke bitten, daß sie ihn ihr gleich herüberschickte.

Es klopfte kurz und stark. Die alte Frau fuhr zusammen, hastig stand sie vom Stuhl auf: wer klopfte da?!

„Rieke, du —?!" Es war wie eine Enttäuschung.

„'n Abend, Hanne," sagte Rieke. Es klang so freundlich, wie es überhaupt von ihr klingen konnte. „Biste janz alleene?"

„Hm."

„Na, da können wir ja 'n bißken zusammensitzen." Die Längnick zog einen Stuhl herbei und setzte sich der anderen dicht gegenüber. „Deine Kinder haben woll nach Berlin jemacht. Wollste nich mit?"

„Wat soll ick da?! Ick bin zu alt davor, und —" zu traurig, wollte die Badekow sagen, aber sie verschluckte das. „Eener muß doch zu Hause bleiben!"

„Na ja, natürlich!" Aber dann wußte Rieke nicht gleich etwas Weiteres zu sagen, die andere schien so wenig aufgelegt zum Schwatzen, daß es schwer war, auf das Bewußte zu kommen. Eine Pause entstand. Aber dann faßte Rieke einen Entschluß: wozu das lange Gefackel? „Sag mal, wird deine Marianne denn nich bald wieder heiraten?"

„Heiraten? Kann sind — später. Aber jetzt doch noch nich!"

„Nanu, warum denn nich? Se is doch ooch in die Jahre. Wenn eene dreiunddreißig is!“

„Vierunddreißig,“ sagte die Mutter.

Was, vierunddreißig war die Marianne schon?! Die Längnick war nicht angenehm überrascht. Volle elf Jahre älter — ein bißchen viel! Wie konnte sie sich nur so verrechnet haben?!

„Se hat ja ooch jar nich nötig, zu heiraten,“ sagte die Badekow. „Se steht sich ooch so janz jut.“

Die Längnick spitzte die Ohren. „Se hat woll ville jeerbt von ihrem Ollen?“

„Hm ja!“ Hanne nickte. Ein wenig Stolz zeigte sich auf ihrem Gesicht, aber auch ein wenig Betrübnis. „Einmal hat die Marianne nu s o jeheirat't — un da war se dazu noch janz jung. Nu soll se nich noch eenmal s o heiraten!“

Nein, um Gottes willen nicht, das durfte nicht sein! Eine Frau, die sich so aufgeopfert hatte, mit ihren jungen Jahren immer in der Krankenstube gesessen hatte, nein, die mußte nun auch noch etwas vom Leben haben! Die Längnick war erfreut: das machte sich ja ganz großartig, wie von selber! „'nen Jungen muß se sich nehmen — 'nen hübschen jungen Mann. Det kennt se ja noch jar nich, wie det is. 'nen Mann, mit dem se sich ooch mal amesieren kann. 'nen Mann, der flink uf de Beene is, noch alle Haare hat un seine Zähne. 'nen Mann, mit dem se noch Kinder kriegt!“

Ja, das war richtig! Hanne nickte. Kinder wünschte sich die Marianne sehr. ‚Was soll ich mit all dem vielen

Geld, Mutter,' hatte sie einmal in einer schwachen Stunde weinend gesagt, ‚ich habe ja kein Kind!'

Und das verstand Hanne Badekow. Was sollte einem alles Geld, wenn man kein Kind hatte, es ihm zu vererben?! Rieke hatte recht, Marianne mußte sich wieder verheiraten. Aber was ging das eigentlich die Rieke an?!

Ein Blick, in dem ein leises Mißtrauen aufwachte, streifte den ungewohnten Besuch. Und dann sagte Hanne: „Det kann ja sind, det die Marianne wieder heiraten dut. Mir jeht det nischt an. Se is ja alt jenug."

Das war ablehnend. Aber die Längnick ließ sich nicht so leicht abweisen. „Mein Paule is ja nu wieder da," sagte sie mit einem Lächeln. „Ick wer' ihn denn mal rüber schicken!"

„Ach ja!" Hanne Badekow dachte jetzt nicht mehr an Mißtrauen: der Paul würde kommen, ihr vom Wilhelm erzählen! Endlich, endlich würde sie erfahren, wie ihr Sohn gestorben war! Zitternd ging ihr der Atem, sie sah die andere an voll sehnsüchtiger Erwartung: „Schick ihn mir man jleich, Rieke, ja?" Sie faltete die Hände im Schoß, wie sie immer tat, wenn es eine große Erregung zu bemeistern galt. „Junge Leute sind manchmal so komisch dadrin, 'ne alte Frau mögen se nich besuchen!"

Rieke nickte. „Da wer' ick schon vor sorgen. Und soll er denn nich ooch mal in Britz vorjehen? Er hat Mariannen ja noch jar nich konduliert zum Tode von ihrem Ollen!"

Es war dunkel in der Stube, so dunkel, daß keine der anderen Gesicht mehr erkennen konnte, aber sie brauchten sich auch gar nicht zu sehen. Ein ganz leises Lächeln huschte über der Badekow betrübtes Gesicht. „Was meine Tochter, die Marianne is, die hat ihm ja oftmal die Nase jeputzt, als er noch 'n kleener Pamper war mit 'ne Schnudelneese. Laß 'n man hinjehn!" Jetzt lachte sie auf, wie überkommen von etwas Komischem.

Rieke rückte mit ihrem Stuhl: was sollte das heißen? Wollte Hanne sich lustig machen über ihren Paul? Aber sie hielt an sich. „Ja, die beiden kennen sich schonst lange jenug," sagte sie und lachte auch dabei. „Er war 'ne niedliche kleene Bohne mit seinem blonden Krauskopp und den strammen Beenen. Is ooch en strammer Mensch jeworden!" Sie lauerte: was würde Hanne nun sagen?

„Det kann woll sind," sagte die.

Rieke Längnick erhob sich. Daß Hanne sie verstanden hatte, wußte sie ganz genau — aber gut Ding will Weile haben. Jedenfalls war der Anfang gemacht! Sie reckte sich in ihrer ganzen knochigen Größe und blickte auf die kleine Rundliche herab, die im Stuhle saß. Das wäre doch das erste Mal, daß Rieke Längnick das nicht durchgesetzt hätte, was sie wollte.

„'n Abend, Hanne! Ick wer' nu jehen, 'n bißken Abendbrot hinsetzen vor meinen Paule. Ick denke, er kommt vor Nacht zu Hause. Ick schicke ihn dir!"

Mit einem Lächeln, das auf ihrem Gesicht wie Tri-

umph aussah, verließ die Längnick die Badekow. Jetzt konnte sie es plötzlich kaum mehr erwarten, daß ihr Paul von Berlin heimkam. Morgen schon mußte er hier herüber. Und daß er nett war gegen die alte Frau! Er war manchmal ein bißchen schwer von Begriffen. Aber sie würde ihm schon eintrichtern, was er zu sagen hatte. Wie männlich und breitschultrig er jetzt auch geworden war, er würde doch immer der sein und bleiben, der er gewesen war: der Junge, der zu parieren hatte!

Festen Schrittes ging die Längnick über die Straße. Ihre Tür schlug sie so kräftig hinter sich zu, daß es wie ein Knall durchs öde Haus hallte. — —

Noch war niemand zurückgekehrt. Die meisten Tempelhofer waren nach Berlin zur Illumination, nur vereinzelt zeigte sich hier und dort ein flinzelndes Lichtchen in den niederen Häusern. Heute feierten die Tempelhofer so gut wie die Berliner. Das große neue elektrische Licht leuchtete herüber vom Halleschen Tor in verschiedenen Farben, wie von Blitzen war das dunkle Tempelhofer Feld heute zuckend erhellt. Von den Tempelhofer Bergen sah man an Stelle der Stadt nur ein einziges Meer von Licht. Das war eine Illumination! Die Sterne des Himmels erloschen vor ihrem Glanz, kein einziges der Gestirne der Nacht war zu sehen. Der Himmel trat zurück gegen die leuchtende Erde, wie beschämt zeigte er nur ein widerscheinendes Rot; die Tiefe gab ihm ab von ihrer Fülle des Lichtes.

Wie trunken wogte die Menge auf und ab durch die

Straßen der Stadt. Hier staute sie sich, dort staute sie sich; man reckte den Hals, man stellte sich auf die Zehen.

Das war doch das Allerschönste, das Brandenburger Tor! Eine aufgehende Sonne strahlte hinterm Kopf der Viktoria; Fackeln brannten längs des ganzen Gesimses.

Nein, nein, das Zeughaus war viel schöner! Da stiegen alle zehn Minuten Riesenballons auf mit Feuerwerkskörpern gefüllt — knall — Raketen, Leuchtkugeln, Schwärmer. Zischen, Knattern, Sprühen, Flammen nach allen Seiten.

Ach was, kam das Zeughaus wohl gegen den alten Fritz an?! Der stand in lauter blühenden Blumen, und rund herum glühten lauter Eiserne Kreuze und Kaiserkronen im flammenden Rot.

Und die Viktoria am Potsdamer Platz mit all den Kanonen! Und im Lustgarten die Germania mit Elsaß und Lothringen! Und die Schloßkuppel mit immerwährendem bengalischen Feuer! Und Gerson und Herzog und die reichen Bankiers!

So etwas wie heute war noch nie dagewesen. Die Bewunderung kannte keine Grenzen; man kannte überhaupt sich selber nicht mehr. Zivilisten und Soldaten gingen Arm in Arm, die Friseure mit den Zeugschmieden, die Vergolder mit den Seifensiedern, die Lackierer mit den Strumpfwirkern, die Bandmacher mit den Weißgerbern, die Steinmetzen mit den Buchbindern; Maurer, Schlosser, Klempner, Schneider, Maschinenbauer, Bäcker, Schuster, Metzger, Zimmerer, alle In=

nungen, alle Gewerke waren heute friedlich gesellt. Alle Bierhäuser saßen voll, die Weinstuben nicht minder. Der Abend war heiß, heiß von Sommerluft und brennenden Fackeln, von all den Fluten des Lichts. Am heißesten aber von einer Begeisterung, bei der man zuletzt nicht mehr wußte, warum man eigentlich so begeistert war. Es wurde viel getrunken. Man ließ den Kaiser leben, den Kronprinzen, Bismarck und Moltke, die Generäle, das ganze siegreiche Heer; man ließ sie alle, alle leben, sich selber daneben. —

Unter den Zelten im Tiergarten saßen Karl Lietzow und Frau. Karl sah blaß und abgespannt aus; es war eine Anstrengung gewesen, heute den ganzen Tag umherzuziehen in der Stadt bei dem Gedränge. Ida vertrug so etwas besser; ihre Wangen waren rot, ihre Augen blitzten. Jetzt wurde sie noch röter. Sie preßte die volle Brust heraus, zupfte an ihrer Kasacke und guckte dann schnell nach dem Nebentisch hin, wo ein Herr saß, der sie unverwandt anstarrte.

Es war Julius Paschke. Er war nicht wenig erstaunt über sein Glück: Donnerwetter, saßen da nicht die Lietzows aus Tempelhof? Das waren ja Verwandte von den Badekows! Nicht umsonst hatte er sich in Tempelhof umgetan, als Stadtreisender verstand er es, sich einzuführen, er war ganz genau orientiert. Die Häuser unter den Linden der Hauptstraße kannte er genau; die hübsche Frau Ida Lietzow war ihm gezeigt worden, als sie vor ihrer Ladentür stand und mit einem Käufer poussierte. Ihr Mann war der Bruder von

Augustens Schwager, so mußte sie ja sicher Bescheid wissen über die Badekows.

Als ob Paschke in Idas Blicken eine Aufforderung läse, kam er jetzt heran. Er grüßte mit einer höflichen Verneigung: „Gestatten, ist dieser Stuhl noch frei?“

Der Stuhl war frei. Karl war es überdies gleichgültig, wer auf ihm saß. Er war ganz kaputt; auch hatte er zuviel durcheinander getrunken, er sah nicht rechts mehr noch links. Die Arme aufgestemmt, stierte er in sein Bierglas.

Aber auch Ida hatte jetzt nicht mehr acht auf die Raketen und Leuchtkugeln, die von Kroll her aufstiegen und wie fallende Sterne im Waldmeer des Tiergartens untergingen. Der galante Herr hatte sie in ein eifriges Gespräch verwickelt.

Er hatte sich vorgestellt: Julius Paschke, Lindenstraße 104 bei Schulze, drei Treppen rechts. Reisender in Zigarren. Für eine Weltfirma.

O, der kam weit herum! Ob er sich wohl auch einmal nach Tempelhof verirrte?

„Tempelhof?“ Er sah sie lächelnd an: gewiß würde er da mal hinkommen — bald! Er erlaubte sich, ihr die Hand zu drücken. War es angenehm, da zu leben? „Viele reiche Leute da, was?!“

„Lauter Bauern!“ Ida fühlte sich plötzlich wieder ganz als Städterin. Ihre Mundwinkel zogen sich geringschätzig herab. Auf einmal schmeckte es ihr bitter auf der Zunge; alle Beleidigungen, die sie von der Familie ihres Mannes glaubte empfangen zu haben, die Zurück=

setzungen, die sie fühlte, quollen in ihr auf. Bauern ohne Lebensart, Mistfinken, die auf ihren dreckigen Höfen saßen, als säßen sie auf Schlössern! Die Häuser reine Buden, nur einen Stock hoch — aber Geld — ja, Geld hatten sie schon! Sie lachte kurz und herb auf. Aber das war der Ausgleich, sie verstanden es nicht, ihr Geld zu genießen!

„Das ist doch nicht so'n Kunststück!“ Paschke lachte und zeigte seine weißen Zähne. „Das würde ich ihnen schon beibringen. Sagen Sie mal, werte Frau, kennen Sie vielleicht 'ne Familie Badekow in Tempelhof?“ Er beobachtete sie scharf und mit einem pfiffigen Ausdruck.

Na und ob! Die Badekows waren ja gerade von den Schlimmsten: stolz wie Grafen. Und dabei hatte die alte Badekow noch bis vor ein paar Jahren auf dem Wochenmarkt gesessen!

„So? Sie scheinen die Leute ja genauer zu kennen?“

„Ob ich die kenne! Die eine Tochter, die Lene, hat doch der Bruder von meinem Mann zur Frau!“

„Was Sie nicht sagen!“ Der Reisende tat riesig überrascht.

Sie sah ihn mit großen Augen an: warum war er denn so verwundert? Was hatte er denn überhaupt so nach diesen Leuten zu fragen, was gingen die Badekows ihn an?!

Oho, die war nicht dumm! Julius Paschke merkte, daß er zu sehr den Verwunderten gespielt hatte. Wenn die eine Ahnung hätte, daß er ganz genau wußte, wer

sie war, und daß er nicht um ihrer schönen Augen willen sich hier an den Tisch klemmte, sondern daß er sie nur aushorchen wollte! Aber sie schien ja ordentlich geladen auf die Tempelhofer Gesellschaft! Er rückte seinen Stuhl noch näher an den ihren und zeigte wieder seine weißen Zähne unter dem wohlgepflegten Schnurrbart in einem harmlosen Lächeln. „Ich habe nämlich mal 'ne Familie Badekow irgendwo — ich weiß nicht mehr recht wo — getroffen. Hübsche Mädchen!"

„Die und hübsch?!" Sie lachte spöttisch. „Die miesen Schrauben! Die Mieke ist ja —" sie tippte mit dem Zeigefinger auf die Stirn. „Und die Guste — na ich danke! Die kriegt keinen mehr, trotz ihrer Stange Gold!"

„So, so. Na, denn waren das eben andere Badekows!" Er tat gleichgültig, und doch bohrte es in ihm: wieviel mochte es wohl sein, was Auguste mitbekam? Ob die junge Frau auch d a s wußte? Er versuchte noch einmal: „Also verwandt sind Sie eigentlich doch mit den Badekows, mit den reichen Badekows?" Er konnte es nicht hindern, unwillkürlich schmeichelte sein Ton um das Wort ‚reichen'.

„Was ich mir dafür kaufe!" Sie schnippte mit den Fingern: „So viel mache ich mir draus!" Ihre gute Laune war weg; sie kniff die Lippen zusammen und schwieg.

Paschke suchte vergebens auf die vorige Unterhaltung zurückzukommen; er wollte die Hoffnung, noch mehr zu hören, recht Genaues herauszubringen, noch nicht

aufgeben; aber sie blieb einsilbig. Da faßte er nach ihrer Hand.

Sie entzog sie ihm hastig; ihre Finger waren zu verarbeitet, sie schämte sich, und dabei kochte eine Wut in ihr auf gegen ihren Mann, der so verschlafen dasaß: warum hielt er ihr nicht eine bessere Magd, nur so ein halbwüchsiges dummes Ding? „Trink nicht so viel!“ sagte sie unfreundlich, so knapp im Ton wie nur möglich. „Wir müssen jetzt gehen!“

„Dann gestatten Sie, daß ich Sie ein Stückchen begleite!“ Paschke rückte galant die Stühle beiseite, damit die junge Frau zwischen den Tischen besser durchkonnte, und ehe ihr Mann nachkam, der noch den Kellner bezahlte, flüsterte er ihr zu: „Ich hoffe Sie mal wiederzusehen, schöne Frau!“

Karl nahm Idas Arm; er ließ sich mehr führen, als daß er führte. An der anderen Seite der Frau ging der Courmacher. Seine Worte taten Ida wohl. Sie war also doch noch nicht ganz Bäuerin geworden?! Früher, als sie noch die ledige Tochter des pensionierten Wachtmeisters gewesen war, da hatte sie vielen gefallen, aber im Dorf — ach, da wußte ja keiner, was hübsch war! Lange hatte ihr Ohr nicht schmeichelnde Worte vernommen; sie sog sie förmlich ein, wie eine durstige Pflanze himmlischen Tau. Der Weg zum Halleschen Tor schien ihr gar nicht weit.

Es gab auch noch vieles zu sehen: das Raczynskische Palais war herrlich beleuchtet, und wo die Siegessäule hinkommen sollte mit der goldenen Viktoria, brannte

bengalisches Feuer auf dem schon errichteten Unterbau. Die Büsche des Tiergartens wurden hell beschienen von der Sonne des Brandenburger Tors, die Königgrätzerstraße hinunter flammten noch Fackeln, die Häuser waren noch illuminiert. Aber dann wurde es nach und nach dunkler. Still stand die Berolina, die den einziehenden Siegern den Lorbeer entgegengestreckt hatte, mit Mauerkrone und Wappenschild am Halleschen Tor.

Die junge Frau fuhr leicht zusammen — sie hörte das letzte Kompliment.

„Da oben müßten S i e stehen, reizende Frau," flüsterte es an ihrem Ohr.

Paschke hielt an, er hatte nicht Lust, weiter mitzutraben; es war ja doch nichts mehr aus ihr herauszubringen. Nur ihre Augen sprachen. Mit einem beredten Glanz sahen sie umher, er glaubte ihr Feuer auf sich gerichtet. Donnerwetter, das war eine, vor der mußte man sich doch etwas in acht nehmen; die könnte einem später unangenehm werden! Er hob abschiednehmend den Zylinder von dem schon etwas dünn gewordenen Scheitel. Aber dann konnte er sich doch nicht enthalten, dieser bildhübschen Frau das Kompliment vollends zuzuflüstern: „Sie als Berolina da oben, schönste Frau, wir als Bären zu Ihren Füßen, was?!"

Sie sah ihn starr an. Dann lächelte sie, das Blut schoß ihr zu Kopf. „Adieu," sagte sie leise und drückte dann seine Hand. „Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!" Er erwiderte den vielsagenden Druck, dann aber ging er eilig. —

Es war dunkel am Halleschen Tor und schon einsam. Sie fanden keine einzige Droschke, und auf dem Halteplatz, wo sonst die Torwagen standen, war natürlich jetzt kein Fuhrwerk mehr zu finden.

Verzweifelt sah Ida sich um: was, sie sollte gehen?! Jetzt fühlte sie plötzlich, wie todmüde sie war, ihre Füße schlorrten. Den weiten Weg?! Und über das öde Feld bei Nacht?!

Pah, das war doch nicht so schlimm, es war ja eine schöne Sommernacht, draußen schienen die Sterne, wenn sie gut zuschritten, waren sie in einer starken halben Stunde längst zu Haus! Karl war etwas munterer geworden. Die freie Luft tat ihm gut, er sprach für den Augenblick ganz vernünftig.

Aber sie war außer sich. An seinen Arm sich klammernd, der wenig Stütze bot, stolperte sie in einem fort; sie weinte fast.

Und doch ging es sich nicht übel. Nach der Hitze der Stadt war es hier erquicklich, der Staub des sandigen Feldes war gelöscht vom nächtlichen Tau, das zertretene Gras hatte sich wieder gehoben. Von fernen Kiefern kam ein waldliches Duften. Wie von rötlichem Dunst überschimmert lag die Stadt weit im Rücken, die Sterne leuchteten hier mit mildem, ruhigem Licht. Versunken waren auch schon die sandigen Hügel, die die Grenze zwischen Stadt und Feld bilden; nichts, nichts mehr war von dem Treiben zu spüren, nur der fahlrote Dämmer zeigte an, daß dahinten das große Berlin lag. Hier war eine andere Welt, die Welt des Schwei-

gens. Wie ein Geheimnis schwebte es zwischen Himmel und Feld; selbst die Sterne konnten nicht sehen, was da unten sich barg.

Ging hier einer, ging hier keiner? Wer wußte es! Lag hier einer schlafend im Sand, oder schlich sich einer räuberisch heran? Man konnte weit sehen und sah doch nichts. Ida strengte die Augen an, daß sie ihr weh taten. Sie zitterte vor Furcht. Bei jedem Lispeln des Nachtwindes fuhr sie zusammen, immerwährend glaubte sie Tritte hinter sich zu hören. Es waren die eigenen Schritte, die sie erschreckten.

Karl lachte sie aus. Hier auf der Chaussee tat ihnen ja keiner etwas! Freilich, weiter hinein ins Feld, da wo kein Weg mehr führt, da wo Kieferngebüsch die Sandkuhle umgibt, da möchte er jetzt auch nicht gehen. Da war ein Pfuhl, in dem hatte man einen blutigen Leichnam gefunden mit einem Stein am Halse; vor hundert Jahren schon war das geschehen, und seither waren noch viele dort ersäuft worden.

Ida stieß einen Laut des Unwillens aus; ärgerlich riß sie ihren Arm aus dem ihres Mannes und lief hinüber auf die andere Seite des Weges: er war ein Scheusal, wie konnte er ihr nur jetzt gerade so etwas erzählen!

Er lachte in einem fort. Halbtrunken wie er war, machte es ihm Spaß, sie zu ängstigen. Sie, die sonst immer so von oben herab tat, jetzt war sie ganz klein! Er lachte, als ob er gekitzelt würde; die Lust, sie ein bißchen zu quälen, stieß ihn förmlich. O, wie sie sich wand, ge-

nau wie ein Würmchen, das man mit einem Stöckchen piekt! Bei jeder Mordtat, die er zum besten gab — er erfand zu denen, von denen er gehört hatte, noch viel abscheulichere dazu — sah er im ungewissen Licht, wie ihr erblaßtes Gesicht sich immer entgeisterter zu ihm wandte, wie ihre Augen, weit aufgerissen, angstvoll umherstarrten.

Wollte sie mal hingehen, sich den Pfuhl ansehen? Er konnte ihn finden. „Komm," lallte er unter Kichern und streckte den Arm nach ihr aus.

„Du bist ja besoffen!" Wütend stieß sie ihn zurück.

„Ich — besoffen!" Wie konnte sie sich unterstehen, ihn besoffen zu nennen?! Dafür sollte sie aber ordentlich Angst ausstehen.

Er hatte sie erhascht, um den Leib gefaßt und zerrte nun die Widerstrebende vom Wege ab mit sich ins Feld hinein. Sie wehrte sich aus Leibeskräften, er fühlte ihre Nägel, sie kratzte ihn.

„Läßte mich los?! Ich schreie! Ich will nicht! Ich gehe nicht dahin! Zu Hilfe!"

Er lachte so, daß er ganz schwach davon wurde; sie konnte sich ihm entwinden.

„Du Ekel! Du —!" Die Stimme versagte ihr vor Empörung, sie brach in Schluchzen aus. „Rühr mich nicht an!" Und doch flüchtete sie im selben Augenblick mit einem gellenden Aufkreischen zu ihm hin und klammerte sich an ihn.

Eine Gestalt war dicht vor ihnen aufgetaucht, sie hatte sich plötzlich vom Boden erhoben. „Nanu,"

brummte eine schnapsheisere Stimme, „was 's denn los? Schreit doch nicht so! Legt euch hin. Un denn schlaft, sonst —!" Er schwang mit drohender Gebärde einen derben Knüppel.

„Karl, Karl, um Gottes willen, Karl!" wimmerte Ida. Sie hatte das Gesicht an die Brust ihres Mannes gepreßt, ihn mit beiden Armen umfangend. Nun schrie sie abermals gellend auf: hatte der Kerl sie nicht schon beim Genick, schwang er nicht schon das Messer, um sie abzuschlachten?! Sinnlos vor Entsetzen kreischte sie in einem fort.

Karl hatte aufgehört zu lachen, auch er war erschrocken und plötzlich ernüchtert. „Was wollt Ihr?" fragte er etwas beklommen; der Strolch stand dicht vor ihnen, groß wie ein Baum. Verdammt, das kam nur von Idas blödsinnigem Getue! Er machte sich unsanft von ihren Armen frei. „Laßt uns unsres Weges jehen," sagte er. Und dann mit einem Anflug von Mut: „Nehmt Euch man in acht, daß Euch die Polizei nich beim Wickel kriegt — da hinten kommt schon 'n Gendarm!"

„Schandarm — Schandarm — jawoll, iebermorjen! Hat sich wat hier mit 'n Schandarm!" Der Strolch lachte auf. „Aber Sie brauchen mir jar nich mit de Pollezei zu drohen, ick due Ihnen ja nischt!" Er trat dicht heran und sah dem andern prüfend ins Gesicht. „Ick habe mir in Ihnen jeirrt, ick dachte, Sie wären eener von uns, mit 'nem Mächen. Entschuldjen Se, lieber Herr, ha'm Se nich en Sechser iebrig for 'n armen

Mann? Drei Tage hab ick keenen Bissen in 'n Leibe jehatt. Meine Eltern sind dot, meine Frau liejt in de Wochen!" Er verzog sein verwittertes Gesicht zu einer kläglichen Grimasse.

Karl Lietzow lachte laut auf: herrje, das war ja der Rixdorfer, der alte Pennbruder, der zum Tempelhofer Feld gehörte wie die Laus zum Pelz! Winters und Sommers traf man ihn hier an. Dem war er als Junge schon nachgelaufen und hatte ihn gehänselt: ‚Meine Eltern sind dot, meine Frau liejt in de Wochen.' Der mußte ja jetzt schon über die Siebzig sein!

Mit Befremden sah Ida, daß ihr Mann dem furchtbaren Strolch auf die Schulter klopfte. Ihr ekelte: wie konnte man so einen nur anrühren?! „So komm doch," sagte sie ungeduldig und strebte, ihren Mann mit voranzureißen.

Aber Karl war gemütlich: „Rixdorfer, wo wohnste denn jetzt? Noch immer in Rixdorf?"

„Nee. Ick wohne doch hier!" Der Alte schien ganz verwundert über die Frage. „In 'n Sommer lieje ick janz jut uf't Jras, in 'n Winter buddle ick mir 'n bißken tiefer in. Is 'ne janz scheene Wohnung — wenn bloß der Hunger nich wäre!" Mit einer plötzlichen drohenden Gebärde schwang er seinen Knüppel und brüllte: „Jebt mir wat, det ick mir morjen zu essen koofen kann!"

Ida kreischte hell, aufs neue entsetzt, aber Karl sagte: „Na, na, Männeken, dir kenne ick, man sachte! Du bist jar nich zu fürchten, wenn de auch so dust. Da haste 'n paar Jroschen!"

Der Alte dankte demütig.

Lachend stolperte Karl davon. Ida rannte immer zwei Schritte vor ihrem Manne her, sie rannte, daß sie keuchte: Gott sei Dank, nun lag endlich das verwünschte Feld hinter ihnen! Es muhte dumpf ein Stück Vieh, im Schlafe krähte heiser ein Hahn, es roch nach Dünger, nach bestelltem Land. Da blinkte ein Licht auf! Gott sei Dank, Tempelhof!

Einsam stand der Alte und sah den verschwindenden Gestalten nach. Er wiegte den Kopf: ein Mann und ein Frauenzimmer! Ein Grinsen verzog seinen Mund. Ha, Pärchen, Pärchen hatte er schon viele angetroffen hier auf dem Feld, aber so hübsch wie diese schreiende Katze war nie eine gewesen! Eine erloschene Gier flammte noch einmal auf in den eingesunkenen Augen des Alten. Dann streckte er sich mit einem Seufzer da nieder, wo er gerade stand.

Nichts war mehr von ihm zu bemerken. Eins war sein Gewand mit dem Schmutzgrau des Feldes; sein Körper schmiegte sich dem Boden an, sein Haar vermengte sich mit den dürren Gräsern, sein Gesicht verschwamm im fahlen Dämmer der Luft, sein Schnarchen veratmete im Sausen des Nachtwindes.

Drittes Kapitel

„Du mußt heute mal bei die Badekown jehn,“ sagte Rieke Längnick an einem der ersten Tage zu ihrem Sohn.

„Och,“ sagte Paul, der in der Ecke des alten niedergedrückten Roßhaarsofas saß, und streckte seine Beine bequem von sich.

„Du jehst!“ Der Ton war scharf.

Unwillkürlich duckte der junge Mann den Kopf.

Die Mutter fuhr fort: „Wat is det überhaupt for 'ne Sache, kaum en paar Dage biste zurück aus 'm Krieg, un schon rennste immer weg. Ick bitte mir aus, det de dir um mir kümmerst!“

„Ich kümmere mich ja. Aber was soll ich bei der alten Badekown?“

„Du sollst ihr von ihrem Willem erzählen!“

„Ich weiß doch nichts. Und denn wird se weinen, und ich kann niemand weinen sehn!“ Er sagte es kläglich, ein Unbehagen zog dabei über sein Gesicht, und er rutschte unruhig auf seinem bequemen Sitz.

„Nich weinen sehen?! Wenn se weint, laß se weinen; wat jeht et dir an? Aber wie ich de Hanne kenne, weint se jar nich. Erzähl ihr man allens!“

„Ich sag' dir doch, Mutter, ich weiß gar nichts!“

„Jotte, denn denkste dir eben wat aus!“

Mit einem ganz dummen Gesicht sah der Sohn seine Mutter an.

„Na ja,“ sagte sie, „kuck nich drein wie 'n Schafbock! Du machst der Badekown en Verjnüjen damit. Du hast doch sicher mehr Leute in der Schlacht dodjeschossen werden sehen — na, denn beschreibste ihr det eben!“

„Ich kann nich!“ Der Sohn war wie verwirrt; von einer nervösen Unruhe befallen, schlang er die Finger ineinander und riß sie dann wieder auseinander, daß die Gelenke knackten.

„Wat, kannste dir denn jar nischt ausdenken? Na so dumm! Ick sage dir, du jehst. Sofort. Die Badekow is 'ne jute alte Freundin von uns. Dein Vater hat schonst immer wat von die Badekows jehalten. Wat jloobste woll, wat die Marianne zum Beispiel für Partien könnte machen? Die hat Millionen. Jrafen un Prinzen kriegte die!“

Verwundert hob der junge Mann den Kopf: was ging ihn die Millionenwitwe an? Aber wenn die Mutter es denn durchaus wollte, mußte er wohl hinübergehen! Gehorsam stand er auf, ein großer und breitschulteriger Mensch, mit einem Knabenkopf auf einem Stiernacken.

Die Mutter strich ihm über die Wangen: „Na, denn jeh man, Paule, jeh man!“ Und dann faßte sie ihn stark bei beiden Schultern und schob ihn vor sich her zur Tür. —

Nun saß Paul bei der Badekow. In seiner Schüch-

ternheit, mit der er heute mehr denn je zu kämpfen hatte, war er an der Stubentür stehen geblieben: was sollte er denn der Frau von ihrem Sohne sagen?! Sie mußte ihn mehr als einmal auffordern, bis er sich weiter hinein und zu ihr hin auf einen Stuhl ans Fenster getraute.

Wäre er nur erst wieder draußen! Er sprach, als hätte er etwas auswendig gelernt. Leider, der Wilhelm war gefallen, das war ein großes Unglück, das war gewiß sehr traurig, er war auch traurig darüber, aber es war nun mal so. Und es gab ja keinen schöneren Tod als den Tod fürs Vaterland! Das letzte hatte er so oft gehört, es war ihnen so förmlich eingeimpft worden, daß er es hersagen konnte, ohne irgend etwas dabei zu denken. Er dachte nur: ob er es denn so seiner Mutter wohl recht machte?

Noch lange hätte Paul so fortgeschwatzt, hätte ihm nicht die alte Frau die Hand aufs Knie gelegt und ihm von unten her tief in die Augen gesehen. „Laß man sein, Paule. Sag mir nur, wie sah mein Willem denn aus, hatte er noch sein altes, liebes Jesicht? Habt ihr 'n ooch ordentlich hinjelegt? Ihm die Hände jefaltet, wie et sich jehört?“

Das wußte Paul alles nicht. In ein Massengrab war der Wilhelm wohl hineingekommen, er hatte sich gar nicht darum gekümmert. Er hatte sich ja nur darum gekümmert, daß er selber noch lebte, daß er noch alles heil beisammen hatte nach der mörderischen Attacke. Und nur gefühlt, daß er todmüde war. Schlafen, nur schlafen! Es war ihm ganz gleichgültig gewesen, ob

gesiegt war fürs Vaterland oder ob die Schlacht verloren war — nur schlafen, schlafen. Und er sollte nun der Frau hier, die ihn s o ansah, was anderes vorerzählen?! Verlegen drehte er den Kopf zur Seite, ihr Blick genierte ihn.

„Erzähl man, Paule!" Die Mutter drängte. „Erzähle man allens, wie et jekommen is, un wo" — ihre Stimme wollte beben, aber sie bezwang das Zittern — „wo liegt er denn?"

Der junge Mann sagte nichts.

„Jott, wie habe ick auf dir jewartet! Du bist der einzige, der wat von ihm weiß — sonst kann mir ja keen Mensch wat von Wilhelmen sagen!"

„Ich weiß auch nichts, gar nichts!" Er gab sich einen Ruck, er stieß es heraus.

Sie sah ihn starr an. „Nichts —?!" Wie ein Wehlaut kam es über ihre Lippen.

Dem jungen Menschen schossen die Tränen in die Augen, er wurde glühend rot. War das nicht fast schlimmer, als wenn sie geweint hätte?! Hastig sprang er auf, drehte ihr den Rücken und rang die Finger ineinander. „Was weiß ich, wo der Wilhelm liegt? Das kann man gar nich wissen. Zu viele sind eingebuddelt worden!" Es klang fast roh. „Was Sie sich überhaupt denken! Ich habe den Wilhelm überhaupt nich zu sehen gekriegt. Nichts als Uniformen und Pferde, und rund rum Staub und Pulverdampf. Und als das Trompetensignal zur Attacke blies, und als unser Rittmeister den Säbel schwang — na, da schwangen wir

eben unsere Säbel auch — na, und dann — dann sind wir eben losgeritten!"

„Seid ihr eben losjeritten!" Die Hände im Schoß gefaltet, saß die Badekow ganz ruhig. Ihre Lippen bewegten sich, aber man hörte sie nicht sprechen.

Einen scheuen Blick warf der Heimgekehrte nach ihr: betete sie? Es sah fast so aus. Wäre er doch nur erst weg von hier! Sehnsüchtig sah der junge Mensch nach der Stubentür, aber er traute sich nicht, jetzt zu gehen. Verlegen stand er, kaum zu atmen wagend.

Da lächelte ihn die alte Frau ein wenig an; ihm die Hand hinstreckend, sagte sie wehmütig: „Dank dirooch schön, Paule. Nu kannste jehen!"

Er schüttelte ihr kräftig die Hand. Dann war er glückselig, draußen zu sein. Ha, wie dufteten die Linden! Die Sonne schien. Und heute nachmittag würde er den Engländer wieder treffen; oben auf der Bockbrauerei hatten sie sich verabredet, da konnte man das Feld weit übersehen. Und seine Tochter würde der Mr. Brown mitbringen!

Ein belebender Glanz kam in Pauls wasserblaue Augen, sein Mund breitete sich zu einem frohen Lachen. Das war ja noch ziemlich gnädig abgelaufen, geweint hatte sie nicht!

Aber jetzt weinte Hanne Badekow. Tränen strömten ihr übers Gesicht; sie war allein, nun weinte sie sich aus. Ein tief-innerliches Schluchzen stieß sie: ihr Junge, eines ansässigen Geschlechtes ehrenwerter Sohn, ein Badekow, der lag nun in fremder Erde, wie ein Her-

gelaufener! Irgendwo; kein Mensch wußte den Platz. Und wenn sie auch hinreiste auf ihre alten Tage, auch sie würde ihn nicht finden. Eingebuddelt hatten sie ihn in fremde Erde; er lag nicht bei seinem Vater, bei seinen Großeltern, bei seinen Urgroßeltern vor der alten Kirche zu Tempelhof. Da lagen sie alle, die Badekows, seit 1500 schon. Auch sie würde dort liegen — nur ihr Wilhelm nicht! Und das war ihr das Bitterste. Wenn sie jetzt nach dem Kirchhof ging, die Gräber zu begießen — es war stets ihr liebster Spaziergang gewesen — so würde es ihr immer einen Stich durchs Herz geben. Nein, darüber kam sie gar nicht weg!

Sie weinte, wie sonst nur ein junger Mensch weint, laut, heftig, wie gar nicht zu trösten; weinte, bis das Gebimmel vom Turm Mittag anzeigte. Dann wischte sie sich hastig das Gesicht ab: Gott im Himmel, was fingen die Mädchen denn an? Man hörte kein Gerappel in der Küche, man roch auch noch nichts! Kochte Mieke denn nicht? Und wo Auguste steckte? Die klimperte nicht nebenan in der guten Stube auf dem Klavier.

Flink stand Hanne Badekow auf, nahm sich nur noch die Zeit, mit den befeuchteten Handflächen den ein wenig in Unordnung geratenen glatten Scheitel wieder fest anzustreichen, dann lief sie nach hinten in die kleine Küche.

Diese war leer. Das Feuer brannte wohl im Herd, aber kein Essen war aufgesetzt. Da standen noch die Kartoffeln, die sie selber heute in der Frühe geschält hatte, in der Wasserschüssel auf der Eimerbank, und auf dem Tisch lagen die Mohrrüben noch genau so, wie sie

sie heute morgen im Garten gezogen und der Mieke in die Küche gebracht hatte.

„Mieke, Mieke!“ Keine Antwort.

„Juste!“ Ah so, die war ja wohl mal wieder in ihrer Klavierstunde. Aber die Mieke mußte doch da sein?!

Die Küchentür führte auf den Hof, die Mutter rannte hinaus. „Mieke! Mieke!“ Das mußte sie hören, wenn sie in der Nähe war. Ob sie vielleicht drüben bei Grete in der Küche saß und über Lachen und Schwatzen die Zeit vergaß? Nein, das konnte nicht sein, Grete war viel zu pünktlich, die würde sie schon herüberschicken, wenn's an der Zeit war. Wo war Mieke?

Die Mutter spähte umher. Der große Hof lag ganz einsam im stillen Sonnenglanz. Lautlos nur trippelten rotfüßige weiße Tauben und suchten sich Körner. Die Pforte zum Garten stand offen, aber so weit man den langen berasten Gang zwischen den Stachelbeerbüschen hinuntersehen konnte, nirgend war Mieke.

Mit einem Seufzer ging die Badekow in ihre Küche zurück, sie kochte nun selber. Sie tat das gern, es war ihr ein Genuß — nur um Mieke zu beschäftigen, hatte sie darauf verzichtet — aber heute seufzte sie dabei. Es war ein rechtes Kreuz mit der Mieke, bei nichts, aber auch bei gar nichts hatte die Bestand! Und kein Geschick zu irgend etwas. Die Ferse am Strumpf konnte sie noch immer nicht machen, nur Waschlappen und Staublappen verstand sie zu stricken. Man hatte ja immer gehofft, es würde später mit ihr noch anders

werden — als sie vierzehn Jahre alt war, hatte sie den Veitstanz gehabt — aber war es eigentlich besser mit ihr geworden?!

Die Mutter trat wieder hinaus auf den Hof und rief wie vorhin, noch lauter, noch unruhiger: „Mieke! Mieke!" — — — —

Mieke Badekow konnte das Rufen nicht hören, sie war auf den Acker gefahren; sie dachte gar nicht mehr daran, daß sie kochen sollte. Vor ein paar Stunden, als sie im Garten schlenderte — eigentlich wollte sie nur Suppengrün holen, aber sie verweilte sich — hatte sie hinten über den Zaun, der an den Feldweg grenzte, den Bauer Brenneke gesehen. Er saß auf seiner Karre vorn auf dem Brett, wollte auf seinen Acker fahren, gen Rixdorf zu. War das ein hübscher Mann!

Miekes schwachsichtige Augen zwinkerten; sie holte ihre Brille aus der Tasche, um ihn besser sehen zu können. Glückstrahlend stand sie dann am Zaun, er hatte sie angelacht. Sie lachte wider.

Brenneke hielt an. Er amüsierte sich: die dachte wohl, sie gefiele ihm so gut?! „Na, wollen Se mitfahren?" Er sagte es nur zum Spaß, er hatte gar nicht daran gedacht, daß sie seine lachende Frage ernst nehmen könnte.

Aber sie nahm sie ernst. Der hübsche Mann wollte mit ihr in die Felder fahren, der Klee blühte, Kornblumen gab's auch schon, sie würde sich einen Kranz winden, einen Strauß pflücken! „Ja, ja," sagte sie hastig. Ihre Wangen glühten vor Eifer, sie machte

Anstalt, über den Zaun zu klettern, denn das wußte sie doch noch, die Mutter würde es ihr nicht erlauben, so durfte sie sich nicht vorn herum durchs Haus trauen.

Er half ihr. So was war ja noch gar nicht dagewesen, das Mädel, eine Badekow, stieg zu ihm über den Zaun?!

Sie genierte sich gar nicht. Harmlos ließ sie ihre dicken Waden sehen in den weißen Strümpfen. Ein Zipfel ihres Unterrocks war an einem Nagel der Lattenplanke hängen geblieben, der ganze Rock strupfte sich in die Höhe; Bauer Brenneke mußte sie losmachen, sonst hätte sie zappelnd gehangen wie ein Fisch an der Angel.

Lachend saß sie nun neben dem Mann auf dem Karrenbrett; er hieb auf die Gäule, daß sie wie rasend ausgriffen. Ihm war doch nicht ganz wohl bei der Sache. War es auch recht, die dämliche Mieke mitzunehmen? Ach was, sie selber hatte es ja gewollt! Was konnte er denn dafür?!

Der Karren rumpelte mächtig auf dem schlechten Weg; bei jedem Stoß, der die auf dem Brett Sitzenden in die Höhe warf, jauchzte das Mädchen laut auf, und wenn es gegen den Mann geschleudert wurde, lachte es noch viel mehr. Mieke war wie ein Gummiball, weich, rund und elastisch. Da machte Bauer Brenneke sich ein Vergnügen daraus, sie recht tüchtig zu schubsen: die konnte schon einen Puff vertragen. Zuletzt kniff er sie in Arm und Hüfte, und sie lachte auch d a z u.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Mieke lange nach Mittag erhitzt und zerzaust

zu Hause wieder ankam, trug sie auf dem Kopf einen Kornblumenkranz und in der Hand einen großen Strauß: Mohn, Winden, weiße Sternblumen und allerlei Gräser. „Da," sagte sie, „für Vaterns Jrab," und schleuderte der Mutter Kranz und Strauß in den Schoß.

Wer konnte ihr böse sein? Es war ihr eben in den Sinn gekommen, Blumen zu pflücken; in die Felder war sie gelaufen, sie war nun einmal ein Kind und blieb ein Kind. Die Badekow, die tüchtig hatte schelten wollen, schwieg: auszanken hatte ja doch keinen Zweck, Mieke würde nie und nimmer begreifen, daß sie unrecht getan hatte. So sagte sie denn nur: „Du darfst nich fortlaufen, Mieke, ohne det de mir fragst, hörste?!"

Und die Mutter nahm den Strauß, den die Tochter ihr in den Schoß geworfen hatte, roch daran und stellte ihn ins Wasser: „Danke schön, Kind!"

* * *

Es war ein Jammer mit Mieke, sie trieben alle ihren Spaß mit ihr, aber sie merkte es nicht. Im Gegenteil, sie war sehr stolz darauf: seit sie im Frühsommer mit Bauer Brenneke auf den Acker gefahren war, waren ja alle wie toll auf sie. Das machte sie glückselig. Wenn die jungen Burschen sich nach ihr umsahen, wenn die Männer sogar ihr zublinkten, oder ihr beim Vorübergehen ein Wort, das nicht gerade fein war, zugeraunt wurde, dann drehte sie sich und schwänzelte. Der Mutter lag sie jetzt in den Ohren, sie wollte

zum Geburtstag ein rosa Kleid haben — was sollte sie noch länger in Trauer gehen um den toten Bruder?!

Auch Auguste putzte sich, besonders wenn sie in die Klavierstunde nach Berlin fuhr. Und sie fuhr häufig. Die Lehrerin hatte gesagt, sie sollte jetzt lieber dreimal als einmal die Woche kommen. Wollte sie denn ein Klavierfräulein werden, so eine, die sich damit ihr Brot verdiente, daß sie ihre Finger wie Ratten im Schafstall auf dem Klimperkasten herumrennen ließ?! Mutter Badekow schüttelte den Kopf: „Det hast du doch nich nötig, Juste!"

Aber Auguste war gekränkt, ihre Augen füllten sich mit Tränen: also auch dieses Einzige wollte man ihr nehmen? Was hatte sie denn sonst? Die anderen Mädchen im Dorf, mit denen sie in der Schule gesessen hatte, waren längst verheiratet. Mit achtzehn Jahren schon hatte Miene Kiekebusch den Bierbrauer gekriegt, und Trudchen Hahnemann heiratete mit neunzehn; keine war viel über zwanzig gewesen! Auguste wurde ordentlich grob; sie, die sich sonst nie ein Wort gegen die Mutter getraut hatte, stieß jetzt unter zornigen Tränen heraus: „Was weißt du, wie mir zumute is! Ach, ich bin so unglücklich!" Sie weinte herzbrechend.

„Mutter, das kannste mir jlauben," sagte Johann, dem die Badekow klagte, „sie is nur so verrückt, weil sie den Windhund, den Paschke, immer noch im Kopfe hat. Mit mir mault se auch. Einmal hab ich den Kerl schon rausjeschmissen — er kann sich noch 'n zweites

Mal die Türe von außen besehen!" Der sonst so ruhige Mann redete sich ordentlich in Wut.

„Jawoll," sagte Hanne Badekow und legte ihrem Ältesten die Hand auf den Joppenärmel, „recht haste, et is 'ne Ausverschämtheit von so'n Menschen, um Aujusten anzuhalten. Aber det se nu tück'sch is, det versteh ick ooch; un et jrämt mir. Die Jrete, deine Frau, hat schonst Zwillinge, un is noch zwei Jahre jünger wie Juste. Kuck dir mal det Mächen jenau an: janz jrau un kritzig sieht se aus!" Die Mutter seufzte. „Man will doch weiter nischt, als seine Kinder jlücklich machen, aber et scheint, wie man't macht, macht man't verkehrt. Seit ich Justen die vielen Klavierstunden jeben lasse, is et jar nich mehr mit sie auszukommen!"

„Mit ihr auszukommen," verbesserte der Sohn.

„Na ja, mit ihr auszukommen!" Die Badekow wurde ärgerlich. „Fängste ooch so an? Der Jakob, seit der den jroßen Laden in Berlin hat, verbessert er mir ooch immer; un ick sage" — sie schlug sich auf die Brust — „wenn man hier det olle Herz richtig spricht, uf det andere kommt et nich an!"

„Da haste recht!" Johann war ganz beschämt; herzlich faßte er die Mutter um: „Sei man nich böse, Mutterken!"

„I wo!" Sie war nicht empfindlich. „Aber um wieder auf Aujusten zu kommen — die janze Nacht habe ick destowejen nich schlafen können — sie wird 'n doch nich treffen, wenn se nach Klavierstunde jeht? Sie bleibt immer so lange!"

„Donnerwetter!“ Johann sah betroffen aus, aber dann schüttelte er den Kopf: „Nee, Mutter, das redste dir ein, so runter jibt sich Aujuste nich. Was wohl Jrete zu meint?“ Er wollte zur Tür.

Aber die Mutter hielt ihn fest. „Nee, nee, laß man! Wenn se ooch deine Frau is — — 'ne jute Frau, — se is aber doch 'ne Schellnack. Wat ick so mit dir spreche über Aujusten, und — und — na, überhaupt so über unsre Familie, det bleibt unter uns Badekows!“

Johann nickte zustimmend; er verstand das vollkommen.

„Und denn, Johann“ — die Mutter sprach mit gedämpfter Stimme — „denn muß ick dir ersuchen, mir zum Ersten fünfdausend Daler flüssig zu machen. Ick habe ja keen Jeld bar zu liegen.“

„Wozu brauchste se denn?“

„Ick — ick brauche se.“ Sie zögerte, aber dann sagte sie entschlossen: „Ick will se Jakob'n jeben!“

„Jakob jeben — schon wieder? Kommt der schon wieder und bettelt dich an?!“

„Jestern war er da,“ sagte sie. Und dann leise, wie bittend: „Wat kann er dafür, wenn ihm 'ne Hypothek jekündigt is? Er find't so rasch keene andre nich!“

„Ach was, das red't er dir vor. So 'ne lumpige Hypothek. Wenn er nich faul stände, kriegte er sofort überall die paar Tausend. Ein Badekow! Und bei d e m Geld, was wir noch mal von dir erben! Aber er is eben 'n fauler Kopp!“ Johann kochte innerlich. Natürlich, so war die Mutter immer; wenn Jakob kam und

Geld verlangte, dann gab sie. Wo sollte das noch hin? Was hatte der Jakob schon alles geschluckt! Zehn Berufe hatte er gewechselt, zuletzt war er auf dem Kaufmann hängen geblieben. Die Mutter mußte man zurückhalten ihm gegenüber. „Wenn wir nu alle so sein wollten!“ Er sagte es vorwurfsvoll. „Wir haben doch alle jleiches Recht!“

„Wartet man ab!“ Sie sagte es ohne jede Ärgerlichkeit; es war ja ganz selbstverständlich, daß Johann auf ihr Erbe rechnete. Die Kinder hatten nur jedes dreißigtausend Taler, den ganzen großen Rest aber sie. Uneingeschränkt. „Vor der Hand biste doch nich in Verlejenheit, du hast jut jeheirat't, du kannst et abwarten. Un wenn de vielleicht meinst, ick schenke Jakob'n wat, denn irrste dir. Et wird ihm abjezogen bei Heller un Pfennig. Ick habe euch alle jleich lieb. Wat Jakob jetzt verbraucht, kann er später nich erben, aber — laß mir die Freude, ihm schon jetzt wat zu jeben. Nachher sehe ick ja doch nischt mehr von!“

Da konnte Johann ihr wiederum nicht unrecht geben, wenigstens nicht ganz. Sie einigten sich immer. Sie wußten beide das Geld zu schätzen und hielten es fest, — Johann war noch mit seiner Mutter auf den Wochenmarkt gefahren und schätzte den Wert des Sechsers — aber er war auch ein Badekow und sah es ein, daß die Mutter den Jakob nicht im Stich lassen konnte.

Viertes Kapitel

Es ging das Gerücht um, eine englische Terraingesellschaft würde das Rittergut Tempelhof, den früheren Besitz der Templer, den Templer Hof, käuflich erwerben. Überall im Dorfe wurde diese Neuigkeit besprochen. Oho, die waren mehr als schlau, diese Engländer, diese Pfeffersäcke! Kauften guten märkischen Boden, um ihn dann in Stücke und Stückchen auseinanderzureißen, je nach Bedarf, und ihn zu ‚verkloppen‘ an Gott weiß wen und zu Gott weiß was für Zwecken!

Man war aufgeregt, fast empört über den jetzigen Besitzer: der Jude, der solch einen Schacher trieb!

In Kiekebuschs Gastwirtschaft wurde die Sache lebhaft besprochen. Bis unter die Dorflinden schallte, trotz der geschlossenen Fenster, der hitzige Diskurs: wieviel zahlten die Kerls? Für viermalhunderttausend Taler hatte seinerzeit der Graf den Templer Hof an den Bankier verkauft, aber der würde jetzt erheblich mehr herausschinden. Das Gut war auch mehr wert — überhaupt jetzt nach dem Krieg! Jetzt war Geld ins Land gekommen; das rollte. Donnerwetter, fünf Milliarden! Überall Millionenregen. Davon konnte, wollte und mußte jeder profitieren. Tempelhof hatte lange genug

schlechte Zeiten gehabt. Wie hatte es noch vor fünfzig Jahren hier ausgesehen! Erst nach den großen Bränden der zwanziger Jahre waren die Strohdächer verschwunden, und es war anständig gedeckt worden; nur die alte Badekowsche Scheune hatte noch Stroh. Aber wenn die alte Badekow erst das Zeitliche gesegnet hatte, dann würde der Johann auch gleich neu bauen.

Warum sollte die alte Scheune weg? Die hatte zwar nur Lehmwände, aber sie stand noch lange fest; früher baute man solider. Großvater Schellnack, ein Mann in den Achtzigen, redete für die Scheune. Nicht nur weil seine Enkelin Grete den Johann Badekow geheiratet, und weil schon seit ein paar Jahrhunderten Badekowsches und Schellnacksches Blut sich vermengt hatten: er hielt was darauf, daß man einem Dorf anmerkte, daß es eine Vergangenheit hatte. Oho, Tempelhof konnte noch lange mit Berlin konkurrieren!

Der alte Schellnack ereiferte sich; er war schwer zu verstehen mit seinem zahnlosen Mund, und je mehr er sich ereiferte, desto mehr mummelte er und seiberte dabei. Als man ihm nicht recht zuhörte, reckte er sich. Der kräftige Schnapstrunk seiner Jugend war ihm besser bekommen, als der auf ihn folgenden Generation das aufschwemmende Bier. Er war noch immer mager und sehnig, und wenn er auch einmal betrunken war, er verlor selbst im Rausch nicht die Haltung. Die Tempelhofer sahen auf ihn: alle Achtung, das war ein Pichler!

Jetzt legte der Alte die magere Hand, an der die

Adern wie blaue Stricke heraustraten, zur Faust geballt vor sich auf den Tisch: warum hieß es immer: Berlin, Berlin — warum nicht: Tempelhof, Tempelhof! In der alten Chronik, die im Amtshause lag, konnte man's lesen: Tempelhof hatte sich frei gemacht von den Städten Cölln und Berlin, schon um das Jahr 1438. Es hatte sich nicht gescheut, mit der größeren Macht zu kriegen. Den Kottbuser Damm entlang, durch Urban- und Pionierstraße, vom Planufer zur Linden- und vom Belle-Allianceplatz zur Wilhelmstraße, von da bis zur Königgrätzerstraße und bis dahin, wo jetzt die Potsdamer Bahn den Schiffahrtskanal durchschneidet, war die Tempelhofer Grenze gegangen. Von all den Straßen war noch kein Baustein dagewesen, aber Tempelhof hatte schon einen Namen gehabt; der stand fest.

Und kein anderes Feld in der ganzen Welt konnte sich gleichen Rufes rühmen, wie das Tempelhofer! Von alten Zeiten gar nicht einmal zu reden. Aber es war noch nicht viel mehr als hundert Jahre her, da hatte der Russengeneral, der Totleben, von den Tempelhofer Bergen aus die Stadt Berlin beschießen wollen; da kam der Major Kleist von Steglitz her und fiel dem General in den Rücken. Mit ‚Marsch! Marsch!‘ jagten preußische Jungen die Russen wie Karnickel übers Tempelhofer Feld, daß sie flohen nach Rixdorf hin.

Und auf dem Tempelhofer Feld hatte Schill um 1809 gehalten. O, er selber, der alte Schellnack, war damals noch jung gewesen und hatte dabei gestanden und gehört, wie der Schill die Freiwilligen aufrief. Vom

Tempelhofer Feld weg ging's gleich mit ‚Hurra!' auf den Siegesmarsch.

Und auf dem Tempelhofer Feld hinter Kriegersfelde hatte man siebzig das große Barackenlazarett aufgeschlagen für die Verwundeten — kein besserer Platz in der ganzen Mark war da — und vom Tempelhofer Feld her waren die Sieger jetzt auch eingezogen in Berlin. War das nicht genug, das Feld hochzuhalten?

Hie gut Tempelhof allewege!

„Und nu wollt ihr euch mit dem Berlin bemengen? Schafsköppe seid ihr, wenn ihr dat dut. Bleibt für euch. Wenn et euch in die Finger juckt, det ihr dat Bauen nich lassen könnt, denn baut. Aber Tempelhofer Häuser, Dorfhäuser! Laßt euch nich so'ne hohe Kästens vor die Neese setzen. Die Badekow hat ja so recht, det se de olle Scheune nich niederreißt! — De Dorfstraße pflastern se ja nu ooch," schloß er. Es klang wie eine Klage.

„Bravo!" brüllte Gottfried Lietzow durch das jetzt entstehende allgemeine Stimmengewirr. „Der Olle red't wie'n Paster. Aber warum sollen wir eijentlich nich an Berlin verkaufen? Jroßvater!" Er legte dem unzufrieden vor sich hin Murrenden beschwichtigend die Hand auf die Schulter. „Regen Se sich man nich auf! Wenn wir ooch an die Berliner Land verkaufen — werden wir dadrum Berliner? I wo! Wir bleiben doch Tempelhofer!"

„Na!" Der Greis wiegte zweifelnd den Kopf.

„Selbstverständlich!" Gottfried lachte. „Hab ick

nich 'ne Tempelhoferin zur Frau? Un Jott weeß, ick könnte mir anderswo nich jlücklich fühlen!"

„Aber die Kinder, die Kinder!" Großvater Schellnack murmelte etwas in sich hinein; man mußte feine Ohren haben, um es zu verstehen. „Berlin kommt zu nahe, dat frißt uns auf!"

Keiner hörte mehr auf ihn, auch Gottfried, der neben dem Alten gesessen hatte, rückte jetzt von ihm ab. Besitzer Hahneman wollte wissen, daß der Bankier fünfmalhunderttausend Taler gefordert und auch anstandslos erhalten hatte — über hunderttausend bar verdient! Eine unverschämte Forderung für das bißchen Land. Aber na, wenn er es kriegte! Der wäre ja dumm, der sich die Zeit nicht zunutze machte!

Man schrie durcheinander. Und still bei sich erwog jeder die Frage: ob die Engländer wohl noch mehr Land kaufen würden? Vielleicht auch bäuerlichen Besitz? Man hoffte es.

Natürlich, die Längnick hatte schon wieder Witterung gehabt! Ihren Paul konnte man alle Tage mit dem Sekretär der englischen Gesellschaft zusammensehen, mit dem Mister Braun; er hieß Braun, aber er schrieb sich Brown. Am Belle-Allianceplatz wohnte er möbliert, dort konnte man die Visitenkarte an der Türe sehen. — — —

Durch einen Zufall hatte Paul Längnick Miß Ethel Brown kennen gelernt. Am Abend der Illumination war es gewesen. Im Begriff, nach Hause zu gehen, denn müde war er nun doch endlich geworden von dem Umherziehen durch Straßen und Wirtschaften, hatte er

geholfen, ein junges Mädchen, das im Gedränge ohnmächtig geworden war, aus dem Gewühl herauszuschaffen. In das erste beste Haus war er hineingegangen und hatte einen Stuhl und ein Glas Wasser herausgeholt, so gut hatte ihm das erblaßte Gesicht und die Fülle des braungoldigen Haares, das die junge Dame offen herunterhängend trug, gefallen. Und er hatte sie dann auch mit ihrem Vater zusammen nach Hause geführt. So war die Bekanntschaft zustande gekommen. —

Was bei Paul Längnick Sache des Herzens geworden war, war bei Rieke Längnick etwas anderes. Paul hatte ihr von dem hübschen englischen Mädchen erzählen wollen, doch das interessierte sie wenig — was gingen sie englische Mädchen an? Aber als sie nun erfuhr, daß der Vater der Engländerin zu der Gesellschaft gehörte, von der jetzt überall so viel die Rede war, schickte sie ihren Paul nach dem Belle-Allianceplatz: „Erkundige dir, wat dat Fräuleinchen macht. Bedanke dir, det er dir noch mit 'n Jlas Wein traktiert hat — hat er dir nich ooch 'n Trinkjeld jejeben? Un denn jibste ihm zu verstehen — nich durch de Blume, nee, du sagst et jradezu — dat du 'n reicher Tempelhofer Besitzerssohn bist, und dat deine Mutter sich freuen würde, den Herrn mal bei sich zu sehen uf 'ne Butterstulle, wenn er nach Tempelhof kommt. Verstehste?"

Er sah sie verdutzt an, er begriff diese Gastlichkeit nicht. Aber er war froh darüber. Er würde das hübsche Mädchen, das ihn so sanft und dankbar angelächelt hatte, wiedersehen!

Der Sohn merkte es nicht, daß die Mutter spekulierte. Er wußte nicht, was spekulieren heißt, er hatte ja auch nie empfunden, was es heißt, nach etwas gieren. Als er noch ein kleiner Junge gewesen war, hatte ihn die Mutter hinausgeführt und mit einer umfassenden Armbewegung hatte sie in die Runde gezeigt: „Det is allens Längnickscher Besitz!" Er hatte das als selbstverständlich hingenommen; er trug gar kein Verlangen nach irgend etwas, er hatte ja genug. Jetzt, vielleicht zum ersten Mal, fing es ihn an zu f r e u e n , daß er so viel besaß. Was Mister Brown wohl dazu sagte? Ob er solch einem Schwiegersohn abgeneigt sein würde?!

Der Engländer sah sich alles genau an, was der junge Tempelhofer ihm zeigte. Mister Brown horchte ihn aus, aber Paul merkte es ebensowenig, daß der Fremde spekulierte, wie er darüber nachdachte, warum seine Mutter so entgegenkommend war. Bereitwillig führte er den Herrn überall herum, und als Mister Brown den Wunsch äußerte, auch mit den übrigen Besitzern Tempelhofs bekannt zu werden, führte er ihn zu Kiekebusch. Da saßen sie ja immer alle zusammen, am Vormittag eine Stunde — Frühschoppen — am Nachmittag eine Stunde — Dämmerschoppen — und abends nach dem Nachtessen wieder; da wurde im Winter Domino gespielt, im Sommer Kegel geschoben.

Die Schellnacks, die Lübeckes, die Hahnemanns zogen die Brauen hoch, als Paul Längnick mit dem Engländer eintrat: aha! Hatte man nicht richtig vermutet? Die

Längnick, die verstand's. Da kam ihr Sohn und hatte schon den gefangenen Fisch am Köder!

Murrend rückte Großvater Schellnack nur um ein Weniges, kaum so viel, daß Paul mit Mühe seinen Stuhl an den Stammtisch quetschen konnte. Neben Lietzow fand der Engländer Platz; gegen ihn war man höflicher.

Hahnemann vom Hahnenhof, ein schwerer Bauer, der sich sonst nicht um Tod und Teufel scherte, unterließ das auf die Diele Spucken und paffte weniger qualmende Wolken aus seiner stinkenden Tabakspfeife. Es konnte doch immerhin möglich sein, daß der Engländer noch mehr Land aufkaufte. Wer weiß, was seine Gesellschaft noch vor hatte: vielleicht Fabrikanlagen? Oder Rennbahnen großen Stils? Es waren früher immer die Rennen hier auf dem Felde geritten worden, nach Lankwitz zu, bis sie verlegt worden waren nach Hoppegarten.

Hahnemann stieß mit dem Fremden an. Eigentlich wäre das zuerst dem Amtmann Schellnack zugekommen, aber der hielt sich noch zurück. Sein frisches, rundes Bauerngesicht, dem das Grete Badekows sprechend ähnlich sah, hatte etwas Verlegenes. Wenn sein Vater zugegen war, hielt er sich stets zurück. Der alte Schellnack führte noch immer das Regiment im eigenen Hause — der Amtmann wohnte bei ihm zur Miete — und ebenso im Wirtshaus; da führte er für die Familie das Wort, der Sohn brauchte nur beipflichtend zu nicken. Und er hielt streng darauf, sein Sohn mußte ‚Sie' zu ihm sagen,

die Schwiegertochter, eine Kiekebusch, auch; er selber sprach, wenn er ungnädig war: ‚Will Er wohl!‘ oder ‚Sie hat gar nichts zu sagen!‘

Großvater Schellnack schoß aus seinen, hinter der knochigen Stirn ganz versunkenen Augen einen scharfen Blick auf die Neuangekommenen: der Paul war ein dummer Junge, aber der Engländer hörte das Gras wachsen! „Wat will Er hier?“ knurrte er diesen an.

Mister Brown sprach geläufig Deutsch, und er sprach viel.

„’n jewandter Mensch,“ flüsterte Gottfried seinem Schwager Johann zu.

Sie waren alle eingenommen von dem Fremden. Mister Brown sagte Angenehmes: Tempelhof gefiele ihm außerordentlich, die Lage zur Großstadt glänzend, dabei eine ungeheure Entwicklungsmöglichkeit! Diese Felder! Soviel Platz! Bis zu den Sandbergen vorm Stadttor hin eine einzige Fläche, ideales Bauland!

Sie horchten alle hoch auf: würde er nun etwas sagen?! Jeder von ihnen hatte da irgendwo sein Schmerzenskind, einen oder mehrere Äcker, die nicht viel einbrachten; der Boden war gering, eigentlich nur zu gebrauchen, um die Schafherden darauf zu weiden. Aber das brauchte man ja nicht zu sagen. Schon als der Fiskus damals angekauft hatte fürs Militärgelände, hatte man sich vorgesehen: Acker war Acker und mußte auch danach bezahlt werden.

Aber der Engländer sprang ab. Er lobte nur noch die Luft Tempelhofs, seine schönen Bäume, und dann

erzählte er von England. Das interessierte keinen Menschen. Um das Gähnen zu verbergen, sagte man einmal über das andere „Prost!“ Aus Langerweile trank man ein Seidel nach dem andern. Wie eine vor dem Mauseloch vergeblich lauernde Katze zuletzt müde blinzelt und nicht mehr recht aufpaßt, so druselten die Besitzer über ihren Gläsern. Sie wurden erst wieder aufmerksam, als der Engländer die große Zahlungsfähigkeit seiner Gesellschaft rühmte. Jetzt, würde er jetzt etwas sagen?! Oder erwartete er, daß *sie* anfingen? I was, man mußte *ihn* kommen lassen, dann war man in der Hinterhand und folglich im Vorteil!

„Warum erzählt Er uns det allens?“ fragte plötzlich der alte Schellnack, stemmte beide Ellbogen auf den Tisch, den Kopf zwischen die Hände und sah den Fremden mit seinen versunkenen Augen starr an. „Hat Er denn ieberhaupt 'nen Ton zu sagen dabei? Wenn 'n jroßet Haus wat holen will, kommt et ooch nich selber, et schickt den Hausknecht. Un zu sagen hat der jar nischt!“

Gottfried prustete laut heraus: der Alte war unbezahlbar! Er kniff seinen Schwager vor heimlichem Vergnügen.

Aber Johann Badekow hielt sich ernst, er hatte nicht den Sinn fürs Komische.

Amtmann Schellnack war peinlich berührt. Er sagte leise zu seinem Vater etwas; dieser hielt ihm auch das Ohr hin, aber als er gehört hatte, was sein Sohn tuschelte, sagte er: „Ick verstehe Ihn nich.

Red Er doch laut!“ Da schwieg der Amtmann verlegen.

Der Engländer aber wurde gar nicht verlegen. Lächelnd drehte er den Kopf nach der Seite, wo Paul Längnick saß: sein junger Freund da konnte ja am besten sagen, was für eine Stellung er hatte. Auf ihn — er rieb sich die Hände — ganz allein auf ihn kam es an! Was die Gesellschaft ankaufte, brachte e r in Vorschlag. Darum sah er sich ja hier so um. „Herr Längnick weiß es!“ Er nickte Paul aufmunternd zu. „Nicht wahr, so ist es?“

Paul hatte mit ganz verlorenem Ausdruck dagesessen und starr in sein Glas gesehen. Jetzt fuhr er auf. „So ist es,“ sprach er nach. Ganz willenlos. Was ging ihn das Gerede hier an?! Er dachte an das Mädchen, das er liebte.

Also der Paul wußte es?! Eine Bewegung ging um den Stammtisch. Weiß Kuckuck, die Längnick hatte am Ende schon verkauft! Wieviel? Und zu welchem Preis?!

Der grobe Hahnemann räusperte sich und spuckte dann auf die Diele: „So'n Aas!“

Amtmann Schellnack erbleichte, er hätte auch gern verkauft.

Johann Badekow wurde dunkelrot: ein solches Geschäft wäre auch für ihn zu machen!

Sie ärgerten sich alle, nur Gottfried Lietzow lachte. Gutmütig klopfte er den jungen Längnick auf die Schulter: „Na, Paule, mein Sohn, deine Mutter hat wohl

mal wieder ihr Schäfchen jeschoren?“ Und dann lachte er hell, die verblüfften Gesichter waren zu komisch.

Es war dann ein paar Augenblicke ganz still, bis Großvater Schellnack ingrimmig mummelte — aber jetzt verstand man ihn doch ganz gut: „Se is nich umsonst 'ne Längnick. Wat ihre Schwiegermutter war, det war ooch 'ne Längnick. Vier Hufen hatten se zu Anfang man bloß — un nu? Die Olle, det war erst eene!“

„Na, erzähl man schon, Schellnack,“ sagte Hahnemann und lachte breit, „det der Paule die Jeschichte von Jroßmuttern ooch zu hören kriegt!“

Ein allgemeines Gelächter dröhnte, Paul lachte mit. Er hatte das, was früher in den Spinnstuben herumgemunkelt wurde und sich lebendig erhalten hatte bis auf den heutigen Tag, oft gehört, aber er hatte es nie geglaubt; er glaubte es auch jetzt nicht.

Der alte Schellnack lächelte grimmig. Er schluckte ein paar Mal; wenn er d i e s e Geschichte erzählen konnte, lief ihm das Wasser im Munde zusammen. Eifersüchtig wachte er darüber, daß nicht etwa Hahnemann oder Kiekebusch, die ums Jahr 1823 doch auch schon in Hosen gelaufen waren, sie ihm wegschnappten. Er war damals hier Schulze gewesen, er wußte alles am allerbesten.

Es war ein warmer Tag, ein recht schöner Frühlingstag, da war wieder einmal in Tempelhof Feuer ausgekommen. Auf dem Ende der Dorfstraße nach Rixdorf zu. Ob es angelegt worden war? „Na, man will ja nischt sagen,“ mummelte der Alte und schluckte wie-

der. Als ob er etwas Köstliches äße, bewegte sich sein zahnloser Mund; er genoß seine fette Geschichte.

„Bei Längnicks fing dat mit'm Feuer an, als allens schlief. Die olle Mine Längnick muß aber noch ufjewesen sind — wie hätte se sich denn sonst so schnell retten können? Sie rannte nu immer unter den Linden rum, schmiß de Hände übern Kopp und schrie: ‚Wir sind rujeniert!‘ Un dem Kossäten Tunichgut sein fette Sau rannte ooch unter den Linden rum; an der einen Seite brannte der Schmer ihr lichterloh, und die Ferkels wuselten quietschend hinter ihr drein. Man hätte et der Mine fast jlooben können, so hatte se sich. Et war en fürchterlicher Brand, keener von allen war je so schlimm. Unter die Linden war't hell von die Flammen, der Himmel war brandig rot; bis in Berlin konnten se't sehen. Un en Rauch und en Dampf war, un en Stunk, man kriegte keenen Mund voll richtje Luft mehr. Von 'n Turm läuteten se in einemfort, un der Nachtwächter tutete — ja woll, so rasch jing det damals noch nich mit die Feuerwehr! ‚Wasser! Eimer von Hand zu Hand!‘ Wir stellten uns alle Mann mang die Reihen, ich vorneweg — wat konnten wir schaffen bei so'n Feuer!“

„Ja,“ grunzte Hahnemann zwischen seinem Paffen, „det war kolossal. Ick weeß 't noch wie heute, wie Mutter mir aus 's Bett holte: ‚Junge, steh man uf, janz Tempelhof brennt!‘ Ick freute mir sehr. Det war mal 'n Fez! Ick rannte los mit die anderen Jungens, wir schrieen immerzu: ‚Feurio!‘ Un von Rixdorf kam die Feuerspritze anjerasselt —“

„Falsch!“ Schellnack fiel ihm wütend in die Rede. „Wat du weeßt! Von Alt-Schöneberg kam die erste Spritze, un denn erst die von Rixdorf. Aber helfen konnten se alle nich. Als et Morjen war, krähten die Hähne über lauter Schutt. Da lagen acht Jehöfte die Reihe lang, janz schwarz in Asche. Andere jlimmten immer noch, un wo eener stökerte und wollte sich noch wat rausholen aus seinem Hause, da schlug noch die Flamme auf. Viel Vieh war verbrannt; dem einen die janzen Schafe, dem andern sechs Kühe. Aber die janze Hinterpartie von Längnicks, die stand unversehrt; det kam von den Störchen, die der Storchen-Paule anjezahmt hatte uf der jroßen Scheune. Det sind Jlücksvögel. Kein Stück Vieh war verbrannt, nur der Längnick.

„Et kamen nu die Berliner an in hellen Haufen. Wat Beene hatte, spazierte vor die Tore. Kremser, janz voll bepackt, fuhren raus, un Kutschen, un Schlächterkarren, alle Sorten Jefährte; bei dem schönen Wetter machte det Verjnüjen. Die Felder waren ganz pickevoll von Menschen. Und die jaben alle den Abjebrannten.

„Det machte sich Längnickens Mine denn nu ooch zunutze, und die hätte et doch am wenigsten nötig jehabt, denn sie waren ja hoch versichert. Sie hockte uf 'ner Hutsche vor ihrem Hof, hatte sich in 'n schwarzes Tuch injewickelt, det nur de Nasenspitze rauskuckte und die jlubschen Oogen. Sie streckte die Hand aus. Und in'n Schoß hatte se in 'ner Molle ihren seligen Längnick. Nur 'n paar Knöchelchen waren iebrig von dem.

„Det machte böses Blut. Et kamen welche zu mir jelaufen und beklagten sich: Mine Längnick hätte den meisten Ankratz. Da jing ich hin. Aber wie se mir kommen sah und det Schimpfen hörte, da schnitt se mir 'ne Fratze wie dem Teufel seine Leibhaftige, sprang in ihr Hinterjebäude und schlug mir die Tür vor der Neese zu!"

Der Alte griente boshaft: „Det war deine Jroßmutter, Paule!"

Die Zuhörer lachten laut.

Paul Längnick war nun doch verlegen; er wußte nicht, was er sagen sollte.

Aber Mister Brown half ihm gewandt aus der Situation: „Well, eine tüchtige Dame! Sie würde bei uns sehr bewundert werden!" Er lächelte ein wenig malitiös.

Da waren sie wie aufs Maul geschlagen.

Und dann nickte der Engländer Paul zu: „Kommen Sie, Mister Längnick, wir wollen jetzt gehen!"

Fünftes Kapitel

Was half es Rieke Längnick, daß sich ihr ganzes Innere gegen das fremde Mädchen sträubte?! Sie hatte die Sache mit der Millionenwitwe so schön eingefädelt gehabt. Auf ihr Geheiß war der Sohn nach Britz gefahren, zwei Stunden und länger hatte er dort gesessen. Die Mutter wußte es wohl, er konnte immer den ‚Dreh' nicht finden, aber die Marianne mußte doch auch sehr nett zu ihm gewesen sein.

Wenn die Längnick gewußt hätte, daß ihr Paul stockstumm dagesessen hatte! Seine Gedanken waren weit abgeirrt, vergebens hatte Marianne Badekow versucht, nachdem die üblichen Redensarten gewechselt worden waren, ein Gespräch anzufangen. Er sagte nur „ja" oder „o ja" und „nein". Marianne war eine muntere Frau, trotz allem, was schon hinter ihr lag; die Grübchen in ihren runden Wangen vertieften sich immer mehr. Zuletzt ging sie in die Küche, sie konnte das Lachen nicht mehr verhalten und ließ ihn allein drinnen sitzen. Das war ihm auch das liebste gewesen. Auf die begierige Frage der Mutter: „Na, wie war se denn?" antwortete er ehrlich und mit Nachdruck: „Sehr nett!"

Und aus diesem aussichtsreichen Plan sollte nun nichts werden.

Es war am Abend des Tages, an dem Paul mit Mister Brown im Kruge gesessen hatte. Er hatte den Fremden noch ein Stück auf dem Heimweg begleitet; Mister Brown hatte lebhaft geredet und zuletzt seinen Arm in den des jungen Mannes gelegt. Langsam war Paul dann zurückgeschlendert, die Hände in den Hosentaschen; er pfiff sich leise eine Melodie. Das dämmerige Feld, das sich einsam dehnte in verwaister Endlosigkeit, diese graue Weite, in der herbstliche Nebel wie Gespenster spazieren gingen, hatte für den Tempelhofer nichts Trauriges und Erschreckendes. Ein glückliches Lachen, das sein alltägliches Gesicht veredelte, lag in Pauls Mienen. Wie erwachendes Selbstbewußtsein, das den Knaben zum Manne macht, kam's über ihn. War es möglich, die schöne Ethel hatte ihn gern?! Mister Brown hatte es ihm eben gesagt, wieviel seine Tochter von ihm hielt.

„Ethel!" Ganz hingenommen vor Seligkeit warf der junge Mensch beide Arme in die Luft, und dann trat er rascher zu: nun war es Zeit, daß er es der Mutter sagte!

Der Mond schien unsicher, als Paul zu seiner Mutter in den Flur trat. Die Längnick hatte noch keine Lampe angesteckt; in so etwas sparte sie. Sie schälte ja auch nur die Kartoffeln für den morgenden Tag, und die konnte sie fühlen. Einen großen Eimer mit Wasser hatte sie vor sich stehen, rasch fiel eine Kartoffel nach der andern hinein.

„Mutter,“ sagte Paul ganz atemlos, „morgen kommt Mister Brown zu uns; schon zu Mittag. Koch was Feines, Mutter, bitte!“

„Wat? Essen will er bei uns?“

Der Sohn nickte glücklich. „Ja! ‚Er käme bei guter Zeit, daß Ethel auch alles noch ordentlich sehen könnte.‘ Da sagte ich: Kommen Sie doch zu Tisch. Was haste zu essen, Mutter? Die sind fein gewöhnt!“

„Eetel — seit wann sagste denn Eetel zu det englische Mächen?“ Rieke Längnick richtete ihre Augen auf den Sohn; sie sah scharf trotz des unsicheren Mondlichtes. Und sie sah alles. „Wat jeht dich det fremde Mächen an?“

„Mutter!“ Er schnappte nach Luft. Aber dann sagte er rasch, sich selber gar keine Zeit lassend: „Ich habe sie so lieb, Mutter!“

„Na,“ — sie lachte kurz auf — „det wird sich ja finden. Vorerst wollen wir mal mit ’m Ollen sehen. Du warst ja heute so lange mit dem zusammen — na?“ Ungeduldig warf sie eine Kartoffel in den Eimer, daß das Wasser hochspritzte. „Nu? Jib doch Antwort, Döskopp!“

Hundert Mal hatte sie den Sohn ‚Döskopp‘ genannt, er hatte es sich immer gefallen lassen; heute nicht. „Was geht es mich an, was du spekulierst! Laß den Engländer kaufen oder nich kaufen, mir is ’s Wurst. Ich bin kein Döskopp!“

„En Schlummerkopp biste!“ Sie schrie ihn gehörig an. „Mir is et nich Wurscht, verstehste? Land muß er

mir abkaufen. Da rennste immer mit 'm rum, kannste nich sagen: ‚Hören Se, Herr Mister Braun, hier hat meine Mutter 'n paar schöne Äcker, prachtvolle Äcker, aber se will se an Ihnen verkoofen, weil se so dicht bei Ihrem Besitz liegen — un aus Freundschaft. Sonst verkaufte sie se nich.‘ Na?!“ Sie sah ihn aufmunternd an.

Er schüttelte den Kopf: „Das kann ich nich sagen!“

„Kotzdonner, warum denn nich?“

„Weil ich nich will!“ Er sagte es eigensinnig.

„Ich will nich, ich will nich!“ Sie höhnte ihn aus. „Det ich dir nich die Hosen stramm ziehe! Wenn ick will, haste zu wollen!“

„Ich will aber nich!“ Er ward plötzlich wütend, alles Blut schoß ihm zu Kopf; er stieß mit dem Absatz gegen den Eimer, schleuderte ihn mit dem Fuß so heftig, daß das Wasser in vollem Schutt auf den Ziegelflur schoß und die Kartoffeln in alle Ecken tanzten. Er trampelte den Boden, und dann ballte er die Fäuste und schwang sie gegen die Mutter: „Du sollst mich nich mehr behandeln wie 'nen dummen Jungen! Ich laß es mir nich mehr gefallen!“

Sie wollte erst lachen, ein höhnendes Lachen, aber dann verstummte sie. Der Schaum war ihm vor den Mund getreten. Nun durfte sie ihn nicht mehr reizen, wenn seine Augen so rollten. „Aber, Paule,“ sagte sie einlenkend, „wie kannste nu jleich so wütend sein. Ich sage ja jar nischt!“

Er sah sie von unten herauf mit den rollenden Augen an wie ein Stier, der losstoßen will.

„Mein Paule!“ Sie haschte nach seinen drohend emporgehobenen Fäusten und drückte sie ihm herunter. „Du wirst doch nich jejen deine Mutter anjehn, Paule?“

Er sah sie starr an. Der Atem ging ihm keuchend, in heftigen Stößen arbeitete seine Brust. Jetzt kam ein Zwinkern in seinen starren Blick, er hielt sich die Hände vor die Augen, als wolle er nichts mehr sehen, und flüsterte heiser: „Ich kann es mir nich mehr gefallen lassen. Ich weiß ganz genau, was ich will. Ich bin alt genug. Ich will die Ethel Brown heiraten. Du mußt das nich sagen, du mußt das nich sagen!“

„Wat soll ick denn nich mehr sagen? Ick sage ja jar nischt, mein Paule!“

„Ich weiß nich,“ murmelte er. Und dann seufzte er auf: „Ich kann es nu mal nich vertragen. Mir is es ganz schlecht.“

„Denn jeh doch zu Bett. Leg dir hin, mein Sohn! Wieviel haste denn heute jetrunken? Jeh, jeh! Ick komme noch zu dir. Ick setze mir 'n bißken bei dir hin!“

Sie bückte sich und fing an, die Kartoffeln aufzulesen; er bückte sich auch ganz mechanisch und half ihr dabei. Und dann ging er aus dem Zimmer, aber sein Gang war wie der eines Betrunkenen; er schwankte.

Sie sah ihm kopfschüttelnd nach; ein Ausdruck von Besorgnis erweichte ihr Gesicht: was war das mit dem Paul? Als Kind war er oftmals blau geworden vor Wut, und wenn er nicht haben sollte, was er haben wollte, hatte er dagelegen, starr wie im Krampf. Aber nun war das doch lange nicht mehr vorgekommen.

Mit Händen, die nicht so ruhig waren wie sonst, zündete die Längnick das Lämpchen an, und dann rutschte sie auf allen Vieren herum im nur notdürftig erhellten Flur und las die Kartoffeln aus allen Winkeln. Lange hockte sie so in kauernder Stellung auf den feuchtkalten Ziegeln, eine Kartoffel noch in der Hand, sich ganz vergessend in ihren Gedanken. Wenn man ihm den Willen tun müßte?! Es schmeckte ihr bitter auf der Zunge. Dann war's nichts mit der Millionenwitwe!

Die Lampe schwalchte, sie merkte es nicht. Die Luft wurde dampfig im niedrigen Flur, die Lampe schwalchte und schwalchte, der rötliche Rauch stieg zum Zylinder heraus; es roch förmlich nach Brand.

Da stand Rieke Längnick auf, ihr Gesicht war ganz fahl: ja, sie mußte zu ihm ans Bette gehen, mußte ihm gut zureden. Und wer weiß — na, wenn der Engländer erst angebissen hatte, na, dann würde man ja sehen, wie es mit der Tochter wurde!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie hatten gut zu Mittag gespeist. Die Längnick hatte etwas springen lassen; es war wie ein Bräutessen. Was sie in der Eile nicht selber mehr hatte herrichten können, das hatte sie von einem reitenden Boten holen lassen aus dem ersten Delikateßgeschäft Berlins. Die Austern fehlten nicht, und auch nicht eine Flasche Champagner. Sie lachte breit: so aß man in Tempelhof!

Paul war erst ganz verdutzt darüber, dann aber freute er sich. Seine Augen bekamen einen tieferen Glanz, und wenn er das Mädchen, das ihm gegenüber

am runden Tisch der guten Stube saß, über seinen gehäuften Teller weg ansah, strahlten sie förmlich.

Man konnte der Längnick nicht anmerken, daß sie dieses Strahlen mit Schmerzen sah — ach, wenn da die Marianne gesessen hätte, die komplette Frau, die Frau mit den Millionen, anstatt dieses schmächtigen, spillrigen Dinges! Sie begriff nicht, wie Paul dieses Mädchen schön finden konnte. Ein Gesicht, so schmal, mit der Hand zuzudecken, eine Figur wie die eines halbwüchsigen Kindes! Nur die Augen fand selbst Rieke Längnick hübsch; die waren groß und sanft, von Farbe veilchenblau, und dunkle Wimpern hingen lang darüber.

Himmel, war der Junge verschossen! Er wußte ja gar nicht, was er aß und trank, er schlang nur alles in sich hinein und sah dabei immer das englische Mädchen an. Es wollte in Rieke aufkochen, aber sie bezwang sich: Ruhe, Geduld! Arm waren ja die Fremden auch gerade nicht, die Kleine hatte viel Schmuck an sich hängen, sie trug Brillantknöpfe in den Ohren!

Aber ganz traute die Längnick doch nicht, mochte der Engländer noch so viel reden von seinen Unternehmungen, von seinen Reisen — überall war er gewesen — und von seinen Pferden. Er hatte jetzt seinen Rennstall aufgegeben, weil er nicht selber mehr danach sehen konnte. Ob er nicht aufschnitt? Aber als er auf seine Tempelhofer Pläne kam, wurde der Bäuerin scharfsichtiger Blick kurzsichtig. Sie sah nicht weiter als bis zu ihrem Acker.

Es ließ ihr länger keine Ruhe mehr; da er nicht

anfing, mußte sie davon anfangen. Sie hob ihr Glas gegen ihn: „Herr Mister Braun, det et Ihnen wohl bei uns jefallen möchte un" — sie warf einen freundlich sein sollenden Blick nach dem stillen Mädchen — „un Ihrer Tochter ooch!"

Die Gläser stießen aneinander, es gab keinen rechten Klang; es war ja auch nicht Kristall, man hatte nur einfaches Glas im Hause. Aber es schien Mister Brown auch so zu schmecken.

Und die Längnick fuhr fort, ganz mit demselben schmeichelnden Ton, der ihrer trockenen Stimme merkwürdig anstand: „Na, wie is et denn mit unserm Jeschäft?" Sie wartete gar keine Antwort ab. „Ick denke, Sie werden mir doch ooch wat abkoofen?" Sie lauerte.

Er stocherte sich in den Zähnen. „Hm," sagte er dann und wiegte den Kopf.

Nun wußte sie nicht: wollte er kaufen, oder war's nichts damit. Die Ungeduld stieß sie. Sollte denn alles umsonst sein, das noble Essen, der teure Champagner?! „Hören Se, Sie ziehen mir an der Nase rum," platzte sie heraus. Die Leidenschaft der Gier überstieg ihre Schlauheit, mit lodernden Blicken sah sie ihn an: „Alles kucken Se sich an, stecken die Nase überall rin, Paule muß Ihnen überall rumführen, un denn koofen Se doch nich. Wollen Se nu noch mehr Land koofen oder nich?" Es sollte fragend klingen, aber es klang drohend.

„Warum nicht," sagte er gelassen.

„So — na, denn kommen Se nach 'm Essen mal

mit raus, ick wer Ihnen nochmal hinführen. Ick selber. Un denn sollen Se mir sagen, ob Se wohl noch jelegenere Parzellen finden in Tempelhof. Dicht ans Terrain von's Ritterjut, wat Ihnen ja schon jehört, un dicht an die Chaussee, die von Mariendorf in jerader Linie dran vorbei bis nach Berlin führt. Ick lasse et Ihnen billig — weil Sie et sind," schloß sie bittersüß, die Stimme sinken lassend, und dann mit seiner Tochter anstoßend: „Prost, Fräuleinchen!"

Er tat sehr interessiert: was, diese Äcker wollte sie wirklich verkaufen? Das hatte er gar nicht für Ernst gehalten. Nun freilich, sie lagen jetzt stark separiert; wenn erst gebaut wurde von der Gesellschaft, direkt eingeklemmt zwischen Fabriken und Chaussee. Sie waren nicht mehr viel wert.

„Wat, nich mehr ville wert?!" Rieke fuhr auf. Sie wollte wütend werden — dieser schlaue Halunke! — aber sie biß sich auf die Lippen. Ihre Finger umschlossen das Glas fest und stießen es dann derb auf den Tisch nieder. „Mir liegt im Jrunde nischt dran, ob Sie se koofen oder n' anderer. Ick dachte mir bloß, et bleibt dann in der Fami—" Sie sprach nicht aus, aber sie blinzelte nach dem Pärchen hin, das jetzt vom Tische aufgestanden war.

Die junge Engländerin war ans niedrige Fenster getreten, mit dem Rücken stand sie nach der Stube und schien angelegentlich hinaus auf die stille Dorfstraße zu sehen. Ihr zierlicher Kopf mit der Fülle braungoldenen Haares hob sich licht ab von der in der Stube herr=

schenden Dämmerung. Paul stand dicht hinter ihr, er war ganz versunken in das Weiß ihres Halses. Sein Kopf schien noch dicker, heiß und rot standen die Ohren ihm ab.

Noch pfiffiger blinzelte Rieke; sie sah das alles wohl. Auch Mister Brown sah es, und auch er lächelte pfiffig. Seine nervige Hand offen vor sich auf den Tisch legend, raunte er lächelnd: „All right, Mistreß Längnick. Ich sehe, wir werden einig!"

„So dicht an die jroße Straße, in bester Lage, et kann en Millionenjewinn for Ihnen werden," versicherte sie eifrig.

„Und für Sie," sagte er mit einem Zublinzeln.

Sie gab ihm einen Rippenstoß: „Seien Se man nich so niederträchtig! Na, umsonst kann man so wat doch ooch nich wegjeben. Na, jehn wir nu?!" —

Das junge Paar blieb allein in der alten Stube zurück, in der es nach modriger Feuchte roch. Draußen fielen die Blätter der Linden. Ein plötzliches Winden fegte sie gelb und schrumplig in eiligem Wirbel am Fenster vorüber; und wo sie noch an den Bäumen hängen blieben, hatten sie ein schweres, giftiges Grün, das ganz anders war als das heitere Grün des Sommers.

„Es wird bald Winter sein," sagte Ethel Brown und lehnte die Stirn an die blasige Scheibe. Sie seufzte auf: „Wo werden wir dann sein?!"

Es durchrieselte ihn in freudigem Schreck: wie sie seufzte! Ach ja, ihr Vater hatte es auch gesagt: sie war gern hier! „Sie dürfen nich fortgehen," flüsterte er

hastig. „Nee, Sie dürfen n i e hier fortgehen. Ich hielte es nicht aus, wenn Sie fortgingen!“

Sie lächelte; ein bißchen schwermütig war ihr Lächeln. „Es ist gut von Ihnen, das zu sagen. Ich fühle dankbar, aber“ — sie seufzte wieder auf — „ich muß doch gehen. Wenn man keine Mutter mehr hat, muß man gehen, wo der Vater will!“ Ihre Brauen zogen sich schmerzhaft zusammen, sie hob die Hand, als zeigte sie dahin und dorthin. Die Lider senkten sich über die schönen Augen, sie sagte mit der rührenden Stimme eines Kindes: „Ich fühle traurig, weil ich keine Heimat habe!“

S o hatte sie noch nie zu ihm gesprochen. Der junge Mann bekam eine plötzliche Herzbeklemmung. Sie waren aber auch noch nie ganz allein gewesen, immer war ihr Vater als Dritter dabei, und dann war sie immer sehr still.

Das Dahinwirbeln der gejagten Blätter hatte sie wohl traurig gemacht? Er sah sie zärtlich an. Und was er sich sonst nie getraut hätte, solange sie nur das feine Mädchen war, die Dame, die ihm imponierte, jetzt wagte er es: er faßte ihre Hand, die sie auf das Fensterbrett stützte, und sagte mit all der Herzlichkeit, die seine Liebe ihm eingab: „Sie sollen bei mir bleiben, Fräulein! Es wird Winter, aber das tut doch nichts. Sie werden 'ne Heimat haben — hier! Bei mir!“ Er sagte es heiß.

Einen großen, ängstlichen Blick ließ sie durch die dunkle, niedrige Stube gleiten und dann hinaus auf die vom Herbstwind gefegten Blätter. Die Baumkronen

schüttelten sich, der Himmel war schwer, nun schlugen harte Tropfen an die Scheiben. Da schauderte sie zusammen und neigte die Stirn gegen seine Brust: „Ich fühle dankbar!“

Er riß sie an sich, wild wie ein unbändiger Knabe, er küßte sie, küßte sich satt.

Das war einmal ein Glück, ein riesenhaftes Glück! Nun war das feine, das liebe, das schöne englische Mädchen seine Braut! O, die Mutter durfte nichts dagegen haben! Kein Wort durfte sie sagen, sonst —! Es funkelte unruhig auf in seinen Augen, nervös zuckte sein Gesicht. Er preßte Ethel in seine Arme, daß ihre zarte Gestalt ganz darin verschwand: die gab er nicht mehr her, nie mehr wieder her! — — —

Als die Längnick und Mister Brown nach einer halben Stunde, durchnäßt und zerzaust, von ihrem Gange zurückkehrten, fanden sie alles fix und fertig, wie Mister Brown scherzhaft sagte. Er war sehr erfreut, er schloß seinen lieben Mister Längnick sogleich kräftig in die Arme und nannte ihn ‚du‘ als seinen lieben Schwiegersohn. Er redete so viel, daß Rieke gar nicht zum Wort kommen konnte. „Sagen Se man —“ hatte sie zwar so und so oft angesetzt, er aber hatte jedes Mal noch etwas Eiligeres zu sagen.

Die Hochzeit mußte bald sein, natürlich, in vier Wochen! Warum sollten die Kinder auf ihr Glück noch lange warten? Und überdies mußte er in vier Wochen nach London zurück. Die Gesellschaft kam zusammen, eine Sitzung war anberaumt, er durfte unmöglich fehlen,

und er konnte dort so bald nicht wieder abkommen. Die Hochzeit seiner einzigen Tochter wollte er aber doch mitmachen! Er umarmte Ethel.

Ricke machte ein langes Gesicht: was, schon so bald? Das war nicht Sitte in Tempelhof — nur wenn's aus gewissen Gründen pressierte. Und überhaupt — nein, sie war gar nicht dafür, sie wollte erst sehen!

Aber Paul faßte sie um und küßte sie so heftig, daß ihr der Atem ausging. Böse stieß sie ihn von sich: er war wohl verrückt? Aber auch sie selber kam sich wie verrückt vor; sie konnte gar nicht mehr so scharf denken wie sonst: war sie nun gewiß, daß der Engländer ihre Äcker an der Chaussee ankaufte oder war sie es nicht?

Selbstverständlich würde er sie der Gesellschaft in Vorschlag bringen, ganz selbstverständlich. Den Ankauf dringend befürworten. Die neunzigtausend Taler, die sie verlangte, mußte sie selbstverständlich bekommen! Mister Brown versicherte, daß er es wohl einsähe, daß sie so teuer sein müßte. Und er schüttelte ihr die Hand.

Erst als die Browns aufgebrochen waren, als Paul auch mit fort war, um seine Braut in der alten Längnickschen Kalesche, die selten genug gebraucht wurde, nach Berlin zu fahren, kam Ricke wieder zu sich. Ein Gefühl der Bangigkeit, des Argwohns und der Beschämung kroch sie an: hatte sie sich auch nicht über den Löffel barbieren lassen? Wäre es nicht besser gewesen, die Sache mit der Millionenwitwe weiter zu betreiben, als für ein noch immer nicht fest abgeschlossenes Geschäft den Sohn an das spillrige Mädchen wegzugeben?!

Draußen heulte der Wind, schüttete der Regen. Sie stand im dunklen Flur, wie vernichtet lehnte sie gegen die Wand. Wie dumm war sie gewesen! Aber dann fuhr sie auf; hochgereckt stand sie, das graue Haar, in das sie sich zweifelnd gegriffen hatte, hing ihr strähnig ins knochige Gesicht. Sie riß die Tür auf, daß der Wind hereinschnob, ballte, auf ihrer Schwelle stehend, die Faust und schüttelte sie drohend in der Richtung, in der die Browns verschwunden waren. Wenn der Mister die Äcker nicht kaufte! Dann sollte es das spillrige Ding nicht zum besten kriegen!

Krachend schlug Rieke Längnick die Tür ihres Hauses zu und verriegelte und verrammelte sie.

Sechstes Kapitel

Zwei Hochzeiten sollten demnächst stattfinden, von denen sich kein Tempelhofer hätte etwas träumen lassen. Was, die Längnick gab zu, daß ihr Paul ein Mädchen aus der Fremde heiratete? Eine, die mit offenen Haaren herumlief wie eine Kunstreiterin? Eine, deren Familie man nicht von A bis Z kannte?! Es war ein großes Verwundern im Dorf. Aber freilich, der Vater der Engländerin war doch immerhin ein Mann, der auf etwas stand; die Rieke würde das schon wissen, die machte nie ein schlechtes Geschäft. Aber was fiel der Badekow ein?! Die gab zu, daß ihre Guste den Zigarrenfritzen heiratete?! Na, da hätte sich, wenn man sich Mühe gab, doch noch für die etwas Reelleres finden lassen, am Ende ein Witwer oder sonst ein ältlicher Mann! — — —

Auguste Badekow war glücklich. So glücklich, daß sie ordentlich hübsch wurde. Der verdrießliche Zug um ihren Mund war geschwunden, ihre verblühten Wangen wurden rosig, ihre matten Augen bekamen Glanz. Alle Tage kam der Bräutigam.

„Das is 'n Jelabbere und Jetue," sagte Johann zu seiner Grete, „nich mehr zum Ansehen!" Er war verdrießlich. Ungern nur sah er seine Schwester Julius

Paschke heiraten. Das war doch keine Partie, ein Reisender für ein Zigarrengeschäft! Aber das war es noch weniger — Paschke würde sich ja selbständig machen mit Augustens Geld — ihm mißfiel dessen Art. Vertraulich sprach er mit seinem Schwager Lietzow darüber: „Jottfried, du hast 'nen juten Riecher, was hältste von dem Menschen?!"

„Windhund," sagte Gottfried nur und stieß einen kurzen Pfiff aus.

Auch Frau Lene war wenig entzückt: „Wenn das man jut jeht!" Sie verhehlte ihr Mißfallen der Mutter nicht.

„Als ob er m i r jefiele," sagte Hanne Badekow. „Aber ick sage mir: 'n Mann, der alle Sonntag in die Kirche läuft, is vom Übel; 'n Mann, der alle Dage in't Wirtshaus läuft, is ooch vom Übel — der Paschke jeht nich in de Kirche, aber er läuft ooch nich in't Wirtshaus. Und wo soll ick denn 'nen andern vor Justen herkriejen? 'n bißken schief is se ooch. Und hat se sich nu mal so weit mit ihm injelassen, nu ooch immer rin. Zähne zusammenjebissen. Et hilft nu ja doch allens nischt mehr!"

Sie hatte recht. Was half das Dagegen-sein?! Das hatte sich Hanne Badekow gesagt gleich in derselben Stunde, da Johann zu ihr auf die Stube gekommen war, ganz rot und in einer Hast, die seinem sonstigen Wesen gänzlich fremd war.

Er hatte sich vorgenommen gehabt, Auguste zu beobachten; sie fuhr z u oft in die Klavierstunde nach Ber-

lin und blieb zu lange. Johann hatte sich mit Lietzow verbündet; Gottfried war ja nicht bloß sein Schwager, seine Mutter war auch eine Badekow gewesen, vor ihm brauchte man also kein Hehl zu haben. Um drei fuhr der Omnibus, Auguste war zur Stunde aufgebrochen, sie ging mit ihrer Musikmappe ab.

„Haste jesehn?" flüsterte Gottfried lachend, als sie hinter ihr drein schlichen, „wie'n Schild hält se sich de ‚Musik' vor'n Bauch. In Joldbuchstaben, janz jroß, det et ooch jeder sehen kann!"

Aber Johann lachte nicht, er schämte sich seiner Rolle; es war nicht angenehm, daß sie hier wie die Spürhunde nachschnuppern mußten.

Auguste stieg in den Omnibus. Als sie glücklich darin saß, kletterten die beiden Späher am Seitentreppchen hinauf aufs Dach. Nun konnten sie gut beobachten. „Die sieht ja nich nach uns, die is jetzt janz in'n Tran," sagte Gottfried.

Sie fuhren im schwankenden Gefährt eine lange halbe Stunde über die Chaussee. Johann schalt über das langsame Zotteln, aber Gottfried tröstete: „Na, man Jeduld, du kriegst noch früh jenug dein Wunder zu sehen!"

Das war nicht schön, daß der Schwager noch uzte! Johann wurde immer grimmiger.

Am Belle-Allianceplatz stieg Auguste aus und ging nach rechts. Wo wollte sie denn hin? Die Lehrerin wohnte doch links herum, Wilhelmstraße. „Sie trifft ihn wo," flüsterte Gottfried.

Hastig kletterten sie vom Deck herunter. Johann wäre beinahe fehlgetreten, er kam sich selber nicht sicher mehr vor; seine Beine zitterten. Das kam bloß von dem verfluchten Geratter, der Omnibus stieß auf dem harten Pflaster! Aber die Beine zitterten ihm auch noch, als sie nun gingen, immer hinter Auguste drein. Vorsicht war kaum nötig, sie sah sich nicht um. „Sie rennt ja wie besessen," ächzte Gottfried. Sie kamen ganz außer Atem.

Nun bog sie in die Lindenstraße ein.

„Donnerwetter!" Johann faßte nach Gottfrieds Arm: da wohnte der Kerl ja — Lindenstraße 104! Da war die Nummer! Auguste hielt an. Sie huschte ins Haus. Sie lief die Treppen hinan — drei Treppen.

Auf dem zweiten Absatz blieben die Verfolger zurück. Sie stiegen erst hinauf, als oben die heisere Klingel ausgeschrillt und eine Tür geklappt hatte. Auguste war drinnen.

„Also h i e r spielt se Klavier?!" sagte Gottfried.

„Sei man bloß stille!" Johann war ganz blaß. Sie studierten die Schilder. Links wohnte ‚Prim, Herrenschneider' — aber hier rechts: ‚Amanda Schulze' — und eine Visitenkarte war darüber, mit Reißzwecken angepiekt:

J u l i u s P a s c h k e.

Sie hatten dann auch geklingelt und sie herausgeholt. Es war eine schreckliche Situation gewesen. Gottfried hatte dem Kerl ein paar gehörige Grobheiten an den Kopf geworfen, die dieser mit einer Ruhe, die Gott=

fried noch mehr in Rage brachte, einsteckte. Gewiß, er konnte es begreifen, daß es den Herren nicht angenehm war, das Fräulein hier bei ihm zu finden, aber er konnte sie versichern — er gab sein Ehrenwort — es war nichts passiert. Gar nichts. Dafür stand ihm seine Braut, Fräulein Auguste Badekow, viel zu hoch.

Ein unverschämter Fatzke! Lietzow schrie ihm ein: „Halten Sie Ihre Schnauze!" entgegen. Aber dann wußte er auch nichts weiter zu sagen: wahrhaftig, sie waren die Blamierten. Was nun?!

Auf Johann war nicht zu rechnen, er brachte kein Wort vor. Wie begossen stand er; es kränkte ihn doch zu tief: seine Schwester, eine Badekow aus Tempelhof, rannte zu einem Kerl hin?! Stumm führte er die weinende Auguste fort. Er hätte auch weinen mögen. Den ganzen weiten Weg hielt er sie fest ums Handgelenk.

Gottfried trug die Musikmappe hinterher. Sie hatte am Boden gelegen, er hatte sie aufgerafft, man konnte sie doch nicht dalassen. — — —

Aber nun war das alles vergessen, oder schien doch vergessen. Auguste triumphierte: sie hatte es durchgesetzt, sie hatte ihren Julius erobert. Und so romantisch war das alles. Romantischer konnte es nicht zugegangen sein damals, als der Templer, der stolze Ritter, die Tempelhofer Bauerntochter am Klarensee getroffen und geliebt hatte. Träumend zog sie Vergleiche: ach, ihr Julius, war er nicht auch wie ein vornehmer Herr?! Ganz geblendet war sie von ihm; sie hatte

kaum einen eigenen Willen mehr, demütig ordnete sie sich ihm unter.

Die Mutter sprach ernst mit ihr, sie hörte nicht zu. Wenn Hanne Badekow auch nichts Böses von Paschke dachte — er war im Grunde seines Herzens ein ganz guter Mensch und, lieber Gott, einer, der sich gern hatte selbständig machen wollen — sie hatte doch Sorge: er war sicherlich etwas leicht. Beweise hatte man zwar nicht; so sehr Johann und Gottfried nachstöberten, auch den Jakob in Berlin auf die Spur hetzten, sie hörten überall nur das gleiche: ‚Ein netter Kerl!' — — —

Hanne Badekow betete nicht viel, aber als sie nun heute in der alten Dorfkirche, in der sie selber vorm Altar gestanden hatte und in der schon zwei ihrer Töchter getraut worden waren, die dritte Tochter stehen sah im Myrtenkranz, fing sie an zu beten in einem unbestimmten Herzensdrang.

Sie hob den Blick: da hing rechts vom Altar der Gedächtnisschrein mit dem Lorbeerzweig, der das Kreuz umschlingt:

Den Heldentod für König und Vaterland starb:
Wilhelm Karl Badekow,
geboren am 14. Mai 1850
gefallen bei Mars-la-Tour am 18. August 1870.

Ach ja, der Wilhelm! Und es war ihr, als spräche eine Stimme in ihr: um *die* Kinder, die gestorben sind, trägt man nicht den meisten Kummer — wie hatte die Auguste ihr das nur antun können und zu dem fremden Menschen hinlaufen?! Wenn das jemand wüßte?!

Förmlich verängstigt ließ die Badekow ihre Blicke umhergehen. Die Kirche war gedrängt voll, alle Frauen und Mädchen von Tempelhof wollten Badekows Guste im Brautstaat sehen. Die Mutter sah viel Neugier, aber — Gott sei Dank! — Schadenfreude sah sie nicht.

Jetzt steckte der Geistliche ihnen die Ringe an — Gott sei Dank, jetzt war die Auguste Frau!

Ganz befriedigt faltete Mutter Badekow ihre rundlichen Hände über der Rundlichkeit ihres starren, brokatseidenen Kleides. Veilchenblau war das, mit eingewirkten gleichfarbigen Blumen. Die Kinder hatten es nicht anders getan, heute durfte die Mutter nicht mehr in Schwarz gehen. Und an der Haube hatte sie eine Goldspitze.

Es war eine stattliche Hochzeitsgesellschaft. Die Millionenwitwe, nach der die meisten Hälse sich reckten, trug ein Kleid, so kornblumenblau, so leuchtend von Farbe, daß es die Augen fast blendete. Es war an der Taille und an den Ärmeln mit Rosa passepoiliert. Über dem Rock, den acht spitzenbesetzte Volants garnierten, bauschte sich hinten mächtig der Überwurf; im Ausschnitt en coeur zwischen weißen Spitzen hing an dickgoldener Kette ein goldenes Medaillon, wohl ein Viertel Pfund schwer.

Lene Lietzow war auch nicht wenig fein in Smaragdgrün, und Johanns Frau, die rotwangige Grete, trug ein Rubinrot, das die lebhaften Farben ihrer Wangen noch erhöhte.

Alle in Seide. Auch die Braut; schwer und lang

hing ihre Schleppe über die ausgetretenen Steinstufen des Altars. Auguste stand der Brautstaat nicht vorteilhaft, das Milchweiß des starren Kleides machte sie grau. Zudem hatte die Schneiderin aus Berlin, die alles konnte, sie unkleidsam frisiert; sie sah alt aus, wie eine Haube war ihr der Brautschleier über den Kopf gezogen.

Paschke in Frack und weißer Krawatte machte sich dagegen sehr gut. Das Murmeln der Bewunderung galt ihm: wie ein Leutnant in Zivil! Was die Auguste für einen Dusel hatte! Sie schien aber auch ihr Glück zu schätzen; sonst weinen doch immer die Bräute, schon anstandshalber, die aber strahlte übers ganze Gesicht.

Und hinter ihr als erste Brautjungfer strahlte Mieke. Nun trug sie das rosa Kleid, das sie sich gewünscht hatte, sogar rosa Seide. Es war hinten mächtig gebauscht.

Da hätte sich ihr ja einer drauf setzen können! Die jungen Burschen, die von der Empore herunter zuschauten, hatten ihren Spaß.

Als ob Mieke es fühlte, daß sie beobachtet wurde, hob sie die Augen. Sie zeigte die breiten Zähne: ja, sie war mächtig fein! Von dem, was der Prediger gesprochen hatte in einer langen und wohlgesetzten Rede, wie sie sich ziemt, wenn eine Tochter aus solchem Hause freit, hatte sie kein Wort verstanden. Was wußte sie davon, ob sich zwei Herzen finden, zwei Seelen sich vereinen?! Sie lachte die Männergesichter an, die auf sie herunterschauten, und freute sich ihres prächtigen Staates. Auf den aus dem Gesicht straff nach oben gekämmten Haaren trug sie einen künstlichen Rosenkranz.

Die einzige, der die Tränen kamen, war Marianne. Die Millionenwitwe fühlte etwas wie einen Stich durchs Herz. Da stand nun Auguste, die blasse, unscheinbare Schwester — jung war sie auch nicht mehr — und bekam nun doch einen Mann, wie sie ihn haben wollte. Warum gerade die?! Leise schluchzte Marianne auf: gewiß, sie gönnte der Guste alles Glück, aber, aber — es würgte sie etwas in der Kehle, sie konnte es nicht glatt herunterschlucken.

Die Trauung war vorbei, die Orgel spielte das Nachspiel. Draußen schien nach regenschweren Novembertagen heute zum ersten Mal blanke, fast lachende Sonne. Die Zuschauer konnten im Trocknen stehen und mit Muße gaffen.

Zuerst kamen die Kinder heraus. Aha, das waren die zwei von Gottfried Lietzows, der sommersprossige Fritz und die kleine Johanna! Ungezogen, wie immer, griff der Junge in das Blumenkörbchen, das sie zwischen sich trugen und schmiß rechts und links eine Handvoll hin. Dann kamen Badekows Zwillinge: reizende Kerlchen, einander zum Verwechseln ähnlich, mit flachsblonden Härchen und frischroten Bäckchen. Dann noch ein paar kleine Schellnacks aus Gretes Verwandtschaft, Kinder, die aussahen, wie immer Kinder aussehen: in neuen Kleidern, die Jungen in Samtkitteln und pomadisiert, die Mädchen mit gewellten Haaren. Sie streuten alle Blumen. Und dann kam das Brautpaar. Hinter ihnen immer ein Herr und eine Dame. Feierlich schritten die Paare von der Kirchenpforte bis hin zum Ausgangsgatter.

Rechts Gräber, links Gräber. Hier vor der Kirche lagen sie, die Schellnacks, die Lietzows, die Lüdeckes, die Längnicks, die Badekows — alle die alten Geschlechter. Die langhängenden Schleppen der seidenen Staatskleider fegten Kiessteinchen und Sand gegen die efeu-umsponnenen Hügel.

Das Wetter war gut, der Weg ins Hochzeitshaus war nicht weit. Man hätte ihn zu Fuß gehen können, aber sie stiegen alle an der Straße in die vorgefahrenen Kutschen. Beim Einsteigen half der junge Ehemann seiner Frau, sie konnte mit ihrer Schleppe nicht zurechtkommen. Er sah nicht hin nach Ida Lietzow, die unter den Zuschauern ganz vorne am Kirchhofsgatter stand und ihn mit ihren begehrlichen Augen starr anblickte.

Sie war auch drinnen in der Kirche gewesen. Zur Hochzeit geladen war sie nicht — was gingen sie auch die Auguste und ihre Sippe an?! — aber ansehen hatte sie sich die Geschichte doch mal wollen. Sie kritisierte die Braut scharf. Wenn Blicke hätten Kleider durchbrennen können, so hätten es Idas Blicke getan. Über lauter Knochen war ja die schwere Seide gezogen — na, ein großes Vergnügen würde der Bräutigam da nicht finden! Wie konnte man nur heiraten bloß wegen des Geldes? Er hatte sich verkauft! Ein herbes Lächeln zog den Mund Idas herab. Das hätte sie doch wirklich von dem Paschke nicht gedacht. Ja, er mußte es auch wohl gefühlt haben, daß er einer Entschuldigung bedurfte. Neulich war er dagewesen zwischen Hell und Dunkel, als sie allein im Laden war. Sie hatte ihn

nicht wiedergesehen gehabt seit dem Abend des Einzugs — seitdem waren so viel Monate vergangen — ein Wunder, daß er sie überhaupt noch kannte!

Herausfordernd hatte sie die Arme über der wogenden Brust gekreuzt und sich mit dem Rücken gegen das Ladenregal gelehnt. Was wollte er denn eigentlich hier?! Zigarren brauchte ihr Mann nicht; hier wurden nur welche verkauft, zwei Stück für'n Sechser. Das war doch jetzt nichts mehr für den Herrn Paschke!

Wie bitter sie sprach! Und doch atmete ihr ganzes Wesen Verlangen. Durch den halbdunklen Raum lockten ihre Augen wie Flammen. Ihre Abweisung reizte den Mann. Sie war ihm ja gar nicht böse, sie war nur verletzt, daß er sich nicht mehr um sie gekümmert hatte. Diese üppige Frau, für die der winzige Laden zu eng schien, war wirklich pikant! Er lehnte sich über den Ladentisch, auf dem Petroleum vergossen war und Heringslake, und sah sie vorwurfsvoll an: warum hatte sie denn auch gar nichts von sich hören lassen? Seine Adresse wußte sie doch. Nicht einmal zur Verlobung hatte sie ihm gratuliert — er seufzte dabei — und sie hatte doch gewiß davon gehört? In Tempelhof hörte man ja alles. Sie hätte ihm doch wenigstens ein einziges Mal ein Zeichen der Freundschaft geben können!

„Ich?!" fuhr sie auf. Ihre Augen blitzten: „Ich Ihnen ein Zeichen geben? Na, da wäre ich wohl schön dumm! Ich bin 'ne anständige Frau — was fällt Ihnen ein?!"

Lächelnd hatte er nach ihrer Hand gegriffen — sie

ließ sie ihm — da war an der kleinen Glastür mit den rotgepunkteten Gardinchen, die nebenan in die Wohnstube führte, behutsam geklinkt worden. Man hörte ein Kratzen, ein Winseln, nur spaltbreit schob sich die Tür auf. Ein kleines Mädchen hatte den dunklen, glatthaarigen Kopf hereingesteckt; zwei schwarze Augen, scheu und hurtig wie die einer neugierigen Maus, huschten über den Fremden hin.

„Was willst du?" rief die Frau streng.

Das Kind antwortete nicht. Es zog sich zurück, aber zögernd, als wollte es gerne noch mehr sehen.

„So geh doch!" schrie die Frau. Da verschwand der dunkle, glatthaarige Kopf. Aber der Spalt blieb offen. Ida zog die Tür unsanft zu.

„War das Ihr Töchterchen?" fragte Paschke. „Ein hübsches Kind!" Er fand das zwar nicht, aber er wollte der Mutter etwas Angenehmes sagen.

„M e i n s?!" Ida lachte schrill. „I wo. Ich kann doch nich schon so'n großes Mädel haben. Sie is von der ersten Frau!" Ein zorniger Ausdruck entstellte ihr hübsches Gesicht. „Was sie nu wieder hier herumzuspionieren hat!"

„Ja, sie sieht schlau aus," beeiferte sich Paschke zu versichern.

Die Frau sagte nichts darauf, sie stand und nagte an ihrer Unterlippe. Ihre Laune war noch schlechter geworden. Zudem war aus der Schenkstube, die dem Laden gegenüber auf der anderen Seite des dunklen Flurs lag, der Mann gekommen. Er sah rot und ge=

dunsen aus. Den Besuch kaum beachtend, fragte er aufgeregt nach dem Kellerschlüssel: wo ließ sie den nun wieder herumfahren?!

Sie zuckte die Achseln. Einer anderen Antwort würdigte sie den Fragenden nicht. Da empfahl sich Paschke: er würde ein andermal wieder vorsprechen, wenn er gelegener käme. Hinter dem Rücken Karl Lietzows wechselten sie noch einen raschen Blick; Paschke nahm die Erinnerung mit an ein bedeutungsvolles Zuwinken ihrer Augen.

Draußen in dem Vorgärtchen, in dem jetzt ein entblätterter Fliederbusch stand und ein einziger kahler Baum, stand die Kleine. Sie schien da auf ihn gewartet zu haben. Und wie auf der Lauer stand rechts von ihr ein krummbeiniger, schwarzer Teckel, und links einer. Sie sah Paschke stumm und groß an; ihr Blick genierte ihn. Er hatte das unbewußte Gefühl, sich freundlich mit ihr stellen zu müssen, obgleich ihn die Teckel anknurrten.

„Wie heißt du?“ fragte er.

„Hulda!“

„Na, Huldchen, und wie alt bist du denn?“

Er tätschelte ihre Wange.

Sie ließ sich ruhig tätscheln, aber kein Lächeln erhellte ihr Gesichtchen, es blieb sehr ernsthaft. „Neun Jahre,“ sagte sie mit ihrem feinen Stimmchen.

Auch das klang wie das Piepen einer Maus; das Kind war entschieden nicht angenehm, fast unheimlich mit seinem alten Gesicht. Paschke machte, daß er fortkam, die Teckel fuhren ihm an die Hosen. — — —

Und dann hatten er und Ida Lietzow sich nicht wiedergesehen bis zum heutigen Tage. Er hatte sie wohl bemerkt, als er seiner Angetrauten draußen vorm Kirchhofsgatter in den Wagen half. Und auch das heiße Brennen ihrer Augen gespürt. Donnerwetter ja, wenn er die heute abend in seinen Armen halten könnte, das wäre etwas anderes als die Auguste Badekow!

Mit einem leisen Seufzer fügte Julius Paschke sich in sein Schicksal.

* * *

Zwei Tage nach Auguste Badekow heiratete Paul Längnick. Zwei bedeutsame Hochzeiten in so kurzer Zeit, das war ein Ereignis für Tempelhof. Die erste Hochzeit war die größere; die Längnicks hatten nicht so viel Verwandtschaft, aber bei dieser zweiten Hochzeit war die Braut schöner.

In der dunklen, niedrigen Wohnstube von Rieke Längnick wurde die Braut geschmückt. Da sollte die junge Frau nun auch wohnen, bis die Villa fertig war, die Paul ihr bauen wollte, auf dem Hofgrundstück dicht nebenan. Im Sommer vielleicht schon konnte das neue Heim fertig sein, bis dahin mußte sie sich gedulden im alten Längnickschen Haus. Die Mutter hatte es ihnen eingeräumt, sie selber zog sich zurück in das Hofgebäude, wo unten die Waschküche war und allerlei Vorratskammern.

Der jungen Braut, die keine Mutter hatte, keine Schwester und keine Freundin, setzte Rieke Längnick den

Brautkranz auf. Wie es hergebracht war, sollte die Schneiderin, die für ganz Tempelhof arbeitete, die Braut frisieren, aber Ethel war förmlich davor zurückgeschaudert. Sie wußte es, die Zeit war vorüber, in der sie ihr schönes Haar offen tragen durfte — wie eine goldige Mähne hing es ihr um die Schultern — aber sie wollte sich nun selber die Zöpfe flechten, sie zur glatten Krone aufstecken. Die Krone war so schwer! Sie senkte den Kopf. Und nun kam noch der Kranz oben darauf. Er war nicht von frischem Grün, in Tempelhof hob man die Brautkränze auf hinter Glas und Rahmen über dem Sofa der guten Stube. Künstliches Grün, künstliche Blüten und schwere, dicke Knospen aus überwachstem Stoff drückte die Längnick fest auf den gesenkten Kopf. Sie hatte keine leichte Hand. Aber hübsch sah die Braut aus, das sah heute selbst Rieke.

Gestern war es endlich perfekt geworden: die englische Terraingesellschaft hatte ihre anliegenden Äcker noch zugekauft. Die neunzigtausend Taler, die sie gefordert hatte, hatte sie bekommen. Das war ein Geschäft! Die ganze Nacht hatte sie im Fieber gelegen; vor ihren Augen rollten die Talerstücke, in ihren Ohren rauschten die Papierscheine. So glänzend hatte noch keiner in Tempelhof Land verkauft — und würde auch keiner je mehr verkaufen! Dafür mußte sie sich denn auch schon die Schwiegertochter gefallen lassen. Die war ja auch ein ganz gutes, sanftes Ding, die zudem von gar nichts etwas verstand. Sie, Rieke Längnick, würde nach wie vor diejenige bleiben, die befahl, wenn

sie von nun ab auch hinten wohnte und die Junge nach vorn heraus.

Mitleidige Geringschätzung war in dem Lächeln, mit dem die Schwiegermutter auf die Tochter heruntersah: um der Äcker willen wollte sie der denn auch verzeihen, daß sie gar keine, aber auch gar keine Aussteuer hatte.

Mister Brown war sehr verwundert gewesen, als Rieke gefragt hatte: „Nanu, was jeben Sie denn mit?“ Es war in England Sitte, daß der Bräutigam für alles Sorge trug. Na, das mochte am Ende ja sein, aber daß der Paul auch das Leinenzeug anschaffen mußte, Bettwäsche, Hemden und Hosen für seine Braut, das war doch stark. Wenn der Schmuck nicht gewesen wäre, die Brillantknöpfe, die Ethel Brown in den Ohren trug, ihre goldene Kette, ihr Perlenhalsband und die vielen Armringe, man hätte wirklich denken können, ihr Vater hätte gar nichts.

Rieke Längnick verschloß ihre Enttäuschung in sich. Nur nichts davon sagen, sie würden ja alle schadenfroh sein! Das Gefühl, von vielen im Dorfe mit unfreundlichen Augen angesehen zu werden, gab ihr stets die Kraft, den Kopf hoch zu tragen. So war sie damals auch hinter dem Sarge ihres Mannes hergegangen, den kleinen Paul an der Hand. Der Junge hatte geweint aus Angst vor dem schwarzen Wagen, aus Angst vor den schwarzen Männern, die den Vater aus dem Hause holten; die Witwe hatte die kalte, zitternde Kinderhand fest mit der ihren gepreßt, das war das einzige Zeichen von Erregung gewesen. Der selige Längnick hatte getrunken,

er war zum Futterboden hinaufgekrochen, um droben seinen Rausch auszuschlafen, da war er heruntergefallen, das Genick hatte er sich gebrochen; aber das hatte sie niemandem gesagt. Der arme Längnick, ein Schlaganfall hatte ihn getroffen auf der Leiter, gerade als er Heu herunterholen wollte fürs Vieh! Er war ja immer so fleißig gewesen!

Der Längnick Augen zwinkerten auch heute nicht. Sie beobachtete ganz genau jeden einzelnen in der Kirche, und keines der gaffenden Gesichter entging ihr. Nun freute sie sich doch: sie sah, die Braut wurde sehr bewundert. Ihr scharfes Ohr fing jedes entzückte „Ah!“ auf. Ja, das war nun ihre Schwiegertochter, die Frau von ihrem Paul! — — —

Das Hochzeitsmahl fand nicht wie bei den Badekows im eigenen Hause statt; es war Paul da nicht hübsch genug. Mister Brown hatte Hiller Unter den Linden in Berlin vorgeschlagen, aber dagegen wehrte sich Rieke energisch, und auch der Bräutigam wollte nicht außerhalb von Tempelhof feiern. Man einigte sich auf Kiekebusch. Dort war ein Saal, und der war nun hergerichtet worden von einem Dekorateur. Man hatte die angeräucherten Wände mit rotem Stoff drapiert, Girlanden gewunden und an der Decke bunte Lampions aufgehängt. Die Tafel war mit künstlichen Blumensträußen geziert, und es gab viel zu essen und zu trinken.

Aber es war doch ein etwas einsames Fest. In dem großen Saal verloren sich die Teilnehmer. Die Längnickschen Verwandten aus Britz und Mariendorf waren

gekommen; auch wie bei Badekows die Schellnacks, die Lübeckes und die Hahnemanns. Von der Badekowschen Sippe aber waren nur Gottfried Lietzows geladen. ‚Er ist immer so lustig!‘ sagte Paul. Nicht, daß sich Hanne und Rieke böse gewesen wären — man schickte vom Hochzeitskuchen hinüber und herüber — aber man empfand es doch wie eine Erleichterung, daß man dadurch, daß die beiden Hochzeiten so nahe zusammenlagen, von vornherein sagen konnte: ‚Ich lade dich nicht ein, weil du ja selber Hochzeit gibst.‘

Lene Lietzow hatte auch nicht zusagen wollen, aber Gottfried stimmte dafür, hinzugehen: „Weißte, ick denke mir, dem Paule ist mies vor seine eigene Verwandtschaft; wir wollen man zusagen!“ So trug denn Lene ihr Smaragdgrünes auch bei dieser Hochzeit. Sie hatte noch ein ekliges Kopfweh von der vorgestrigen her, und nun ging die Trinkerei schon wieder los. Aber das war man in Tempelhof gewöhnt, das wäre ja auch gar keine richtige Hochzeit gewesen, die man nicht noch ein paar Tage gespürt hätte.

Die Längnicks, langsam und steif, waren nicht Leute von vielen Worten, aber von vielen Gläsern. Gottfried sagte heimlich zu seiner Frau: „Leneken, halte mir man bei'm Nachhausejehen. Ick habe schonst jetzt mehr wie jenug!“

Und das Fest war noch lange nicht an seinem Ende. Die Längnick wachte mit strengen Augen darüber, daß zu jedem Gang ein anderer Wein geschenkt wurde; zum Schluß gab's Liköre, dann Bowle und Bier.

Der Brautvater war sehr vergnügt, mit Lietzow hatte er sich angefreundet; je betrunkener er wurde, desto vertraulicher wurde er. Die beiden saßen zusammen in einer Ecke, Arm in Arm, dicht Wange an Wange.

„Sehen Se, wissen Se — du mußt nämlich wissen, mein Sohn,“ — der Engländer sprach auf einmal Berlinisch — „ick bin ja man bloß Sekretär bei Mister Henry Daniel Davis. D e r is der Macher von's Janze. Aber der kann nich jut Deutsch, darum bin ick hier. Merkste was?!“ Das Lachen und der Schlucken stießen ihn. „Ick bin ja vom Spittelmarcht. Ick war auch schon früher mal hier —“ er zwinkerte mit den Augen — „ja, hier auf 'm Feld bin ich geritten — neunzig Pfund schwer. Rot mit Blau und Weiß — englischer Jockei, hahahaha! Ja, ich habe Karriere gemacht. Nu bin ich fein raus mit dem reichen Schwiegersohn, was?!“

Mit schwankenden Schritten ging Mister Brown zu dem Bräutigam. Er ließ sein Glas an dessen Glas klingen: „Es lebe Tempelhof! Nanu, Pauleken, was sagste nu zu dem Schwiegerpappappa?“

Paul sagte nichts. Der Schwiegervater kam ihm heute wohl etwas merkwürdig vor, aber er hatte nicht weiter darauf acht. Während des ganzen, stundenlang währenden Hochzeitsmahles hielt seine Rechte die Hand Ethels fest; er aß mit der Linken. Das war nun seine Frau, seine Frau, die er liebte, wie er noch niemals etwas geliebt hatte! Als Knabe hatte er ein schneeweißes Kaninchen gehabt, als Dragoner sein Pferd — was war das, was er für diese beiden gefühlt hatte,

gegen das, was er jetzt fühlte?! Immer wieder faßte seine Linke nach dem Glas, er leerte es immer wieder in seligem Rausch.

„Paul, Paul," flüsterte die Braut leise, „ach ich bitte dich, trinke nicht so viel. Es macht mir sehr angst!"

Er drückte ihre Hand, daß er sie fast zerquetschte, und sah sie dabei an mit Augen, die vor Zärtlichkeit schwammen. „Wenn du nich willst, daß ich trinke, trinke ich nich. Da!" Er warf sein Glas hin und lachte laut.

Alle sahen nach ihm: das war mal ein verliebter Bräutigam! Er fraß sie ja mit den Augen auf. Er konnte es kaum mehr abwarten. Schon schmiß er das Glas hin vor Ungeduld! Es kamen die üblichen Scherze. Man war nicht sehr zartfühlend in Tempelhof.

Ethel wurde blaß und rot und wieder blaß; nicht alles verstand sie, aber daß sie nun diejenige war, der diese Blicke galten, — Blicke, die sich weideten an ihrer Verlegenheit — diese Scherze, über die die Frauen kicherten, die Männer laut herauslachten mit dröhnendem ‚Hoho', das fühlte sie. Wie um Hilfe bittend, hingen ihre Augen sich an die Schwiegermutter.

Aber die alte Frau verstand die Blicke der jungen Frau nicht. Sie lachte zwar nicht mit — für solche Scherze hatte Rieke Längnick nie Ohren gehabt — aber gleichgültig sah sie an der Schwiegertochter vorbei: hinten im Saal stand der Engländer und schwatzte laut mit Gottfried Lietzow.

Durch den ganzen Saal tutete Mister Browns durchdringende Stimme: „Neunzigtausend Taler — neunzigtausend Taler!"

Ricke horchte auf, ihr scharfes Gesicht wurde wie das eines Habichts. Waren das ihre neunzigtausend Taler, von denen da die Rede war? Was der Lietzow wohl dazu für ein Gesicht machte, daß sie neunzigtausend Taler für die Äcker bekommen hatte?! Sie stand auf: das mußte sie sich doch mit ansehen! Raschen Schrittes ging sie auf die beiden los.

Mister Brown hatte eben mit einem ganz verschmitzten Lachen gesagt: „Ei weh, wenn die alles wüßte! Wenn se wüßte, daß —" rasch schlug er sich auf den Mund, als er sie vor sich sah: „St!" So betrunken war er doch noch nicht. „Well," sagte er bloß noch und zwinkerte Gottfried vergnügt zu.

„Wat sagten Sie eben?" fuhr sie ihn an. Sie hatte es gemerkt, da sollte ihr etwas verheimlicht werden.

„Ich?!" Mister Brown nahm sich zusammen, ihr scharfer Ton ernüchterte ihn plötzlich. Er spielte den Harmlosen. „Ich habe gar nichts gesagt!" Und als sie beharrte: „Ick habe et ja eben deutlich jehört: neunzigtausend Taler, neunzigtausend Taler! Un warum haben Se denn jesagt: ei weh, wenn die alles wüßte?! —" wurde er auf einmal wieder betrunken. Er faßte sie um die Taille und drehte sie herum, ihr Widerstreben bändigend mit so nerviger Faust, daß sie nicht anders konnte, sie mußte mit ihm durch den Saal tanzen.

Und er sang dazu mit krähender Stimme:

„Denkste denn, denkste denn,
Tempelhofer Flanze,
Denkste denn, ick liebe dir,
Weil ick mit dir danze?"

Das war das Signal. Nun war die Hochzeit wie alle Hochzeiten. Die Längnicks hatten sich warm getrunken, nun konnten sie auch reden. Das war ein Geschnatter, ein Gelächter, ein Gegröhle; der vordem zu große Saal in seiner leeren Weite schien jetzt zu eng. Es war, als hätte sich jeder verdoppelt und schriee für zwei.

Da war es die Braut, die zum Bräutigam ganz leise sagte: „Komm!" Ethels zitternde Hand schmiegte sich in die Pauls.

Er kam nicht gleich in die Höhe. Er hatte es ja nicht ändern können, denen, die ihm zutranken, hatte er doch wieder zutrinken müssen, wenn auch in ganz kleinen Schlucken. Aber er wollte ja so gerne tun, wie sie wollte — immer wie sie, immer, immer! Mühsam strebte er auf.

Da war es ihre zitternde Hand, die ihn stützte und ihn aus dem Saale führte.

Sie kamen heraus, unbemerkt. Und dann gingen sie draußen Hand in Hand unter den entblätterten Linden ihrem künftigen Leben zu.

Siebentes Kapitel

Über das Tempelhofer Feld ratterte der Omnibus der Stadt zu. Die Pferde schwitzten, ganz naß waren sie. Der Kutscher auf dem erhöhten Bock schwippte mit seiner Peitsche nach den Stechfliegen, die sich seinen Gäulen in das struppige braune Fell einbohrten. Es war eine prallende Hitze in dieser Schattenlosigkeit; eine weißlich flimmernde Helle blendete die Augen, und der feine Sand, den ein trockener Wind emporpustete, flog in Mund und Nase.

Daß es noch so heiß sein konnte, und es war doch schon spät im Jahr! Das Sedanfest, das man nun abermals, am zweiten Jahrestag der Gefangennahme Napoleons, gefeiert hatte, war seit Wochen schon vorüber, der letzte Hafer in den Scheunen; wie lange noch, und man fing mit der Kartoffelernte an?!

Hanne Badekow, die ganz allein im Nachmittagsomnibus saß, lugte hinter der Leinwand, die gegen Regen und Sonne schützen sollte, hervor. Puh, war das noch mächtig warm! Sie knüpfte die breiten schwarzseidenen Bänder ihres runden Strohhutes auf und wischte sich unter dem feuchten Kinn her. Es würde drinnen in Berlin noch heißer sein, aber was half's, sie mußte doch

hin. Es hätte ihr keine Ruhe gelassen. Bei Jakob war gestern das siebente angekommen, und erst vorigen November, gerade als Auguste Hochzeit machte, hatten sie auch nicht kommen können, weil die Frau falsche Wochen gehalten hatte. Wäre doch lieber bei Auguste was los!

Mutter Badekow starrte mit leichtgerunzelter Stirn hinaus aufs Feld. Wie ausgestorben lagen Nähe und Ferne. Die alte Frau seufzte: es war kein gutes Zeichen, daß Auguste sich so wenig sehen ließ. Ob sie denn gar kein Verlangen nach Zuhause hatte? Ach, das würde sie schon haben, aber — aber —! Hanne dachte nicht zu Ende.

Ein Zuruf hatte die mit gesenkten Köpfen dahintrottenden Gäule geschreckt, daß sie einen Sprung zur Seite machten und der eingedruselte Kutscher fast vom Bock gestürzt wäre. Der Wagen schleuderte.

Ein Kerl stand plötzlich mitten im Weg: „Laßt mir uffsteijen!"

Der Kutscher fluchte, und dann lachte er: das machte der verdammte Pennbruder immer so, wenn er zu faul war, um nach Berlin zu Fuß zu laufen. „Det ick mir den Wagen verlaufe — nischt da! Wenn de dir 'nen Schnaps holen willst, kannste ooch zu Fuß jehn!"

„Meine Eltern sind dot, meine Frau liegt in de Wochen," winselte der Strolch.

„Aus'm Weg!"

Der alte Mann sprang jetzt zwar zur Seite, aber einen Schmitz hatte er doch schon weg; die Peitsche hatte

ihn gezeichnet, ein Striemen lief ihm über die Backe, vom Ohr bis zu den Kinnstoppeln.

„Laßt 'n schon mitfahren, ick wer' for ihm bezahlen," rief die Badekow. Der Alte tat ihr leid. Und als der Kutscher nicht hörte oder nicht hören wollte, schrie sie dem Bettler, der, sich die schmerzende Backe haltend, dem rascher davonfahrenden Omnibus nachstarrte, zu: „Kommt man bei mir vor, Rixdorfer, wenn Ihr Hunger habt. Bei die olle Badekown in de Dorfstraße!"

„Det Mitleid wenden Se schlecht an, Frau Badekow!" Der Kutscher verrenkte sich fast auf dem Bock, um nach der Seite ins Omnibusfenster hineinzuschreien. „So'n Strolch! " Er schüttelte mißbilligend den Kopf. „Der steckt Ihnen am Ende noch de Bude überm Koppe an!"

Aber jetzt hörte *sie* nicht. Der Rixdorfer, den sie früher wohl einmal hatte hinten aufhocken lassen, wenn sie zu Markte fuhr, war ja so alt gewörden?! Lieber Gott, so alt und so erbärmlich! Es flimmerte ihr vor den Augen, alles kam ihr plötzlich trübselig vor: das graue Feld, trotz allen Sonnenscheins grau — der graue Mensch — war denn das nicht immer so gewesen?! Doch — aber das Berlin da hatte seine hohen Häuser noch nicht so weit vorgerückt gehabt; man hatte den Unterschied nicht so gemerkt zwischen der lebendigen Stadt und dem toten Feld. Jetzt sah sie plötzlich: tot war das wirklich. Und die Stücke Land, die man hier noch hatte, lagen wie abgeschnitten vom übrigen Besitz; allerlei fremder Ankauf streckte sich nun trennend da-

zwischen. Sie waren weniger wert geworden als Äcker, und doch mehr wert als früher — viel mehr. — Aber nein! Die alte Frau zog jäh den herausgestreckten Kopf zurück, setzte sich zurecht und band die Hutbänder wieder fest unterm Kinn: da machte sie nicht mit. Sie gehörte noch zum Alten. Und ihre Kinder würden hoffentlich auch so denken!

Der Omnibus rumpelte jetzt über Pflaster. In der Belle-Alliancestraße wurden viele Häuser errichtet, rechts und links; vier, fünf Stock hoch, groß wie Kasernen. Oben wurde noch daran gebaut, unten wohnten schon welche darin. Karren mit Sand, mit Ziegeln, mit Hausteinen, mit Lehm und Zement, mit allem möglichen Baumaterial drängten schwer heran. Dort war ein Schutthaufen, hier eine Mörtelgrube. Achtung! Der Maurerlehrling rührte pfeifend den dampfenden Kalk. Anfeuernder Zuruf und Peitschenschlag; schnaufende Pferde rückten mühsam an. Bohlen krachten, Fensterglas klirrte, Gerüste schwankten, Flüche schallten: wollten die Gäule denn nicht besser anziehen?! Brrr! Steine wurden mit Poltern abgeladen, Bretter mit Krachen heruntergeworfen. War das ein Lärmen hier!

Und jetzt kam ein Wagen angerollt, eine offene Droschke erster Güte. Zwei saßen im Fond, zwei auf dem Rücksitz, in mörtelbespritzten Hosen auf den samtenen Polstern. Die Mützen hatten sie im Genick; der eine hielt eine Flasche, groß und dickbäuchig war sie, mit silbernem Hals. Das waren Maurer, die fuhren zum Bau; sie hatten gefrühstückt bis zum Mittag, jetzt nach

dem Mittagessen fingen sie mal wieder ein bißchen mit der Arbeit an. Sie brachten Sekt mit; ohne einen Schuß Champagner schmeckte die Weiße jetzt nicht mehr, sie hatten ja Geld genug. Häuser, und immer wieder Häuser, Häuser überall; es konnten gar nicht rasch genug Häuser gebaut werden. Die Maurer waren der erste Stand, die begehrtesten Leute.

Laut gröhlten sie mit weinrauhen Stimmen:

„Als ich achtzehnhundertsiebzig
Bin nach Frankreich rinmarschiert,
Hat Napoljum mit Petroljum
Sich de Stiebeln injeschmiert!"

Der Hauptschreier, der die Flasche hielt, tat einen langen Zug, hob sie dann in die Höhe und winkte mit ihr den Genossen auf dem Bau.

Die alte Frau wickelte sich fester in ihre Mantille, es fröstelte sie plötzlich trotz all der Wärme: war das die neue Zeit?!

„Daß Jott uns bewahre!" sagte sie laut zu sich. Und dann stieg sie aus am Halleschen Tor, den schweren Henkelkorb, der ihr zu Füßen im Omnibus gestanden hatte, mit noch immer kräftigem Arm selber schleppend.

Von den Rosenkartoffeln aus dem Garten, die ihr Zweiter so gerne aß, hatte sie eine Probe darin, und dann noch ein Pfündchen selbstgebutterter Butter, eine Mandel ganz frischer Eier für die Wöchnerin und ein Suppenhuhn und ein paar Täubchen, Birnen und Pflaumen für die Kinder, einen Napfkuchen obenauf. Und dann zu unterst ein paar Pfund Fleisch von dem kürzlich

geschlachteten Hammel für Auguste zum Sonntag, auch noch ein Gericht Kartoffeln und noch etwas Äpfel zu Mus. Das würde sie der Tochter nachher hintragen, wenn sie vom Sohne kam.

Der Korb hatte gutes Gewicht, und die Friedrichstraße ging's ein Stück herunter. Als die Mutter vor dem Laden Jakobs anhielt und durch die große Spiegelscheibe hineinzublicken versuchte, perlte ihr der Schweiß auf der Stirn. „Nee," murmelte sie, „wat hat der Junge allens für Delekatessen!"

Es standen im Schaufenster Sachen, die Hanne nicht einmal dem Namen nach kannte. Mit unruhigen Augen betrachtete sie die Auslage: war das auch alles noch frisch? Drinnen im Laden war kein Mensch zu sehen, Jakob nicht und selbst nicht der Kommis. Nun freilich, jetzt am Nachmittag war auch keine Geschäftszeit; am Abend, wenn die Herrschaften feinen Aufschnitt holten, dann würde es schon lebendiger sein.

Sie trat ein durch die breite Glastür, die Schelle gellte anhaltend. Von irgendwo her stürzte ein verschlafener Kommis hinter den Ladentisch: „Womit kann ich dienen?"

„Is mein Sohn nich zu Hause?" Je, das war ja schon wieder ein neuer Kommis! Er kannte sie nicht.

„Ick bin de Badekow aus Tempelhof!"

Der Kommis lächelte spöttisch: die Alte mit der Hutkiepe?! Er starrte sie unverschämt an.

Sie sah ihn wieder an, aber jetzt so ernsthaft, daß sein spöttisches Lachen rasch verschwand.

„Sagen Sie jefälligst meinem Sohn: i ck wäre da!“

Mit einem Bums setzte sie ihren Henkelkorb auf den Ladentisch, mitten hinein zwischen den Aal in Gelee und die getrüffelte Gänseleberwurst, zwischen die Kistchen mit den ausländischen Trauben und dem französischen Käse.

„Ich werde den Herrn sofort benachrichtigen!“ Der Kommis verschwand.

Mit wahrem Kummer sah Hanne Badekow die ausländischen Trauben an: die waren ja angeschimmelt, o weh! Jakob müßte besser aufpassen. Ja, wenn man so einem Kommis alles überläßt! Und der Käse, der weiß und weich sein sollte, war gelblich betrocknet. Sie nahm eine Glasglocke, die unbenutzt dastand, und stülpte sie über den Käse. Die Wurst beroch sie: die roch noch frisch, aber — ein Schrecken befiel sie plötzlich — war es denn wirklich so, wie Johann immer sagte, und wie es auch Marianne sagte, die doch immer von allen das Beste sprach? Der Jakob paßte nicht fürs Geschäft. Er hatte gar kein Interesse daran. Aber was sollte er denn anfangen?! Sie stützte beide Hände auf seinen Ladentisch und starrte auf seine Delikatessen.

Da trat er rasch ein. „Mutter!“ Beide Hände streckte er ihr entgegen.

Sie mußte die ihrigen hineinlegen, sie mochte wollen oder nicht. Und dann fiel es ihr plötzlich auf, der Wilhelm, ihr Jüngster, hatte etwas von diesem Älteren gehabt! Eine weiche Zärtlichkeit kam plötzlich in ihr Gesicht. Hier im lebendigen Sohn fand sie etwas von ihrem

toten wieder. Daß ihr das früher nie so aufgefallen war! Wenn Wilhelm gelacht hatte, so wie jetzt der Jakob, so war's bei beiden ganz das gleiche Lachen. Wenn die Auguste doch auch was davon hätte! Es wäre ihr wohler; und anderen auch.

Jakob hatte sich gebückt und die Mutter geküßt. Sie küßte ihn wieder.

„Ick jratulier' dir," sagte sie herzlich. „Nu wär' et aber jenug. Aller juten Dinge, scheint et, sind bei euch sieben. Nu hört aber uf!"

Er lachte, aber dann wurde er plötzlich ernst, ein Zug von Verbitterung verschmälerte sein Gesicht; er wendete es zur Seite. „Wenn sie doch nich eher Ruhe gibt! Das verstehst du nich, Mutter!"

Sie hatte aufgehorcht; er fühlte ihren fragenden Blick. Da nahm er sie rasch beim Arm: „Komm, sieh dir mal gleich das Kleine an. Jule hat gehört, daß du gekommen bist — sie denkt sonst, ich klage dir irgend was vor!"

Hinten heraus, in dem Berliner Zimmer, das so eingebaut war, daß man sich erst an die ewige Dämmerung gewöhnen mußte, ehe man irgend etwas genauer erkennen konnte, lag Frau Julie Badekow im Bett.

Die starken Haare wirrten ihr um den Kopf, sie hingen rechts und links wie lange Schlangen über das Kissen. Die blonde Julie mußte einmal sehr hübsch gewesen sein; jetzt waren ihre Wangen eingefallen, sie hatte Zähne verloren, die ganze weiche Rundheit ihrer

Mädchenjahre war weg. Sie war erschöpft von den vielen Geburten; schwach lag sie da.

„Sehn Se sich doch erst mal den Jungen an,“ sagte sie, als die Schwiegermutter nach ihrem Befinden fragte. Und als Jakob ihr nicht gleich das Kind herlangte, das in einer Wiege unter übergehängtem Gardinchen lag — neben ihm im Wagen schlief das noch nicht zwei Jahr alte, die anderen fünf waren mit der Magd auf den Bänken des Ziethenplatzes — verlangte sie ungeduldig: „Jib ihn doch her!“

Mit Stolz, mit triumphierender Freude wies sie der Schwiegermutter das Kind: „Das siebente! Und mir jleicht et, nich wahr? En schönes Kind! O, ich war auch schön!“

Ihr unruhiger Blick suchte den Mann, der am Fußende des Bettes stand und wie verloren durchs verbaute Fenster hinaus auf den Hof gegen die hohe Hinterwand starrte.

„Mutter meint: nu aber Schluß,“ sagte er lachend. Aber sein Lachen war nicht wie vorhin, es klang verlegen, bedrückt.

„Was?!“ fuhr Julie auf. Ihre Wangen erglühten, mit einem Ruck warf sie die Haarsträhnen über die Schultern zurück; nun erschien sie auf einmal nicht schwach und erschöpft mehr. „Das jeht keinen was an,“ sagte sie grob. Und dann legte sie sich das Kind an die Brust: „Ich hab sie alle sieben jenährt — und wenn wir noch mehr kriegen, es sollten uns nich zu viele werden, was, Jakob!“

Er wich ihrer Frage aus. „Du mußt aber stille liegen, Julchen. Du weißt doch, was der Doktor gesagt hat. Beinahe wär's wieder —"

„Ach, was der weiß," schnitt sie ihm hastig das Wort ab. Der Schwiegermutter, die ganz still dasaß, nur die Blicke hin und her wandern ließ zwischen Mann und Frau, ihr heißes Gesicht jetzt zuwendend, sagte sie: „Sie haben doch auch ihrer sieben — hätten Se nich noch mehr haben mögen?"

„Nee," sagte die alte Frau. „Dazumal nich. Jetzt freilich — jetzt hätte ich jerne wenigstens einen mehr!"

„Na, sehn Se!" Julie lachte überlaut. Triumphierend sah sie ihren Mann an: „Haste jehört, was deine Mutter sagt?"

Er erwiderte nichts darauf. „Ich werde mal Mutterns Korb herholen," sagte er ausweichend, „denn kann sie auspacken. Ich glaube auch, es ist jemand vorne im Laden." Er lief, holte den Korb ans Bett, und dann lief er wieder fort.

„So is er immer," klagte die Frau. „Und ich hätte ihn doch so jerne mehr bei mir!" Sie wurde vertraulich. Daß die Schwiegermutter ihr so viel mitgebracht hatte, das gefiel ihr. Ja, sie war doch angesehen in der Familie, wenn sie auch früher nur Magd gewesen war bei ihm! Das wäre auch noch besser, eine Frau, die dem Mann sieben Kinder geboren hat, für nichts zu achten!

Sie sagte der Schwiegermutter mehr, als sie ihr sonst gesagt hätte. Das Geschäft ging jetzt ja soweit ganz gut, wenigstens besser als früher; wenn sie einen

tüchtigen jungen Mann hätten, ginge es sogar sehr gut. Und daß sie oben im Haus zwei Wohnungen leer stehen hatten, das war nicht so schlimm; Jakob sagte, die Leute wollten jetzt alle neumodern wohnen und darum — die Frau unterbrach sich. In ihren fiebrigen Augen dämmerte eine geheime Unruhe, sie auf die Schwiegermutter heftend, sagte sie hastig: „Haben Sie jesehen, drüben baut auch einer? 'n neues Haus. 'n schöner jroßer Laden is drin. Aber ich jlaube," — sie holte tief Luft — „es kommt einer mit Uhren rein!"

Nein, das würde ja auch gar keiner tun, hier so in der Nähe noch ein Delikateßgeschäft aufmachen! Darüber war Mutter Badekow vollständig ruhig. Anderes beunruhigte sie. „Der Jakob möchte wohl ooch bauen?" fragte sie.

Wie sie das gleich erraten hatte! Julie nickte. „Er will nich janz neu bauen. Aber bis zur ersten Etasche 'runterreißen. Drei Stock aufsetzen. Und unten vom Laden will er durchbrechen nach hier un nach der andren Stube — es wird unten alles e i n jroßes Verkaufslokal. Wir wohnen dann oben!"

„So," sagte die Alte. „Det kost't denn aber allens ville Jeld!"

Da fuhr Jakobs Frau gereizt auf: ihr Mann wußte schon, was er tat, o, der war klug! Das Geld lag jetzt sozusagen auf der Straße, man brauchte es nur aufzuheben. Sie selber verstand ja von so was nicht viel, aber er desto mehr. „Und er muß auch immer was vorhaben, sonst fühlt er sich eben nich zufrieden!" Das

sollte eine Entschuldigung sein, aber, der Sprecherin selber unbewußt, klang es wie eine Klage.

Mutter Badekow hatte ausgepackt bis auf das Unterste, nun stand sie auf: das wollte sie jetzt zu Auguste hintragen.

Aber Julie hielt sie am Kleide fest: „Na, bei Aujusten noch immer nischt los? Sagen Se doch!"

„Nee!"

Da schlug die Wöchnerin die heißen Hände zusammen, ein geringschätzendes Lächeln zog ihren Mund herab: „Nee —?! Na so'n Pech! Wenn 'ne Frau keine Kinder kriegt, wie soll se denn den Mann festhalten? Überhaupt so 'nen Windhund! Aber auch andere — andere —!" Sie sprach nicht aus, ihre Brauen schoben sich zusammen; als sähe sie Gespenster, so stierte sie in eine Stubenecke. Dann glomm ein Funkeln in ihren Augen auf, etwas förmlich Fanatisches kam in ihren Blick: „'ne Frau, die keine Kinder hat, die hat kein Recht. Jott sei Dank," — sie sagte es mit einem tiefen Atemzug — „i ch habe Kinder!" Ganz erschöpft sank sie aufs Kissen zurück.

„Na, was nich is, kann doch noch werden," sagte die Badekow ärgerlich. Sie wußte selber nicht recht, warum sie sich so ärgerte. Sie machte ihr Kleid aus der jetzt schlaff gewordenen Hand der Schwiegertochter los, und dann zwang sie sich, ruhig zu sagen: „So, nu schlaf aber 'n bißken. Du hast viel zu viel jesprochen. Adjö!"

Im Laden war nur der junge Mann, der jetzt höf-

lich dienerte; ihren Jakob fand die Badekow draußen vor der Tür. Da stand er und war ganz versunken, zuzusehen, wie sie gegenüber bauten. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter, er fuhr herum; sie sah seine verfaltete Stirn und ein Auge, in dem neben einer gewissen Scheu doch eine Begier brannte. Aber sie sah das nicht so klar; mehr aus ihrem Instinkt heraus fragte sie: „Red't Julie wahr, denkste im Ernst dran, ooch zu bauen?"

Er zuckte die Achseln.

Sie ereiferte sich: „Det is ja allens Schwindel!"

„Adieu!" sagte er da ungeduldig und gab ihr die Hand. „Reg dich man nich auf, Mutter. Es nützt dir ja doch nichts!" Aber als sie schon ein paar Schritte fortgegangen war, rief er hinter ihr her: „Du kommst doch bald wieder, Mutter?"

Da drehte sie sich noch einmal um und nickte ihm zu. Es war ein Verlangen in seinem Ton, das spürte sie deutlich. Gewiß würde sie wiederkommen; wenn eines ihrer Kinder sie gebrauchte, war ihr kein Weg zu weit!

Aber keine Freude lag auf ihrem Gesicht, als sie nun die Friedrichstraße noch ein Stückchen weiter hinunterging. Ecke von Koch- und Friedrichstraße war Paschkes Zigarrengeschäft; in der Krausenstraße hatten sie die Privatwohnung: vier schöne Zimmer und Küche. Auguste würde wohl bei ihrem Manne im Laden sein.

Aber Paschke war allein — das heißt ohne Auguste — ein Herr war bei ihm, der, den Ellbogen aufgestützt, halblaut über den Ladentisch mit ihm plauderte.

Als Hanne Badekow eintrat, verstummten beide. Der Herr, in weißer Piquéweste mit vielen Berloques an der Uhr, mit einem Brillantring an dem kleinen Finger und bläulichen Schatten um das volle, glattrasierte Kinn, empfahl sich, und Julius begrüßte seine Schwiegermutter.

Er war immer sehr zuvorkommend, das konnte sie wirklich nicht anders sagen. Angelegentlich fragte er nach ihrem Befinden und ließ nicht nach, sie mußte sich erst ein bißchen bei ihm niedersetzen und ausruhen.

Paschke sah wohl aus, frischer als früher; förmlich Fett hatte er angesetzt in dem einen Jahr. Dem bekam die Ehe gut! Mit kritischem Blick musterte die Badekow den Mann ihrer Auguste. „Wie jeht et denn Justen?“

„Danke, ganz gut!“ Er sagte das leichthin, und dann erzählte er gleich, wie famos das Geschäft ginge, und daß er abends nie vor Zehn zumachen könnte, und dann noch oft die halbe Nacht zu tun hätte mit Korrespondenzen — und dem Ordnen der Dinge hier! Er machte eine umfassende Handbewegung.

„Wat — die paar Zijarrenkisten?“

„Erlauben Sie mal! Ich muß mir jetzt sogar einen jungen Mann engagieren. Auguste hat ja sonst gar nichts mehr von mir!“

„Hm!“ Mutter Badekow nickte beipflichtend; aber dann sagte sie geradezu: „Wenn Se denn ooch man wirklich zu Hause jehen!“

Über diesen Zweifel amüsierte er sich so, daß ihn das Lachen schüttelte. Er klopfte seiner Schwiegermutter

mit Gönnermiene auf die Schulter: nein, war sie 'ne Frau! Noch so recht vom alten Schrot und Korn. Wahrhaftig, eine naive Idee — wo sollte er denn anders hingehen als nach Hause?!

„Na," sagte Hanne Badekow mit einem ganz undurchdringlichen Gesicht. Und dann erhob sie sich: „Jetzt wer' ick mir mal nach Aujusten umsehen!"

Mit einem leisen Pfeifen sah der Schwiegersohn ihr nach. Er stand auf seiner Schwelle, die Hände in den Hosentaschen, in die belebte Straße hinausblinzelnd; das Bild eines wohlhäbigen, mit sich und der Welt zufriedenen Bürgers. Wenn die Alte wüßte, daß er heute noch einen Besuch aus Tempelhof erhalten würde! Aber, pah, was könnte sie denn weiter dazu sagen?! War es nicht aller Ehren wert, daß Frau Ida Lietzow selber die Zigarren einkaufte, die sie im Geschäft brauchte? Ihr Mann kümmerte sich ja leider zu wenig darum; der hatte nur für seine Schenkstube Interesse. Wahrhaftig eine Schande, ein Mann, der eine so hübsche Frau hatte!

Vor Paschkes Augen stieg das Bild Idas recht lockend auf. Wenn er sie mit Auguste verglich — „ah!" Halb war es ein Seufzer, halb ein Ton des Behagens. Er reckte sich und warf sich in die Brust, sein leises Pfeifen wurde lauter und bekam etwas Triumphierendes: was mußte er für ein Kerl sein, daß alle Frauenzimmer so toll auf ihn waren! Und er war als Mann von Ehre der Ida doch nicht zu sehr entgegengekommen. Daß er, wenn er gerade in Tempel=

hof war, auch einmal bei ihr mit vorging — nur zweimal war er bei ihr gewesen, er kam ja nicht oft nach Tempelhof, und ihr Mann war auch gleich bei der Hand, und das unausstehliche kleine Mädchen mit den Teckeln hatte hinter der Tür gekraspelt — das war doch nicht mehr als nur ein bißchen liebenswürdig gewesen! Er hatte ihr nichts versprochen und auch nichts zu halten. Aber der Blick, den sie ihm zugeworfen hatte beim Ausgang der Kirche an seinem Hochzeitstag, dieser Blick aus brennenden Augen hatte ihm zu denken gegeben. Nur darum, nur darum war er überhaupt hingegangen. Was wollte sie eigentlich von ihm?!

Mit einem Lächeln, das seine Nasenflügel blähte und seine Augen verkleinerte, ging Paschke in seinen Laden zurück. Gestern hatte er ein Briefchen von Ida bekommen. Sie besuchte heute am Nachmittag in Berlin ihren Vater, sie würde sich bei der Gelegenheit die bestellten Zigarren abholen. Aber es konnte Abend darüber werden. Nun dämmerte es erst! Einen Seufzer der Ungeduld stieß Julius Paschke aus. —

Währenddes saß die Badekow bei Auguste. Es wollte die Mutter fast bedünken, als sei die Tochter über ihren Besuch mehr erschrocken, denn erfreut. Sie war hinten herum nach oben gegangen und hatte an der Küchentür geklopft. Auguste selber machte auf; im ersten Impuls wollte sie wieder zuklemmen. Aber: „Nanu,“ sagte die Badekow und steckte den Fuß zwischen.

Da entschuldigte Auguste sich: sie war so allein, das Dienstmädchen wusch in der Waschküche oben auf dem

Boden, sie hatte die Mutter gar nicht erkannt. „Warum hast du denn nich 'ne Zeile geschrieben? Es ist mir lieber, du schreibst, wenn du kommst," quengelte sie. „Nu habe ich gerade gar nichts im Hause!"

„Ick will nischt essen, det kann ick bei mir zu Hause," sagte die Mutter. „Ick will man bloß sehen, wie et dir jeht!"

„Wie soll es mir gehen?!" Aber dann ermannte Auguste sich, sie warf den Kopf in den Nacken: „Mir geht es sehr gut!"

„Na, det 's ja scheen!" Die alte Frau fing an auszupacken. „Da haste Fleisch for'n Sonntag. Vorjestern hat Johann jeschlacht't — der Hammel is delekat, er hatte sich leider dat Bein jebrochen, er mußte weg!" Geschäftig kramte sie in ihrem Korb, aber dabei beobachtete sie verstohlen das Gesicht der Tochter. Blaß war die noch immer! „Na, wat machste denn nu eijentlich den janzen Dag?"

„Ich koche, ich nähe, ich häkle, ich — ich —" die junge Frau stockte.

„Na? Un wat noch?"

„Gott, Mutter, ich bin doch kein kleines Kind mehr, daß du mich so ausfrägst!" Auguste wurde ungeduldig. „Ich mache mir eben zu tun!"

„Hm. Spielste och noch Klavier?"

„Nein, nein!" Wie abwehrend hob Auguste beide Hände. Alles Blut strömte ihr ins blasse Gesicht und färbte es rot.

„Na, denn bin ick zufrieden; denn wird sich allens

schonst machen. 'nem Mann nachlaufen, det is immer vom Übel. Aber maulen sollste ooch nich mit ihm. Ja nich, Juste!" Die Mutter hob mahnend den Finger.

Auguste war sehr still. Kaum daß sie nach Zuhause fragte. Sie sprach auch nicht von ihrem Mann. „Julius ist immer sehr nett zu mir," das war das einzige, was sie von ihm sagte.

Mühsam schleppte sich das Gespräch so hin. Sie saßen in Augustens guter Stube, obgleich Mutter Badekow lieber in der Küche geblieben wäre. Da war es gemütlicher; viele blaugeringelte Töpfe und Töpfchen hingen an dem Küchenrahmen und standen oben auf dem Sims um den Rauchfang. Mit blauen Bändern durchzogene Spitzen zierten die Wandbretter, auf denen Kupferkasserollen glänzten. Alles war so hübsch und neu. Aber der jungen Frau verdrossenes Gesicht erhellte sich nicht; die Mutter studierte es: es war eigentlich nicht einmal so verdrossen, es war mehr trübselig. Aber Auguste klagte ja nicht. Ganz ruhig war sie, ihre Ruhe fiel doppelt auf nach dem aufgeregten Wesen von Jakobs Frau; und doch war diese der Mutter nicht wohltuender. Wenn man die Auguste so ansah, sollte man wahrhaftig nicht meinen, daß sie eine war, die aus Liebe geheiratet hatte, nur aus Liebe! Die Worte mußte man ihr förmlich herausziehen. Und wie müßte so eine überquellen!

„Ick war eben bei Jakob'n," sagte die Badekow zuletzt; sie wußte nicht viel mehr zu sagen. „Ach, det

weeßte ja am Ende noch jar nich! Se haben jestern 'nen kleenen Jungen bekommen. Schonst wieder!"

Ein Seufzer antwortete. Auguste war noch blässer geworden, ihre Augen wurden groß; wie ohne Atem saß sie neben der Mutter auf dem Plüschsofa. „So — das freut mich. Ich wollte — ich wünschte — ich —" sie sagte nichts weiter. Ihre Lippen zuckten. — — —

Hatte die Auguste weinen wollen? Darüber zerbrach Mutter Badekow sich den Kopf, als sie in abendlicher Dämmerstunde nach Hause fuhr. Wie früh es jetzt schon dunkel wurde! Und feucht. Nebelschwaden standen auf im Feld und legten sich wie schattenhafte Gestalten nieder. Sie krochen heran. Hanne Badekow faltete die Hände im Schoß. Trübe Ahnungen wollten ihr kommen, die heranschlichen wie jene Schatten, nicht zu erkennen — sie wehrte sie ab. Wie es kam, mußte man es nehmen, aber ehe es da war, brauchte man doch keine Angst zu haben davor!

Sie fing ein Gespräch an mit der jungen Frau Lietzow, die sie zufällig am Halleschen Tor getroffen hatte, als sie da auf den Omnibus wartete. Im letzten Moment war die Lietzow angestürzt gekommen; nun saß sie im Omnibus, noch ganz außer Atem, guckte starr vor sich nieder und rang nach Luft.

„Sind Se denn noch immer nich bei Puste? Herrje nee!"

Ida schreckte zusammen. Ein abweisender Blick traf die Fragerin: daß sie auch gerade mit der hatte zusammentreffen müssen! Es war ihr doch unangenehm.

Widerwillig nur gab sie eine Antwort. Wenn die Badekow wüßte, daß der Mann ihrer Auguste sie eben geküßt hatte! Daß er sie, als es an der Ladentür klinkte, rasch in das kleine Stübchen gestoßen hatte, das hinter dem Laden lag! Kein Fenster war darin, und es brannte auch kein Licht drin. Und daß er dann zu ihr hineingekommen war, und daß er sie da — da — aber was brauchte sie sich Gewissensbisse zu machen andrer wegen?! Idas starrer Blick belebte sich, ihr Atem wurde ruhiger, ein heimliches Lächeln öffnete ihren fest geschlossenen Mund: sie wollte, sie mußte ja leben, leben — sie liebte den Julius — das war doch kein Leben in Tempelhof!

Freundlicher sprach sie jetzt mit der alten Frau, aber sie sah dabei nicht sie an, sondern durchs Fenster hinaus auf das nächtliche Feld: das war wirklich gar nicht so schaurig, wie sie sich's immer gedacht hatte. Einsam nur war es, und das war ja auch gut. Es war auch einsam am hellen Tag. Überall sonst war man nicht sicher; hier aber würde kein Aufpasser sein.

Ein bitterer Zug verhäßlichte das hübsche Gesicht der jungen Frau: Karl —?! Ach was, der kümmerte sich ja nicht mehr um sie. Der saß immer in seiner Kneipstube. Und die Kleine?! Etwas wie Haß kam in das aufglimmende Funkeln ihrer Augen. „Schweig!" würde sie der Stieftochter befehlend zuraunen, wenn sie aus dem Hause ging. Und die war klug genug, die würde schweigen.

„Wat macht denn Ihre Hulda? Is se denn noch immer so kleen un behende?“ fragte die Badekow.

Ida erschrak so, daß sie erblaßte: mußte die Alte auch gerade jetzt an die denken?! „Sie ißt, trinkt genug, wird doch nich groß,“ sagte sie kurzab.

Na, die Lietzow schien ja nicht gern nach der Stieftochter gefragt zu werden! Hanne Badekow schlug ein anderes Gesprächsthema an. Sie wußte selber nicht warum, aber heute hatte sie so sehr das Bedürfnis, zu reden. „Wat sagen Se denn nu zu de neue Filla, die Längnicks Paule jebaut hat für seine junge Frau? Fenster, hoch, beinahe wie in de Kirche, und über jedes 'ne schöne Verzierung von verjoldeten Stuck. 'nen Balkong, ooch verjoldet, is in'n ersten Stock. Un ‚Filla Ethel‘ steht in Bunt, s o jroß, über der Türe. Teppiche hat se durch alle Stuben. 'nen Springbrunnen kriegt se noch außen hin. Aber se is ooch 'n liebes Herz. En Frauchen, wie'n Engel!“

Ida gab keine Antwort. Das Geschwätz der Alten ärgerte sie: was ging sie's an, wen d i e ‚Engel‘ nannte?! E r sagte auch ‚Engel‘ — zu i h r !

Achtes Kapitel

In der Abenddämmerung flogen die Fledermäuse; sie fanden viel Unterschlupf in den alten Scheunen des Dorfes. Nun waren sie aufgewacht aus langem Winterschlaf und probierten das Flattern. Noch war es nicht völlig Frühling, aber es war doch schon lind. Ein weiches Wehen säuselte um die Linden, ihre nackten Äste streckten sich silbrig gegen den Mond. Wolken, die ab und zu zogen, verdunkelten ihn zuweilen, aber wenn er hell schien, konnte man die kleine Gestalt deutlich sehen, die vor Karl Lietzows Haus hockte. Da saß sie auf den verfallenden Steinstufen, hatte rechts einen Teckel an sich gedrückt, links einen; sie sahen alle drei in den Mond.

Hulda traute sich nicht hinein ins Haus — ‚s i e' war böse. Nicht, daß sie geschlagen hätte, sie hatte nur so geguckt! Die Kleine hielt sich mit beiden Händchen die Augen zu: o, davor hatte sie Angst! Sie schauerte zusammen. Ach, und die Hulda verriet doch nichts! Wenn Vater mal fragte: „Wo is s i e hin?" — oder wenn die Magd fragte, oder der Hausknecht, oder sonst irgend jemand: „Wo is s i e denn nu wieder hin?" — dann brauchte die Frau nicht bange zu sein, die Hulda war flink bei der Hand, die sagte schnell: „Zu ihrem Vater

nach Berlin is se rein, der macht's nicht mehr lange!" Oder sie erfand irgend sonst eine Ausrede. O, dumm war die Hulda noch lange nicht!

Die Kleine reckte ihr blasses, altkluges Gesichtchen gegen den Mond. Der da oben, der war ihr Freund, den mochte sie gern. Der sagte auch nichts. Der ging immer stumm, und sah doch s o viel!

Lautlos rutschte Hulda vom Bänkchen herab. Sie wollte auch gehen, wieder was sehen, es machte ihr Spaß, in die Fenster zu gucken. Wenn man sich auf die Zehen stellte, so konnte man überall hineinsehen. Leise pfiff das Kind den Teckeln. Sie trippelten miteinander vorsichtig vom Hause weg.

Erst hinüber zu Gottfried Lietzows: da kriegten die Kinder gerade Abendbrot. Hei, waren das feine Stullen, so dick belegt! Aber der Fritz war wieder unartig. Der war immer unartig! Der Lauscherin kleines Gesichtchen wurde ganz alt, strafend schaute sie drein: nun riß der böse Bube wieder seine Schwester an den Haaren, wie er sie selber auch einmal gerissen hatte. Der müßte ordentlich Haue kriegen; aber sein Vater, der gegen den Ofen lehnte, lachte sich eins und drohte nur mit dem Finger. Das war dumm von dem — er war zu gut. Gut! Wie das wohl sein mochte, wenn ein Vater so gut war?!

Das Kind drückte sich näher an die Scheibe, sein Näschen hob sich witternd. Die Teckel witterten auch. Durch das Fensterglas zog ein Duft heraus. Alle drei blickten sie gierig hinein in die Stube.

Die Mutter trug Milchreis auf; die Hunde leckten sich schmatzend die Mäuler: da dampfte auch eine frische Wurst!

Wie entrückt starrte Hulda immer, noch immer hinein: jetzt schnitt der Vater die Wurst entzwei, er gab jedem Kind zu kosten von seiner Gabel. Wie dumm von der Johanna, daß die nicht mochte! Die war überhaupt dumm; die saß ja auch immer zu unterst in der Schule! Das alte Gesichtchen verzog sich geringschätzig, aber dann lächelte es stolz: sie, die Hulda, saß immer Erste! Aber das Lächeln war ohne Freude. Was nützte es, wenn man Erste saß und keiner zu Hause freute sich darüber?! Nein, sie mochte nun nicht mehr Erste sitzen; lieber Letzte sitzen wie die Johanna und Bratwurst kriegen auf Vaters Gabel!

Der Johanna Zopf war aufgegangen, die Mutter flocht ihn ihr wieder zu und band wieder die blaue Schleife daran, und jetzt — jetzt strich sie gar der Johanna übers Haar!

Mit einem Satz sprang Hulda vom Fenster weg; die Teckel ihr nach.

Hatten die drinnen die Lauscher draußen bemerkt? Kam jemand vorüber?! Nein. Und doch huschte das Kind weg.

Nun schlich es weiter. Es schlüpfte durch die Pförtchen der Lattenzäune, die auch nachts immer offen blieben. Es guckte in alle Fenster, aber es hielt sich nirgendwo mehr so lange auf.

Bei Schellnacks saß der alte Großvater im Sorgen=

stuhl, man hörte sein Husten bis hinaus auf die Straße. Er hatte das Wasser. Na ja, die würden auch froh sein, wenn der Alte abschrammte! Sie hatten viel Last von ihm.

Bei Hahnemanns war nur die Frau zu Haus; sie saß und strickte. Gott, was die Hahnemann wohl immer warten mußte, bis er nach Hause kam!

Bei Kiekebusch war, wie immer, viel los. Horch, sie kegelten schon in der Kegelbahn! Polternd, lachend. Das war ein Radau! ‚Alle Neune!‘ Aha, das war Bauer Hahnemann, der hatte heute Dusel — da konnte die Hahnemann noch viel länger als sonst auf ihren Mann lauern!

Hin und her über die Dorfstraße huschte das Kind. Nächtliche Stille; es hörte jeden leisesten Laut. Noch brannte kein Gas in Tempelhof, Petroleumlaternen flinzelten mühsam, der Mond hatte sich auch verkrochen. Aber des Kindes Auge, an Dunkelheit gewöhnt, sah alles. Sah, wie ein paar Buben bei Doktor Schmidt an der Schelle rissen und dann eiligst davonrannten; sah, wie Schatten unter den Linden auftauchten, sich umschlangen und dem Versteck der Scheunen zuschlichen. Ein pfiffiges Lächeln umspielte Huldas Mund: hihi, die Pärchen! Sie schlich ihnen nach, klein und grau wie ein neugieriger Gnom: was die wohl da machten?! Erst wenn ein besonders scharfes Ohr ein unheimliches Huschen zu vernehmen glaubte, wenn ein Bursche mit einem ‚Donnerwetter!‘ sich umdrehte, oder ein Mädchen erschrocken wisperte: ‚Is da nich jemand?‘ wich sie zurück.

Die Pärchen blieben verschwunden im Versteck der Scheunen; wie Hulda auch lauerte, sie kamen nicht wieder hervor. Da erst ging sie weiter. Vor der neuen Villa hielt sie an. In d i e Fenster konnte sie nicht hineinsehen, die waren zu hoch überm Erdboden, und ein verschlossenes Gitter trennte zudem das Haus von der Straße; aber doch blieb sie stehen.

Ah, die Engländerin spielte drinnen! Die konnte mal schön! Eine Flut von Akkorden drang heraus, von perlenden Läufen — und dann eine Weise, sanft und süß.

Die Augen des Kindes wurden größer, sie öffneten sich erstaunt weit, ein entzücktes Lächeln machte das alte Gesicht auf einmal froh-kindlich und hübsch. Den Kopf nach den Schwingungen der Musik sacht hin und her wiegend, lauschte Hulda. Ah, das war schön, so schön! Sie konnte sich gar nicht losreißen. Und wenn jetzt auch Leute gekommen wären, sie wäre nicht scheu davongehuscht wie sonst. Wie ein Tierchen, das eine Zauberweise aus seinem Schlupfwinkel hervorgelockt hat und das sich keiner Gefahr mehr bewußt ist, so verharrte sie. Der Mond war hinter den Wolken hervorgekrochen, er beschien sie hell; deutlich war ihre kleine Gestalt auf der Straße zu sehen.

Der Wind hatte sein Wispern um die Fliederbüsche der Vorgärtchen, um die Lindenbäume der Straße eingestellt. Ah, auch Mond und Wind hörten jetzt zu! Das Kind nickte. Und dann gab es den Teckeln, die anfingen, unruhig zu werden, einen strafenden Tritt: „Hört doch auch zu!"

Die Teckel winselten leise, aber dann schmiegten sie sich still zu den Füßen der Herrin. Hulda hielt den Atem an: das wurde immer schöner und schöner! Ihre Augen wurden immer größer und größer. „Oh!" Ein zitternder Laut des Bedauerns entschlüpfte ihr — die schöne Musik drinnen hörte jetzt plötzlich auf. Wie sie auch wartete, sehnsüchtig lauschte, kein Ton war mehr hörbar. Die großen Fenster blieben wohl hell, aber die Engländerin spielte nicht mehr.

Da wich Hulda, traurig-enttäuscht und jäh ernüchtert, vom Haus bis unter die Bäume der Straßenmitte zurück: nun war es aus! Und wenn sie jemand sähe! Ihre Augen bekamen plötzlich wieder den scheuen Blick, das Gesicht den alten, schlau-spähenden Ausdruck. Sie suchte sich zu verbergen vor dem hellen Mondlicht, sie schmiegte ihre Gestalt in den Schatten der Lindenstämme — da — da — nun konnte sie doch etwas sehen! Sie reckte sich auf die Zehen. Heimlich kicherte sie in sich hinein: die hatten wohl ein Gitter vor ihr Haus gemacht und die Fenster so hoch überm Boden, aber hindern konnten die's doch nicht, daß man ihnen hineinsah. Von hier aus ganz bequem.

Da war ein feines Zimmer: rote Tapete, ein goldener Bilderrahmen, und gerade unter den Kerzen des Kronleuchters, an einem großen Klavier, ganz hellbeschienen, die Engländerin! Hulda hatte sie wohl einmal über die Straße gehen sehen, aber heute war sie doch viel schöner.

Als wäre sie eine lichtumflossene, übernatürliche Ge-

stalt, staunte das überraschte Kind die junge Frau an. Das Haar hing ihr offen — es glänzte wie Gold — auf ein lichtes Gewand herab. Wer sah denn sonst noch so aus in Tempelhof? Niemand, niemand! Nur die Feen im Märchen und die Engel im Himmel erschienen so.

Starr vor Entzücken blickte das Kind unverwandt — jetzt, jetzt hob sie die Flügel! Ach, sie würde doch nicht davonfliegen? Aber nein!

Zu den Füßen der jungen Frau hatte etwas gesessen, an ihr Kleid geschmiegt wie ein großer Hund. Hulda hatte es erst kaum bemerkt; nun erkannte sie den sich Aufrichtenden — es war Paul Längnick. Ach, was mußte der selig sein bei der lichten Frau! Die Flügel so weiß und so lang hoben sich jetzt auf — die Flügel wurden zu Armen, zu Händen — um den Nacken des Mannes schlangen sie sich — — — ha, das war etwas anderes, als wenn die Pärchen hier draußen sich umhalsten!

Schauer auf Schauer rann der lauschenden Kleinen über den Leib. Lange hätte sie noch so stehen mögen, hineinstaunen in das helle Licht mit andächtigen Augen, aber die Teckel stießen jetzt ein warnendes Knurren aus. Sie stellten sich auf die Hinterpfoten, stiegen am Schürzchen der Herrin auf und kratzten dringlich. Aha, da kam jemand! Rasch duckte Hulda sich nieder. Die Teckel gaben keinen Laut mehr, sondern drückten die Nasen zu Boden.

Eine Männergestalt schlenderte unter den Linden heran, die Zigarre im Mund. Hulda spürte den Rauch.

Ganz dicht ging der Mann bei ihr vorüber — ein Glück, daß der Mond sich gerade wieder verkroch. Es war nicht zu erkennen, wer es war, Hulda sah nur das rotglimmende Fünkchen der Zigarre. Als sie sich wieder aufrichten konnte, war das Licht in den großen Fenstern der neuen Villa erloschen.

Aber drüben auf das Haus der Badekows ging nun der Kerl los, als wäre er seiner Sache ganz sicher. Mit Augen, die in der Nacht scharf wie am Tage sahen, spähte Hulda ihm nach. Was der da wohl zu suchen hatte?! Bei Badekows war ja alles finster, die schliefen schon. Jetzt pfiff er, recht leise, aber mit einem besonderen Pfiff — er wurde gleich gehört. Droben unterm vorspringenden Dach der ausgebauten Mansarde glimmte ein Lichtchen auf, vorsichtig wurde das Fenster geöffnet.

„Wer is das?"

„Ich. Komm runter!"

„Ich komme schon!"

Das Fenster schloß sich wieder. Nanu, eine Magd? Au, wenn die alte Badekow das wüßte! Näher heran traute sich Hulda nicht; sie hätte gar zu gern gewußt, wer der Mann war, aber der Mond gab nun doch wieder etwas unsicheres Licht, am Ende würde der Liebhaber sie sehen, sie packen, und sie kriegte Prügel. Schade, schade! So mußte sie sich damit begnügen, von weitem zuzusehen, wie Badekows Haustür sich leise auftat, wie die Magd herausschlüpfte, gar nicht erst wieder zuschloß, sondern sich gleich dem Wartenden an den Arm hängte

und mit ihm abging. Hinter der alten Strohscheune verschwanden sie schnell.

Ein Käuzchen erhob einen kläglichen Schrei. Fledermäuse pfiffen. Es huschte und schlich was über den Weg. Nun die Menschen alle verschwunden waren, machte sich Nachtgetier auf.

Das einsame Kind war an dergleichen gewöhnt; oft hatte es seine Teckel auf Ratten gehetzt, die aus dem versumpften Wasserlauf des alten Burggrabens den Schweineställen und den Körnern der Dorfscheunen zustrebten. Aber heute überkam es ein Schauern. War die Nacht doch noch so kalt?! Es fror bis in die innerste Seele.

Hulda band ihr Schürzchen ab und schlang es sich um den Kopf; ihr Röckchen schlug sie hinauf und hielt es über der Brust zusammen, kaum daß die Nasenspitze noch aus der Umhüllung vorguckte. Aber es wurde ihr doch nicht wärmer. Ach, wenn sie nun zu Hause im Bette läge! Im Bett war es warm. Und wenn man die Augen zukniff, dann sah man auch nicht mehr, wie ‚s i e' guckte. Ob denn niemand daheim sie vermißte? So spät war sie lange nicht draußen gewesen. Wenn man sie nun schon gesucht hätte? O nein, daß sie weg war, das merkte kein Mensch. Sie würden alle in der Schenkstube sein; wenn die Stiefmutter nicht schon in ihrer Schlafkammer war, dann ging sie abends auch da hinein. Es saßen auch jetzt noch Gäste drinnen.

Hulda stand am väterlichen Hause still. Horch, die Uhr vom Turm schlug elf Mal! Hohl dröhnte ihre

Stimme. Es war recht schauerlich, so allein noch draußen zu sein. Jetzt nahte die Geisterstunde. Ob es wirklich so war, wie die Liese ihr erzählt hatte, daß der Ordenskomtur, der sich einmal eine junge Maid aus Berlin hatte kommen lassen zur Unterhaltung, sie ihren eigenen Eltern abgekauft hatte — daß der um Mitternacht hier zu hören war?! Er war zwar verbrannt worden auf dem Tempelerberg, aber sein Geist ging noch spuken und grunzte wie ein Schwein.

Pah, das war ja schon so lange her! Und die Liese war ein ganz dummes Mädchen aus einem ganz kleinen Dorf. Vor so etwas war sie nicht mehr bange! Hulda ballte die kleine Faust. Aber wenn die alte Längnick noch zündeln ginge? Die hatte vor ihrem Hof gesessen, die Knöchelchen von ihrem Mann in der Molle auf dem Schoß!

Einen scheuen Blick warf Hulda zurück, von wo sie gekommen war: nichts, niemand! Ganz still lag die Dorfstraße, schwach nur beschienen; so ruhig, als wäre nie ein Fuß auf unrechten Wegen darüber hingeschritten. Sie atmete förmlich Frieden aus. Und doch schaute das Kind, ängstlich Obdach suchend, zu den Fenstern der Schenkstube auf, deren Läden vorgelegt waren. Nur durch die ausgeschnittenen Herzen schimmerte noch Licht; Stimmen hörte sie nicht. Wer weiß, der Vater saß nur noch allein da, *sie* war längst zu Bett?! Wenn man nun leise die Haustür aufklinkte, husch, dann war man drinnen!

Vorsichtig tastete Huldas Hand, sie versuchte, — die

Tür gab dem Druck nicht nach — o weh, zugeschlossen! Ein Seufzer entrang sich ihren Lippen. Sie war nun sehr müde. Und so kalt. Sie befühlte ihre eisigen Bäckchen und Ärmchen. Ach, und die Füße waren ihr auch wie Eis!

Die Teckel winselten leise und drückten sich an sie. Die sehnten sich auch nach ihrem Bettchen. Und Hunger hatten sie alle drei. Das heißt, essen hätte sie eigentlich jetzt nicht mögen, trotz des wehen Gefühls hier — hier! Hulda drückte sich die Hand gegen die Brust.

Was sollte sie nun machen? Sonst hatte sie immer die Türe offen gefunden; aber freilich, so spät wie heute war's noch nie geworden. Es half nichts, sie mußte es wagen, anzuklopfen am Laden der Schenkstube.

Ihr Fingerchen krümmte sich, sie reckte den Arm hoch und pochte an. Viel zu leise. Nichts regte sich drinnen, niemand kam ans Fenster und fragte: ‚Wer ist da?‘ Sie pochte noch einmal und noch einmal — jetzt schon stärker — aber immer vergebens. Sie würde klingeln müssen. Ach, klingeln, klingeln —? O weh! Dann kam *sie* die Treppe herunter, dann war sie so böse, dann sagte sie bloß: „Du —?!“ Und ihre Augen — huh!

„O weh, o weh!“ Das Kind wimmerte auf. Wie gebrochen vor Angst sank es ganz in sich zusammen, dann schnellte es aber wieder empor: nur fort, fort, wo anders hin, nur nicht *sie* noch böser machen!

Wieder eilte Hulda über die Straße, und wie sie vorher zuerst bei den Lietzows drüben hineingeschaut

hatte, so wollte sie auch jetzt dort hineinschauen. Vielleicht — da waren ja auch Kinder — Onkel Gottfried war gut — die Frau auch — sie hatten ihr im Sommer oft Kirschen gegeben, und einmal hatten sie sie auch hereingerufen, sie hatte sich selber Erdbeeren pflücken dürfen in dem großen Garten — vielleicht — — —?!

Das Kind wußte selber nicht recht, was es hoffte. Ein unklares Empfinden trieb es dahin, wo Menschen wohnten, die gut waren. Aber hier waren die Läden jetzt auch zugemacht, und kein Lampenschein schimmerte mehr durch die Ritzen. Lietzows schliefen schon. Was nun, was nun?!

Ein kalter Nachtwind schnob vom offenen Feld in die Dorfstraße hinein und durchpustete die Kleider des Kindes. Es zitterte, es fror. Wie schutzsuchend drängte es sich dicht an die Mauer des Hauses, es duckte sich unters Fenster und blieb so zusammengekauert sitzen. O, war das schrecklich, und so dunkel, so kalt, und so schaurig! Der Spuk, über den Hulda vorhin das Näschen gerümpft hatte, dünkte sie jetzt nicht mehr unglaublich. Jetzt gefiel ihr auf einmal die Nacht, in der sie sonst so gern spazierte, nicht mehr.

Den Teckeln gefiel sie auch nicht; ungeduldig schoben sie die Schnauzen unter das verhüllende Röckchen und stießen die feuchtkalten Nasen gegen den nackten Kinderarm. Da stieß Hulda einen gellenden Schrei aus: wer packte sie an?! Sie war zu Tode erschrocken. Halb ohnmächtig preßte sie die Augen zu. Die Teckel heulten auf. Da öffnete Gottfried Lietzow das Fenster der

Schlafstube, die neben dem Wohnzimmer nach vorn heraus lag, spaltbreit: wer hatte denn da so geschrieen?

„Es wird wieder 'n Betrunkener sein, leg dich doch man schon wieder hin!“ Frau Lene war ärgerlich, sie war gerade im ersten Einschlafen gewesen.

Aber der Mann schüttelte den Kopf: so schrie seiner Lebtag kein Betrunkener. Er lauschte, er hörte ein wimmerndes Weinen und stieß rasch den Laden vollends auf. Da sah er unterm Fenster an der Erde etwas Dunkles hocken.

„Zum Donnerwetter, wer ist denn da?!“ Hoch sprangen die Teckel in die Höhe und bellten — nun erkannte er seines Bruders Tochter.

„Hulda?!“ Gottfried fuhr in die Hosen und lief auf bloßen Füßen zur Haustür hin. Als er sie öffnete, drängten sich sofort schnüffelnd die Teckel herein; langsamer folgte die Kleine. Sie hatte Angst. Aber der Onkel war freundlich, er nahm sie bei der Hand und führte sie in die Schlafstube, wo Frau Lene auf dem Bettrand saß und sich die Strümpfe anzog.

Wie kam das Wurm hierher, mitten in der Nacht, was machte es denn noch draußen? Gott im Himmel, es war ja ganz verklammt! In einem mütterlichen Instinkt rieb Lene dem Kind die erstarrten Hände, und dann faßte sie es um — eins, zwei, drei, — und packte es in ihr warmes Bett.

Ernst sah Gottfried seine Lene an: „Hab ich es dir nich schon früher jesagt, da drüben is 't nich so, wie

et sein sollte?!" Weiter sagte er nichts. Er fragte das Kind auch weiter nicht aus, während Lene sich erschöpfte: „Nee, sag man bloß, Huldchen, wie kommste denn hierher?!"

Aber Hulda antwortete nicht. Von Schauern gerüttelt, lag sie im warmen Bett und sah nicht einmal ihre Teckel an, die auf die Bettdecke gesprungen waren und Lust bezeigten, ihr das Gesicht zu lecken.

Gottfried kleidete sich an. Das ging nicht an, daß man das Kind hier behielt, die drüben würden es suchen. „Jib 'n Tuch her, Lene, ich trag se rüber!"

Ach je, das arme Kind, die arme Kleine! Lene weinte fast. Sie brachte ihr dickwollenes Umschlagetuch und hüllte Hulda fest ein.

Willenlos ließ diese alles mit sich geschehen. Sie sagte kein Wort, stumm ließ sie sich über die Straße tragen. Nur als Gottfried jetzt an Karl Lietzows Haus die Schelle kräftig zog und die Teckel alarmierend kläfften, drückte sie ihr kleines Gesicht an des Onkels Hals: „S i e — s i e —!"

Er fühlte ihr Zittern. Und er riß noch einmal an der Klingel, daß sie gellend durchs ganze Haus schrie. Eine Tür knarrte, langsame, schlorrende Tritte ließen sich drinnen vernehmen.

„Ich, der Jottfried! Karl, mach man fix auf!" Ungeduldig pochte Gottfried mit der Faust.

Da wurde endlich geöffnet; Karl machte auf, er hatte noch einsam beim Glase gesessen. Trüber Lichtschein fiel aus der Schenkstube.

Gottfried trat rasch ein und setzte seine verhüllte Last auf den nächsten Tisch: „Da bring ich se dir!“

„Sie läuft immer fort,“ sagte Karl mürrisch. Er war gar nicht erstaunt. Die Zeit war ihm rasch vergangen, er hatte gedruselt über seinem Glase, hatte keine Ahnung, wie spät es war.

„Mitternacht fast! Karl, Mensch, wat denkste eijentlich, die Kleene so spät draußen rumlaufen zu lassen?“

„Ich dachte, se schliefe!“ Karl zuckte die Achseln.

„Kümmerste dich denn um dein Kind so wenig?“ Gottfried war empört; in dem lebhaften Gefühl des Unrechts, das hier begangen wurde, kochte der Zorn in ihm über, er schrie den Bruder an: „Schämen solltste dich in deinen Hals rein! Sitzt hier un saufst! Hast reineweg nischt zu tun un hast doch nich mal Zeit, dich ums nächste zu kümmern. Du bist ja ein janz miserabler, lumpiger —“

„St — nich so laut!“ Karl ging und drückte leise die offengebliebene Stubentür ins Schloß. „Mach nich, daß sie et hört! — Marsch!“ Mit gedämpfter Stimme fuhr er die Kleine an. „Ins Bette!“

Aber Gottfried hielt die Hand über das Kind. Hulda war vom Tisch heruntergeglitten, sie stand auf der sandbestreuten, schmutzigen Diele. Das flackernde Licht der Hängelampe zeigte, wie gespenstisch blaß sie war. Nun wurde ihr Gesicht ganz totenfahl. Oben klappte eine Tür, man hörte Tritte auf der knarrenden Treppe.

„S i e!“

Auch der Vater schreckte zusammen.

Die Tritte näherten sich, die Tür wurde aufgerissen, Ida Lietzow, in Nachtjacke und kurzem Unterrock, das Gesicht vom Zorn aufgeschwellt, die Augen drohend, stand auf der Schwelle.

„Rumtreiberin! Aber, wenn du wieder so spät kommst, denn komm leise, das bitt' ich mir aus!" Krachend warf sie die Tür wieder zu. Gleich darauf schmetterte oben auch eine Tür.

Ganz verdutzt sah Gottfried seinen Bruder an: das war alles?!

Karl seufzte auf, er war plötzlich ernüchtert. Ja, so war sie immer. Aber sie meinte es nicht so böse, es war nun mal so ihre kurze Art!

„Na, ich danke!" Gottfried kraute sich den Hinterkopf. Nun begriff er auf einmal, warum das Kind so verängstigt war, und warum Karl trank. „Du saufst," sagte er kummervoll und betrachtete seinen Bruder. Wie sah dieser einstmals so hübsche Mensch aus! Die Züge waren aufgedunsen, die Augen verschwommen, die Nase rot, über das ganze Gesicht zog sich Kupfer, und die Stimme klang, als käme sie aus zu enger Kehle. „So jehste zujrunde, Karl!" Gottfried ergriff des Bruders Hand, der sich schwer auf seinen alten Platz hinter der Kümmelflasche hatte fallen lassen. „Sag, lebste denn unjlücklich mit ihr?"

Karl schüttelte verneinend: „Nee. Wir prügeln uns nich. Aber siehste" — er kriegte plötzlich das Weinen, seine heisere Stimme schluchzte — „se is 'ne se — sehr hübsche Frau — wu — wu — wunderhübsch —

sie jefiel mir — sie je — fällt mir auch noch — aber ich — wü — wünschte doch, sie wäre, wo der Pfe — Pfeffer wächst! I — ich — zum Donnerwetter noch mal, was bin ich nich jeworden, was du bist — 'n Mistfink?!" Er schlug eine dröhnende Lache auf, und dabei weinte er doch. Sein Gesicht hatte etwas Schreckliches.

Unverwandt sah seine Tochter ihn an.

„Karl, Karl," mahnte der Bruder. Gottfried wußte nicht, was er weiter sagen sollte; er wußte hier wirklich keinen Rat.

„Es wäre besser, s i e wäre weg," sagte da plötzlich ein feines Stimmchen.

Beide Männer sahen verblüfft die Kleine an. Sie stand mitten im Zimmer, ihre schwarzen Augen, schlau und beweglich wie die einer Maus, fuhren umher; sie blitzten ordentlich. „Uns kann se nich leiden!"

„Wa — was?!" Karl Lietzow blickte auf. Seine verdunsenen Augen quollen ihm aus dem Kopf. Auf einmal brüllte er wütend: „Jöhre verdammte! Was quatschste da?!"

„St!" Gottfried legte die Hand auf des Kindes Mund. „Du mußt nich sagen, was nich wahr is! Warum soll Mutter euch denn nich leiden können?"

„Es is aber doch wahr!" Hulda schlüpfte unter seiner Hand weg; in einem Husch war sie fern in der Ecke, im Winkel zwischen Ofen und Wand. Da lugte sie vor, halb trotzig, halb erschrocken: „Wir sind ihr im Wege!"

„Verflixte Jöre, woher weißte das?"

Aber sie schüttelte das Köpfchen: „Ich sage nichts!"

Es war nichts mehr aus ihr herauszubringen. Wie eine verängstigte Maus blieb sie verkrochen in ihrem Winkel. Gottfried wandte sich seufzend zum Gehen: hier hielt man's nicht lange aus!

„Karl," sagte er noch, bevor er aus der Türe ging, trat zu dem jetzt finster vor sich Hinbrütenden und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Bring Hulda'n doch zu Bette, sie wird wohl Angst haben, alleine nach oben zu jehen. Un denn jib dem Kind doch noch irgend 'nen warmen Schluck. Et friert ja erbärmlich!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Vater und Tochter waren allein. Und beide stumm. Und stumm war die Nacht. Und stumm das Haus. Plötzlich erlosch die Lampe, ihr Petroleum war ausgebrannt.

„Komm her," sagte der Vater heiser und streckte die Arme ins Dunkle; da fühlte er auch schon das Kind an seinen Knieen. Es war an Finsternis gewöhnt, es hatte sich lautlos herangeschlichen. Er hob es auf seinen Schoß, er fühlte die eiskalten Händchen und Füßchen. Mit einem mitleidigen: „Na, trink man, kleine Kröte, daß de warm wirst!" führte er sein Glas an des Kindes Mund.

Und es trank aus dem Glase.

Neuntes Kapitel

Ein Baumeister aus Berlin hatte die neue Villa der Längnicks gebaut. Rasch war sie entstanden, aber immer war es Paul Längnick noch nicht rasch genug gegangen. Mit eigenen Händen hätte er die Steine schleppen mögen, auf seinen breiten Rücken die Balken laden. Seine Ethel sollte nicht so lange in den niedrigen dunklen Stuben bleiben. Er hatte gedrängt und getrieben: der erste Junge, der Stammhalter, mußte in der Villa geboren werden. —

Die Längnick sah ihren Paul in hohen Stiefeln am frühen Morgen schon auf dem Bau herumsteigen; und abends war er der letzte, der Feierabend machte. Er gönnte sich weder den Frühschoppen mehr, noch den Dämmerschoppen bei Kiekebusch. Laut hörte sie über den Hof seine Stimme kommandieren. Und sie ärgerte sich. Es war Pauls Wille, sowie sie in der Villa wohnen konnten, das alte Vorderhaus herunterzureißen und einen hübschen Ziergarten dort anzulegen. Aber am meisten ärgerte die Mutter sich, daß der Sohn nicht ihren Rat dabei einholte. Majorenn war er freilich, Herr seines Erbes, aber wie kam er dazu, auf einmal so selbständig zu sein?! Starr saß sie in ihrem Hinterhaus, stumm vor Staunen.

Daß sie nun nicht mehr hinaus auf die Straße sehen konnte, durch ihren Spion das Dorf kontrollieren, das wurde der Längnick gleichgültig, aber daß ihr Sohn so aufzutreten wagte, das verzieh sie der jungen Frau nicht. Nur die allein war schuld daran. Sie, die keinen Pfennig ins Haus gebracht hatte, deren Schmuck noch dazu — die Ohrringe, das Halsband, die Kette, die Armringe, alles, womit sie ausstaffiert gewesen — falsch war!

Sechs Wochen nach der Hochzeit war es gewesen, da hatte sich der große Brillant in dem einen Ohrring der jungen Frau aus der Fassung gelockert. Ethel selber war zu unpäßlich, um ihn nach der Stadt zu bringen, Paul hatte auf dem Bau zu tun, einem Knecht konnte man solche Kostbarkeit nicht anvertrauen, so war denn Rieke selber damit hineingefahren.

Den Kopf hoch erhoben, betrat sie den Laden, umständlich hob sie ihren Oberrock auf, kramte aus der versteckten Tasche des Unterrocks den Ohrring vor und legte ihn dem Juwelier auf den Tisch. Ein Sonnenstrahl traf den großen Brillanten, daß er grün, blau und rot funkelte.

„Machen Se det wieder rin!“ Sie sprach es nachlässig, mit der ganzen Würde, die das Bewußtsein eines solchen Brillanten gibt. Da hatte der Juwelier gesagt: „Eine vorzügliche Imitation,“ und lächelnd den Stein auf der Hand blitzen lassen im Sonnenstrahl. „Funkelt ganz wie'n echter!“

Was — nicht echt?! Tief gedemütigt war Rieke

aus dem Laden gegangen. Sie hatte den Mann erst ausgelacht, aber sie mußte ihm wohl glauben — er war doch Hofjuwelier — und was hätte er denn für ein Interesse daran, den Stein für falsch zu erklären?! Zu Fuß ging sie den weiten Weg zurück, sie wollte sich erst zur Ruhe laufen.

Aber die Stimme bebte ihr noch, als sie zur Schwiegertochter in die Stube trat: „Wo haste die Ohrringe her?"

„Von Papa!" Verwundert hob die junge Frau die müden Augen; sie lag auf dem alten Roßhaarsofa, Paul hatte es ihr mit Kissen bequem gemacht.

„Von deinem Vater? Na, ich danke!" Die Längnick warf den Ohrring so heftig auf den Tisch, daß der Stein vollends aus der Fassung sprang und in eine Dielenritze hüpfte. „So'n Dreck!"

Was war denn?! Ethel wurde blaß und rot. Sie war sehr erschrocken.

„Falsch is er, falsch! Nich 'nen Dreier wert!"

Und als Ethel noch immer nichts darauf sagte, die Schwiegermutter nur anstarrte mit ganz verwunderten Augen, erboste sich diese noch mehr.

Was gaffte sie denn noch groß und tat so unschuldig? Wie konnte sie sich unterstehen, jemanden so anzuführen, ihn so blamieren, für echte Brillanten auszugeben, was doch falsche waren?! Immer mehr geriet die Längnick in die Hitze. Und all der andere Schmuck war sicher auch falsch! Was?!

„Ich habe ihn auch von Papa bekommen," flüsterte

Ethel und senkte tief den Kopf. Was sollte sie noch weiter sagen — o Gott, wie heftig die Frau schrie!

Da kam Paul vom Bau. Er hatte schon von weitem die erregte Stimme seiner Mutter gehört. Was war denn los hier?!

Die Alte schoß auf ihn zu und packte ihn vorn bei der Weste: was sagte er nun, die Ohrringe waren falsch, nur Imitation! Der ganze Schmuck war falsch! Und nicht mal eine Aussteuer hatte sie gehabt, nicht für einen Sechser! Sie waren schön reingefallen! Empört, gekränkt und erbittert über die eigene Dummheit, vergaß die Längnick jegliche Schonung.

Aber Paul trat zu seiner Frau, die leise weinte und dabei zitterte wie ein Vögelchen, das die Katze verfolgt. Er legte den Arm um sie. Und zornig fuhr er die Mutter an: „Was haste dich denn so? Was geht es dich an? Und wenn alles falsch is, mir ganz egal! Ethel, weine doch nich! Ich kaufe dir ja anderen Schmuck — alles, was du willst! Ach, bist du böse mit mir?!"

Da war Rieke, ohne weiter ein Wort zu sagen, gegangen. Aber ein Stich war ihr in die Brust gefahren, der hatte ihr Herz getroffen.

Der Paul war vernarrt in seine junge Frau, so vernarrt, daß er andere Leute ganz darüber vergaß. Vernarrt, so ohne Sinn und Verstand, daß es sich nicht einmal verlohnte, ihm mitzuteilen, was man nun zu wissen bekam, so nach und nach. Dieser Mister Brown, der war der rechte! Ein loser Vogel, dem die erwachsene Tochter nur im Wege gewesen war. Eine aus der Wal=

halla, eine, die da tanzte im kurzen Röckchen, die Beine schmiß und anstößige Lieder sang, so eine hatte er sich mit herüber genommen. Und er wollte das Mensch sogar heiraten, so erzählten sie. Er selber ließ ja nichts mehr von sich hören. Eine noble Verwandtschaft das!

Ein dumpfer Groll schwelte in Rieke. Sie schämte sich fast, auf die Straße zu gehen; wie ein lichtscheuer Uhu hockte sie im Hintergebäude. Sie kam selten ins Vorderhaus. Auch als die neue Villa fertig war, kam sie nicht öfter dorthin.

Paul hatte es nun doch durchgesetzt, seine junge Frau hielt schon ihr erstes Wochenbett in lichteren Räumen. Die Mutter hatte sich angeboten, die Schwiegertochter zu pflegen und, während diese lag, im Haushalt nach dem Rechten zu sehen, aber Paul hatte das abgelehnt. Er war ja da, er sorgte schon für alles, und es ging Ethel ja so gut.

Wer hätte von diesem spillrigen Ding, von dieser Wachspuppe gedacht, daß sie es so leicht überstehen würde?! Andere, Stärkere, viel Gesündere mußten sich doppelt und dreifach so lange quälen. Die Längnick wußte noch ganz genau, wie sie hatte leiden müssen bei ihrem Paul, und sie fühlte etwas wie Neid: ja, die hatte unverschämtes Glück in allem!

Groß und hager, die Stirn in Falten gezogen, die Augen kalt, stand die Längnick an der Wiege des Neugeborenen. Da lag es nun in den Daunen, auf einem stickereibesetzten schneeweißen Kissen, ein Kind mit zartem Köpfchen; es hatte nicht Pauls Schädel. Sie sah

lange darauf nieder, aber kein großmütterliches Gefühl wollte in ihr aufwallen. Vielleicht später, wenn das Kind erst größer war — nein, nie!

Sie wandte sich kurz ab. Das war wieder etwas, was ihr noch ein Stück von dem Sohne nahm — das letzte Stück. Alles andere hatte d i e ja schon weg! Und sie schoß einen finsteren Blick durch die offene Tür nach dem Nebenzimmer, wo die junge Mutter lag und an ihrem Bette der Mann saß, glückstrahlend, zärtlich ihre Hand in der seinen haltend.

Auch zur Geburt des Enkels hatte Mister Brown nicht geschrieben; er hatte auf die Anzeige des jungen Vaters, auf die mit Bleistift dazu gekritzelten Worte der Tochter nur ein kurzes Telegramm gesandt. Und nicht aus London kam es, sondern aus Liverpool: „Many good wishes.“ Weiter nichts. Das grämte Ethel. Was die Schwiegermutter ihr auch hinterbracht hatte über den Vater, das Denken an ihn konnte sie doch nicht lassen. Und wenn der Schmuck auch nur Imitation war, ihr ganzer Schmuck: er hatte sie damit doch erfreuen wollen. Und zu tragen brauchte sie ihn ja jetzt nicht mehr; Paul hatte ihr eine Diamantbrosche aufs Bett gelegt für den ersten Jungen, eine ganz große. Aber der frühere Schmuck war hübscher gewesen. —

Ethel hatte niemanden in Tempelhof, mit dem sie sich hätte unterhalten können. Sie war allen freundlich, und alle waren auch freundlich zu ihr, aber die Frauen hier waren eben so anders. Hanne Badekow gefiel ihr noch am besten, obgleich die doch eine Verwandte der

Schwiegermutter war. Es ward ein freundliches Grüßen aus der neuen Villa hinüber ins Badekowsche Haus; der junge blonde Kopf nickte dem alten grauen gern zu, aber dabei blieb es auch. Ethel hatte nur ihren Mann.

Paul gab sich alle Mühe, er tat seiner Ethel alles zuliebe, aber es lag doch immer noch wie eine Sehnsucht in den Augen der jungen Frau. Jetzt hatte sie alles: ein Heim, wie sie früher nie eines gekannt hatte — ruhig konnte sie draußen die Blätter davonwirbeln sehen — einen guten Mann und ein liebes Kind, das jetzt schon nach ihr seine Händchen streckte, und doch —! Ihre Seele wollte die Schwingen breiten, aber konnte sie denn hier fliegen —?!

Ethel saß viel am Klavier. Ihr Mann hörte ihr gern zu, abends besonders; dann schlief er darüber ein, denn zu rauchen hätte er sich nicht getraut in ihrem Zimmer.

Wenn Ohren dagewesen wären, Ohren, die hörten! Aber Paul sagte: „Spiel doch mal was Lustiges!" Am liebsten hörte er Tänze, und so spielte sie denn Tänze auf dem Blüthnerschen Flügel, den er ihr gekauft hatte. —

Kein Mensch in Tempelhof hätte gedacht, daß diese Ehe so gut ausfallen würde: der Paule, der Schlummerkopp, und noch dazu eine Engländerin! Aber die zwei Leutchen waren wirklich glücklich miteinander. Man sah es dem Paul an, er strahlte, er war auf einmal ganz aufgewacht. Bei Kiekebusch ließ er sich auch gar nicht mehr sehen, und da hatte er doch früher so oft ge=

sessen. Aber es war vielleicht ganz gut für ihn, daß die feine Frau den Wirtshausgeruch nicht leiden mochte. Ja, die hatte Kraft in ihren zarten Patschen, die regierte ihn feste! Seine große Wirtschaft führte er nun ganz fleißig und ordentlich, kümmerte sich mehr darum, als man es ihm je zugetraut hätte. Und was er sich für ein feines Haus gebaut hatte!

Paul Längnicks Villa wurde viel besprochen; sie war ein Ereignis für Tempelhof. Aber nun konnte sich Gottfried Lietzow auch eine bauen, eine noch viel feinere, eine noch viel großartigere. Er hatte glänzend verkauft! Wie ein Lauffeuer flog diese Neuigkeit durchs Dorf. — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Neben der englischen Terraingesellschaft war eine Berliner Terraingesellschaft gegründet worden; auf Aktien. Jetzt, wo Grund und Boden so unglaublich begehrt waren, jetzt beim Erwachen einer Baulust, wie man sie vor dem Krieg gar nicht gekannt hatte, schien es einfach lächerlich, die Engländer allein den Gewinn einstreichen zu lassen. Der Militärfiskus suchte zudem ein geeignetes Terrain, vierundzwanzig Morgen zum mindesten. Ein neues Garnisonlazarett, ein Lazarett großen Stils, für sechshundert Kranke, mit Isolierbaracken, mit Winterblocks und Sommerpavillons, mit Wirtschaftsgebäuden und Wärterwohnungen, mit Villen für Chefarzt und Oberinspektor sollte gebaut werden.

Das hätte Gottfried Lietzow sich auch nicht träumen lassen, daß seine Kohlgärten noch einmal so viel wert

sein würden. Gegiert hatte er nicht nach Verkaufen, nur langsam sogar hatte er sich dazu entschlossen. Oder war das Schlauheit von ihm gewesen, sich so förmlich drängen zu lassen?!

Einmalhundertunddreiundneunzigtausend Taler — das war ein Wort! Und bloß für die paar Felder, die Lietzow hinter dem Birkenwäldchen nach Alt-Schöneberg zu liegen hatte.

War er es denn nicht auch seinen Kindern schuldig? So sagte Lene. Sie sagte es zu ihm, wenn sie morgens aufstanden, wenn sie abends zu Bette gingen, sie sagte es immer wieder, besonders wenn er schon gern geschlafen hätte. Daß seine Kinder ihm nicht dermaleinst Vorwürfe machten! Vor der Mutter freilich sagte Lene es nicht, sie war eine gute Tochter, sie begriff, daß die Mutter sich nicht vom alten Besitz trennen mochte; aber sollten sie, die Jungen, denn unter dieser Schrulle der Alten leiden?

Johann gab seiner Schwester recht, aber auch nur im stillen, denn wenn man der Mutter von Verkaufen redete, wurde sie ganz böse und heftig, oder ganz traurig; und das war noch schlimmer. Na, man würde ja auch mal an die Reihe kommen! Damit tröstete Johann sich.

Gottfried hatte verkauft, aber Aktionär der Berliner Terraingesellschaft hatte er nicht werden wollen. Dafür dankte er, in Aktien ausgezahlt zu werden. „Ick jebe mein Land bar, ick verlange ooch Jeld bar — det heißt, mit juten preuß'schen Konsols will ick mich zufrie-

den jeben," sagte er mit einem Schelmengesicht und steckte die Hände in die Hosentaschen. Er stand breitspurig da: „Sonst wird et nischt mit dem Jeschäft!" Den Vorschlag, der ihm wohlmeinend gemacht wurde, seinen übrigen Grund und Boden auch noch in die Gesellschaft hineinzugeben und Großaktionär zu werden, wies er mit Entrüstung zurück: „Wat soll ick denn dann machen? Immer bei Kiekebuschen sitzen? Nee! Vor der Hand baue ick noch weiter meinen Kohl. Un iebrijens —!" Er zog die Schultern hoch, blinzelte schlau und schlug dann ein schallendes Gelächter auf: „Na, so dumm!"

Auch in den Aufsichtsrat wollte er nicht hinein: „Nee, nee, laß sich man andere damit bemengen!" Zu seiner Frau sagte er: „Ick verstehe ja von so was allens jar nischt, aber det sage ick dir: et is jenug, wenn einer aus der Familie sich verplempert!"

Lene wußte ganz wohl, auf was er anspielte, sie nickte bedenklich: ja, das war eine Sorge mit dem Jakob! Nicht allein, daß der sein Haus heruntergerissen hatte bis zum ersten Stock und einen Neubau draufsetzen ließ, so schwindelhoch, daß man immer denken mußte: trägt die alte Geschichte da unten das auch noch? — er hatte sich auch sonst noch auf allerlei Unternehmungen eingelassen. Jakob war beteiligt bei der ersten Altenburger Zuckerfabrik, Kohlenbau- und Landwirtschaftlichen Industrie-Gesellschaft. Großartig las sich der Prospekt:

‚Zu den gesegnetsten Fluren des deutschen Vaterlandes gehört der Ostkreis des Herzogtums Sachsen-

Altenburg. Die vorzügliche Fruchtbarkeit seines Bodens ist im allgemeinen anerkannt. Aber er birgt auch die wertvollsten unterirdischen Reichtümer — ein Braunkohlenlager von seltener Mächtigkeit, das eine industrielle Entwickelung in Aussicht stellt, welche nur der weckenden und fördernden Hand wartet, um rasch eine dauernde Blüte zu erlangen — — —'

und so ging die verlockende Schilderung weiter und eine hinreißende Rentabilitätsberechnung. Den Aktionären wurde als Mindestes eine Verzinsung von zehn Prozent in Aussicht gestellt.

Jakob hatte den Prospekt den Geschwistern zugeschickt. Und er trug sich auch mit der Absicht, einen Aktienkonsumverein zu gründen.

„Aber jescheit muß er doch mächtig sein," sagte Lene, trotz ihrer Besorgnis, mit einer geheimen Bewunderung.

„J wo!" Gottfried pfiff leise. „Wenn er jescheit wäre, lüde er sich nich so viele Hypotheken auf 'n Hals. Wenn ick bloß wüßte, wo er det Jeld zum Bauen herkriegt; Marianne sagt, bei ihr hat er nich mehr drum anjefragt. Na, nu soll er bloß sorgen, daß er all die Zinsen immer zur Zeit zusammen hat. Un laß da man nur *eine* Wohnung leerstehen — wat dann? Aber det is ja nu mal so, heutzutage. Jeder will jrabschen, un jejründet wird, wat haste, wat kannste, ob einer 'n Strousberg is oder 'n Esel!" Er zuckte die Achseln und vergrub die Hände in den Hosentaschen. „Ick verstehe ja von so wat allens nischt. Et interessiert mich ooch

nich im jeringsten, aber ick meine, die fünf Milliarden haben uns keenen Segen jebracht!"

„Wieso denn nich?" fragte Lene. „Das hat doch aber jar nischt mit Jakob'n zu tun?"

„Ä, sie sind alle verrückt jemacht dadurch," sagte Lietzow ärgerlich und brach das Gespräch ab. — — —

In Tempelhof war das Fieber der Zeit ebensogut zu spüren wie in Groß-Berlin. Aktien, Aktien, Aktien schwirrten durch die Luft; sie waren wie Fliegen, die sich nicht verscheuchen ließen, die immer wieder heransurrten. Jetzt wurden besonders Pferdebahnaktien empfohlen als gute Anlage. Eine Pferdeeisenbahn-Aktiengesellschaft ‚Berlin-Tempelhof' war ins Leben getreten; sie hatte einen Bahnhof gebaut auf Tempelhofer Terrain. Bauer Hahnemann hätte am liebsten sämtliche Aktien allein an sich gerissen: das war mal ein Unternehmen! Alle Welt würde nun von Berlin nach Tempelhof hinausfahren, und die Tempelhofer wiederum fuhren immer nach Berlin herein. Das rentierte sich anders als der langsam ratternde Omnibus!

Und so waren noch viele andere gute Geschäfte zu machen. Die vormals berühmte Hopfsche Brauerei an der Chaussee war schon Aktiengesellschaft gewesen, jetzt aber vergrößerte sie sich bedeutend; sie kaufte noch immer Terrain zu. Wahrhaftig, Großvater Schellnack mußte seinem Ende nahe sein, daß er nicht mehr die Kraft hatte, ‚Nein' zu sagen, als der Amtmann nun losschlug! Die Lüdeckes hatten auch verkauft an eine Handelsgesellschaft, die das Terrain parzellierte, Häuser darauf bauen wollte; die

Straße war schon abgesteckt: ‚Am Tempelhofer Berg‘. Aber den Hauptcoup hatte doch Gottfried Lietzow gemacht. Neunzigtausend Taler hatte damals die Längnick für ihre Ländereien an der Britzer Chaussee bekommen — es war nicht viel länger als zwei Jahre her — und schon hatte er mehr als das Doppelte bekommen! Fünfhundert Taler war jetzt die Quadratrute Sand wert. —

Rieke Längnick war wie betäubt, als sie von Lietzows Verkauf hörte. Die Neuigkeit wurde ihr zugetragen mit einer gewissen Schadenfreude. Eine lange Weile saß sie regungslos. Sie hatte erst kaum begriffen, was sie gehört hatte; von einer großen Summe dämmerte es ihr unklar. Aber dann fuhr sie auf: was, einmalhundertdreiundneunzigtausend Taler? Und sie, was hatte sie bekommen? Einen Pappenstiel!

Beide Fäuste reckte sie in die Höhe und brüllte auf: „Un ich, ich?! Ich bin betrogen!“ Sie schüttelte die gereckten Fäuste.

Aber der, dem ihr Drohen galt, den sie jetzt an der Gurgel gepackt, wenn er vor ihr gestanden, ihn geschüttelt hätte, so heftig wie man einen Baum schüttelt, daß alle Blätter fallen, der war ihr entwischt. Ein Weltmeer streckte sich zwischen ihm und ihr. Mister Brown hatte es neulich seiner Tochter kurz zu wissen getan: nach Australien ging er, wurde Pferdezüchter dort. Die Längnick lachte grell auf: der und Pferdezüchter? Gauner. An den Galgen mit ihm! An den ersten krummen Ast sollte man ihn hängen, den Betrüger!

‚Ich bin betrogen, betrogen!‘ Weiter konnte sie nichts denken. Und dann, nach und nach, wuchs ein Gefühl in ihr auf, das Gefühl eines gewaltigen Unrechts, das an ihr begangen worden war. Waren ihre Äcker nicht ebenso gut wie die Kohlgärten Lietzows? Waren sie nicht ebenso günstig gelegen wie jene? Nein, viel besser!

Wie eine Rasende schnob sie hinaus. Leute, die sie laufen sahen, verwunderten sich: was rannte die Längnick denn wie verrückt?!

Sie rannte hinaus nach der Britzer Chaussee. Da lagen die Äcker, die sie verkauft hatte, noch immer wie früher, das heißt, sie waren nicht mehr bestellt, nur von dem, was einst hier gewesen war, kam noch einiges durch. Verlorene Körner waren aufgegangen, ein paar Halme schossen spärlich und hingen schon zerknickt; hie und da hatte eine Kartoffel gekeimt, eine kraftlose Staude war emporgeschossen. Wilde Kamillen blühten, dazwischen rankte kriechendes Unkraut, alles überwuchernd.

Sie warf sich auf die Kniee und raufte mit beiden Händen das Unkraut aus: das waren i h r e Äcker, ihre kostbaren Äcker! Sie krallte sich ein in die sandige Krume und wühlte darin: ha, das war alles Gold, alles Gold! Aber ihr war es entglitten. Mit einer Verwünschung schleuderte sie den rasch durch die Finger rinnenden leichten Sand weit von sich ab; sie weinte laut. Und dann sprang sie empor und sah wild um sich: betrogen, schmählich betrogen — an wem rächte sie das?!

Planlos irrte sie übers weite Feld, sie rannte sich müde. Rute auf Rute schritt sie ab, Morgen um Morgen. Ha, da waren ja Lietzows Kohlpflanzungen! Noch standen da sein Weißkraut, sein Rotkraut, seine Mohrrüben, seine Kartoffeln, aber schon erhob sich ein Bauzaun. Zwischen den Kohlköpfen wanderten Menschen herum, Männer mit Stangen, und zertrampelten alles. Was schadete ihm das jetzt — pah, zertretenes Gemüse — er hatte ja Gold, so viel Gold dafür eingeerntet!

Das Herz schnürte sich ihr zusammen, ein bittrer Geschmack stieg ihr in den Mund und legte sich ihr auf die Zunge; der Gaumen war ihr wie vertrocknet. Lechzend rang sie nach Luft. Die Füße versagten ihr fast den Dienst, aber sie ging doch noch nicht heim; sie konnte sich nicht trennen. Ihre Augen fuhren unstet umher, hungrig hingen sie am Kohlfeld. Also dafür, für diese paar Strünke hatte der Lietzow das viele Geld gekriegt?! Ihre Äcker waren größer gewesen — mehr Land — aber noch einmal so viel hatte er für die seinen bekommen!

Eine ohnmächtige Verzweiflung packte die Frau: wer gab ihr ihre Äcker wieder, die der Schurke ihr abgeluchst hatte! Jetzt konnte sie sie besser verkaufen. Die Äcker waren nicht mehr wiederzubekommen, und wenn sie die neunzigtausend Taler auch wieder hinzählen würde. Neunzigtausend Taler waren jetzt nichts mehr dafür. Bald waren sie neunmalhunderttausend wert! In der Verzweiflung steigerten sich ihre Vorstellungen, die Summen fanden gar keine Maße mehr; sie sah die

Tausende nur so strömen, aber alle hierher, hierher. Sie war die Betrogene! Wütend verzerrte sich ihr Gesicht.

Als die Männer, die Vermessungen vornahmen, sich ihr näherten, schleuderte sie ihnen einen Blick zu, vor dem sie scheuten.

Was war denn das für ein verrücktes altes Weib, das da wie eine Vogelscheuche stand mit ausgereckten Armen?

Nur zögernd entfernte die Längnick sich. Sie schlorrte langsam nach Hause. Aber nicht über den Hof ging sie in ihr Hinterhaus, stracks vorne hinein ging sie, in die neue Villa. Wie eine Fremde trat sie dort ein. Aber dann pochte sie nicht an wie bei Fremden, sondern trat sogleich ungestüm ein.

Ethel war allein. Sie saß am Flügel, den Kinderwagen mit dem Kleinen hatte sie neben sich stehen.

„Baby hört auch schon zu!" rief sie lächelnd, ohne die Augen von den Tasten zu erheben; sie glaubte, es sei ihr Mann, der da eilig hereintrat. Aus dem träumerischen Chopinschen Nokturno glitt sie liebenswürdig in eine hüpfende Polka über; er sollte doch gleich zum Willkommen etwas ihm Wohlgefallendes hören.

„Is Paule nich da?" fragte hart die Stimme der Längnick.

Da erschrak die junge Frau. Seit die Schwiegermutter sie damals so angefahren hatte wegen des Schmuckes, empfand sie eine Furcht vor ihr, eine Scheu, die sich nicht verlor, wenn jene seitdem auch wieder

freundlich zu ihr gewesen war. Ethel hatte kein Vertrauen zu dieser Freundlichkeit.

Rasch stand sie auf vom Klavier und ging dem Besuch entgegen: „Wünschest du etwas von Paul? Er ist fort, aber er muß bald zurückkommen. Bitte, nimm Platz! Er kann ja auch gleich zu dir kommen, wenn du das lieber willst," setzte sie verlegen hinzu; denn die Schwiegermutter schwieg beharrlich und setzte sich auch nicht.

Was wollte sie denn? Was war nun schon wieder nicht recht?! Der jungen Frau stockte der Atem, sie wußte nicht, was sie noch sagen sollte. Ganz steif stand die Frau da, so groß und so hager. Ethel kam sich selber ganz kleinwinzig vor. Wenn doch Paul käme!

Scheu sah sie zu der großen Gestalt hin; ein Ungewitter braute auf deren Gesicht, die Augen blickten ganz düster. Die junge Frau fühlte den finsteren Blick wie etwas Durchbohrendes. Unwillkürlich wich sie hinter den Wagen des Kindes zurück; sie preßte nervös ihre zarten Hände gegen die Stirn.

Noch immer sagte die Schwiegermutter nichts, aber der Erschrockenen wäre es lieber gewesen, sie hätte laut gescholten. Wenn die es ihr doch sagen möchte, was sie wieder verbrochen hatte! Denn daß ihr der Zorn galt, das fühlte sie.

Vor den überreizten Blicken der verängstigten Frau wuchs die Gestalt der finster Dastehenden, sie wurde drohender und immer drohender, sie wuchs ins Übergroße. Und sie reckte und streckte sich immer, immer noch.

„Was habe ich getan?" Zitternd stieß Ethel die Frage heraus.

Da kam Leben in die starr-drohende, finstere Gestalt. Mit einem einzigen Schritt stand die Längnick der Schwiegertochter nahe gegenüber, schwer schlug ihre Hand auf das Bettchen des Kindes, daß die Daunen stoben: „Du alleine bist schuld dran, du!"

* * *

Ethel hatte es ihrem Manne nicht gesagt, daß sie sich fürchtete. Als er nach Hause gekommen war, vor dem Sofa kniete, ihre matt herabhängende Hand küßte, ihr schmales Gesicht mit seiner breiten Hand ungeschickt streichelte, konnte sie es ihm da sagen, daß ihr so bange war vor seiner Mutter? Es würde ihn zu sehr betrüben. Es war auch dumm, ganz kindisch von ihr, bange zu sein! Diese alte bäuerische Frau, die war zwar grob mit Worten, aber getan — nein, getan hatte die ihr noch nie etwas!

Entschlossen versuchte Ethel ihren gesenkten Kopf, auf dem sie es stets fühlte wie den Druck einer schweren Hand, aufzurichten, sie versuchte ein Lächeln: „Ich bin nervös, Paul, ich fühlte nicht wohl. Du mußt nicht darauf achten, daß ich weinen muß. Nun ist alles schon wieder gut!" Sie küßte ihn.

Und er war selig. Er merkte nicht, daß ihr Lächeln erzwungen war, daß sie zusammenschreckte bei jedem Tritt auf dem Flur. Ethel war eben empfindlich — zart war sie, das sagte auch der Doktor — aber das würde

ja bald wieder besser werden, es lag jetzt in ihrem Zustand.

Sie erwarteten diesen Herbst noch das zweite Kind. Wenn es sich nur nicht gerade so traf, daß das ankam, während er fort war!

Der junge Längnick war einberufen worden zu den Kaisermanövern. Er war zwar eingekommen um Verschiebung seiner Übung — aber ob ihm diese bewilligt werden würde? Nun, schlimmstenfalls war die Mutter ja da!

Pfeifend, die Hände in den Hosentaschen, schlenderte Paul jetzt zu dieser über den Hof; Ethel schickte ihn, die Mutter hatte vorhin nach ihm gefragt.

Rieke Längnick lag im Bett. Daß sie sich hinlegte am hellen Tag, das war noch nie vorgekommen; so lange wenigstens nicht, als der Sohn sich erinnern konnte, und er war ganz erschrocken. „Was fehlt dir, Mutter?"

Aber sie machte nur eine stumm-abwehrende Handbewegung. Fahl, ganz gelbgrün war ihr Gesicht, die Nase spitz; kalter Schweiß brach ihr aus. Sie bekam eine Gallenkolik; man mußte den Doktor holen.

Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß Rieke Längnick krank lag. Doch daß sie es dulden mußte, daß die Schwiegertochter an ihrem Bette saß, ihr die Tropfen reichte, ihr die Umschläge machte, das war schwerer zu ertragen als die entsetzlichsten Schmerzen. Wegen der Schmerzen, die ihren Körper peinigten, hatte die Längnick sich nicht. Sie preßte die Lippen zusammen, wenn die Krämpfe kamen, und unterdrückte das Wimmern,

— nun ja, sie war jetzt hingeworfen, doch würde sie schon bald wieder auf die Beine kommen! Aber wenn sie daran dachte, weshalb sie hier lag, dann konnte sie nicht an sich halten. Von dem Vater betrogen, der ihr dies spillrige Ding auf den Hals geladen! Und nun mußte sie es dulden, daß dieses Halunken Tochter an ihrem Bette saß! Sie stöhnte laut auf.

„Fühlst du wieder krank?“ fragte Ethel mitleidig und legte ihr einen neuen Umschlag auf mit sanfter Hand.

In ohnmächtiger Wut stieß die Kranke mit den Füßen unten gegen die Bettstatt, ihre Hand krampfte sich unter der Decke heimlich zur Faust: nur so viel Kraft, nur so viel Kraft, um die da hinauszuwerfen! Laut ächzte sie; sie wußte es gar nicht, wie laut sie ächzte.

Paul konnte der Mutter Leiden nicht mit ansehen, er lief aus der Stube. Es waren die Arme der Schwiegertochter, die die Längnick stützten und hoben. Es war erstaunlich, mit wieviel Geschick Ethel das tat. Paul, der besorgt war, seine Frau könne sich überanstrengen, ließ eine Wärterin kommen. Aber nun empfand die Längnick erst recht eine Qual: jene, die sie nicht sehen konnte, die sie hätte packen mögen an ihren goldigen Haaren, hinauszerren aus dem Haus, jene, die sie haßte — ja, jetzt haßte sie die! — jene entbehrte sie jetzt, das war Höllenpein. Und sie haßte sie doppelt darum.

Wie faßten die plumpen Hände der teuerbezahlten Person hart und ungeschickt an! Wie ein an der Kette

liegender böser Hund knurrte die Kranke. Es war kein leichter Posten bei ihr.

Die Wärterin seufzte: nichts konnte man der auch recht machen! Sie wäre fortgelaufen, hätte nicht des reichen Längnick Bezahlung sie doch wieder gehalten. Aber sie rächte sich an der Kranken, sie klatschte im Dorf herum.

In Tempelhof lachte man: am eigenen Gift war die Rieke erkrankt, sie hatte sich zu sehr gebost über des Lietzow Einmalhundertdreiundneunzigtausend! Daß sie nur nicht krepierte an dem, was sie herunterschlucken mußte!

Zehntes Kapitel

Pauls Reklamation hatte nichts genützt, er mußte nun doch fort; sechs Wochen sollte er üben. Aber er kam ja nicht allzu weit weg, das war noch ein Trost; im Anfang lagen sie in Königs-Wusterhausen, da konnte er leicht einmal hinüberkommen auf einen Sonntag, um seine Frau zu sehen. Und die Sache würde wohl noch so lange anstehen, bis er wieder zurück war!

Und doch schied er schwer. Er durfte es Ethel gar nicht zeigen, denn auch ihr wurde es schwer. Sowie er davon sprach, füllten sich ihre Augen rasch mit Tränen; sie schlief nachts nicht gut, sie wurde gequält von schweren Träumen. —

Es war am letzten Nachmittag vor dem Ausrücken, als Paul Längnick mit der Mutter auf dem Hofe stand. Die Sonne neigte sich schon.

Oben, vom First der großen Scheune aus, übten sich die jungen Störche; sie mußten bald fort und waren noch ungeschickt genug. Der Storchenvater stand auf einem Bein und beobachtete, mit lautem Geklapper unterwies die Storchenmutter die Jungen. Die taumelten ja wie Betrunkene durch die Luft!

Paul lachte auf: das war ja zu komisch!

Aber Rieke blieb ernst, ihr Gesicht verzog sich nicht zum geringsten Lächeln. Finster richteten sich ihre Augen auf den Scheunenfirst und blieben auf dem Rade haften, das der Storchenpaule da oben einst aufgenagelt hatte, damit die Störche Lust fanden, sich anzusiedeln. Das hatte allezeit Glück gebracht.

Noch waren die Glücksvögel da, immer am alten Platz, noch nie waren sie fortgeflogen auf Nimmerwiedersehen. Wenn sie jetzt auch fortzogen, zum Frühjahr kehrten sie wieder ins heimische Nest. Die Längnick holte tief Atem; wie Wetterleuchten zuckte es über ihr umwölktes Gesicht: solange die Vögel da oben bauten, solange war es den Längnicks noch immer nach Wunsch gegangen!

Sie sah sich um nach der Villa, ihre Augen waren noch finster, aber dann erhellten sie sich plötzlich, wie eine düstere Nacht von fernen Blitzen. Sie schaute wieder hinauf zu den Störchen, unverwandt: wer weiß! Heute rot, morgen tot! Noch gab es eine Hoffnung.

„Paß gut auf, Mutter!" sagte der Sohn.

„Ick wer' schon."

„Und wenn Ethel zu liegen kommen sollte — man kann nich wissen!" Der junge Mann blickte ganz ängstlich. „Du weißt ja, sie is man nur zart, denn paß doppelt auf. Ja, Mutter?" Er sah sie bittend an.

Sie nickte: „Ick wer' schon."

Das war ihm noch nicht genug. Er griff nach ihrer Hand, seine großen wasserblauen Augen, die wie die

eines Knaben blickten, suchten die ihren: „Mutter, nich wahr, du versprichst es mir?“

„Ja doch, ja!“ Sie entzog ihm ihre Hand. Immer noch blickte sie nach der Scheune, sie vermied es, ihm in die Augen zu sehen. Wie er das spillrige Ding, diese Wachspuppe, liebte! Er brauchte keine Angst zu haben, die Haare würde sie der schon nicht ausreißen, und auch nicht die Augen auskratzen, wenn sie auch schuld daran war, daß — ha, an was war d i e alles schuld! Ihr Paul, der ihr pariert hatte allezeit, der nichts, gar nichts anderes gedacht hatte als das, was seine Mutter dachte, der dachte jetzt nur an seine Frau!

Wieder stieg derselbe bittere Geschmack, der sie damals so krank gemacht hatte, der Längnick würgend in die Kehle. Aber sie schluckte ihn nieder. Brennend trat ihr etwas in die Augen — verdammt, wie die Sonne blendete! Rasch wischte sie sich mit dem Handrücken darüber; nun war der verdunkelte Blick wieder scharf. Wer weiß — vielleicht —! Der starre Blick der Frau wurde immer starrer; unbeweglich, ohne zu zwinkern, hingen ihre Augen oben am Storchennest, das jetzt der rote Glanz der sinkenden Sonne wie mit einer Lohe umgab. Der Brand hatte die Vögel da oben nicht vertrieben — und auch der Tod würde sie nicht vertreiben! Sie schöpfte tief Luft. Und jetzt lächelte sie, aber es war etwas Grimmiges in dem Lächeln.

„Ob du ihr 'n Jefallen duhst, det du m i ch ihr zum Aufpasser setzst, det weeß ick nich,“ sagte sie.

„Och, Mutter, sei man nich gleich so! Ethel is doch

so lieb und gut. Du mußt nich gleich alles übelnehmen!"

War sie denn übelnehmerisch? Rieke Längnick war sich dessen gar nicht bewußt. Was der Paule auch heraushören wollte! Sie lachte kurz auf. „Nee, sei man janz unbesorgt, wir wer'n uns schonst verdragen!"

Der junge Mann atmete auf. Mit einer dankbaren Herzlichkeit, wie die Mutter sie lange nicht mehr an ihm zu verspüren geglaubt hatte, ergriff der Sohn ihre Hand: „Ach ja, sorg du man gut für alles!" Er sah sich um mit einem langen Blick, als ob er sich gar nicht losreißen könnte. „Diese Lauseübung! Weißte, Mutter, dazumal war es mir leichter, in 'n Krieg zu gehen, als nu morgen ins Manöver. Zu dumm!" Er schüttelte über sich selber den Kopf.

Immer noch hielt er der Mutter Hand, er hielt sich förmlich fest daran. Die Längnick fühlte, wie es in seinen Fingern zuckte, und sah seine klägliche Miene. Er war doch immer noch wie ein Junge, trotzdem er nun verheiratet war und bald Vater von zwei Kindern! Sie empfand plötzlich ihr Übergewicht, und das machte sie guter Laune. Jetzt konnte sie lachen. Laut dröhnte ihre Stimme über den Hof wie ein Männerbaß.

Die junge Frau, die hinten heraus im Schlafzimmer noch etwas in Pauls Koffer legte, erschrak: wer lachte denn so?! Sie trat ans Fenster. Da kam eben die Schwiegermutter neben Paul über den Hof. Die Frau war größer als der Mann; einen riesigen Schatten warf sie.

Noch blasser werdend, schlich Ethel vom Fenster fort; ihr war auf einmal so kalt geworden, es schauderte sie. Die Sonne war weg, plötzlich verschwunden hinter der alten Scheuer. Der Schatten machte sich breit überall.

— — — — — — — — — — — — — — —

Rieke Längnick hatte die Zügel ergriffen. Es machte ihr Spaß. Also s o ging es bei den jungen Leuten im Haushalt zu?! „Na, ich danke!“ Weiter sagte sie nichts, sie sagte auch das nicht einmal laut, sie sagte es nur bei sich selber. Aber die Wöchnerin las es ihr vom Gesicht ab mit ihren großen, ängstlichen Augen.

Es war wieder ganz gut gegangen, wenn auch nicht so gut wie das erste Mal, merkwürdigerweise. Das kleine Mädchen war eben ein bißchen zu früh in die Welt gekommen und ein bißchen zu rasch. Gerade noch hatte Ethel einen Brief, einen langen Brief an ihren Mann geschrieben — wenn er doch kommen könnte am nächsten Sonntag, und wenn's nur auf zwei Stunden war! Sie hatte dabei geweint. Mitten darin hatte sie aufhören müssen. Eine Stunde später schrie schon das Kind.

Die Längnick hatte keinen Arzt holen zu lassen brauchen, sie konnte auch an Paul telegraphieren: ‚Ein Mädel, alles gut.‘ Aber am Abend verlangte die junge Frau, daß man den Doktor hole. Die Schwiegermutter fragte: „Nanu, warum denn?“

Sie hatte noch gar nicht nach ihm geschickt, da fragte Ethel schon wieder: „Kommt er jetzt bald?“

Das war wirklich unausstehlich, dies Gehabe! Mur-

rend fügte die Schwiegermutter sich drein. Aber als nun der Knecht zu Doktor Schmidt kam, war dieser gerade nach außerhalb geholt worden.

„Na, denn kommt er eben morgen früh,“ sagte die Längnick. „Wat soll er denn och, et fehlt dir ja nischt!“

Nein, eigentlich fehlte ihr nichts, und doch sehnte sich die junge Frau so brennend nach Hilfe. Sie war schwach wie ein Kind, nein, noch viel schwächer; gänzlich wehrlos. Platt lag sie auf ihrem Marterbett, wie gebunden an allen Gliedern.

Die Wärterin war schlafen geschickt worden, die Längnick selber wollte die Nacht bei der Schwiegertochter wachen; sie hatte ja aufzupassen versprochen. Ein Nachtlichtchen brannte, sehen konnte man dabei so gut wie nichts, nicht einmal herumstricken; es wurde ihr bald die Zeit lang. Die Augen wollten ihr zufallen — die Wöchnerin rührte sich nicht — da legte sie sich auf Pauls Bett.

Ethel, die vor Mattigkeit ein wenig schlummerte, wachte auf. Ein Röcheln hatte sie geweckt; sie wußte zuerst nicht, woher es kam. Aufrichten konnte sie sich vor Schwäche nicht, sie konnte auch gar nicht klar denken. Zitternd stieß sie nur einen Seufzer aus. Da hörte das Röcheln auf.

Grob brummte die Wächterin: „Nanu, was 's denn los?“ Und dann setzte des Röcheln wieder ein mit erneuter Stärke. Die Längnick schnarchte. Es hörte sich an wie eine Säge, die durch hartes Holz fährt. Es

raspelte wie eine Eisenraspel, es schnarrte wie ein verrostetes Uhrwerk.

Ethel konnte keinen Schlummer mehr finden. O, das war schrecklich! Auf dem Bett, wo sonst Paul gelegen hatte, da, ihr so nahe, da lag die Frau, vor der sie Furcht hatte; jetzt doppelte Furcht. Die große Nähe bedrückte sie. Der Atem der Schnarchenden fuhr sie an; er wehte wie Sturm. Ein unsägliches Angstgefühl erfaßte die Einsame. Alle Energie, deren sie noch fähig war, raffte sie zusammen: warum sich fürchten?! Aber sie fürchtete sich eben, wenn sie auch nicht wußte warum. Es war so dunkel hier! Das Nachtlichtchen verlosch. Nun krochen die Schatten der Nacht noch näher heran.

‚Licht, Licht!‘ stöhnte es auf in Ethel, aber sie wagte nicht, es laut zu sagen. Wenn sie rief, dann wurde die Schnarcherin ja wach, dann sagte die wieder: „Nanu!“ Eine nervöse Scheu vor der groben Stimme hielt die junge Frau zurück. Lieber im Dunkeln liegen wie im finsteren Grabe, als diese Stimme hören!

Aber Ethel weinte. Stumme Tränen der Schwäche rannen unaufhaltsam über ihr Gesicht. Sie konnte sich keinen Augenblick über das kleine Mädchen freuen. Ja, wenn Paul da wäre! Das hätte sie nie gedacht, daß sie ihn doch s o lieb haben könnte! Damals hatte sie seine Hand gefaßt, aus dem Wunsch heraus, eine Heimat zu haben, nicht wieder dahin, dorthin zu müssen, überall nicht zu Hause zu sein; nirgends war ja der Vater lange geblieben.

Unruhig kreisten ihre Gedanken: ob es an dem Va=

ter gelegen hatte, oder an den anderen Leuten? Und immer, wenn es zum Wechsel kam, wenn er etwas aufgab, um wieder etwas anderes anzufangen, war ein häßlicher Ärger dabei gewesen. Ach! Und ihr Schmuck war falsch, und doch hatte er ihn ihr geschenkt für echt — ach! Nun wußte sie, warum die Mutter, an die sie sich nur noch erinnern konnte von frühester Kinderzeit her, so viel geweint hatte. Aber böse war der Vater nicht, o nein, nicht böse — böse war etwas ganz anderes!

Unwillkürlich drehte Ethel den Kopf nach der Seite des anderen Bettes: da lag sie, die mit den kalten Augen, mit den Blicken, die durchbohrten, die stechen wollten vor Haß. Was hatte sie der nur getan?! Wenn es doch erst Morgen wäre!

Die rastlos Denkende bangte sich unendlich in der finsteren Nacht. Leise hörte sie das Neugeborene greinen. Armes Kindchen, wenn du keine Mutter mehr hättest?! Nein — unter Tränen jagte Ethel diesen Gedanken weg — sie mußte ja leben, Pauls wegen, der Kinder wegen, wenn die Frau da, die jetzt so fühllos schnarchte, während sie sich hier in Pein verzehrte, ihr auch den Tod wünschte. Ja, das wünschte die!

Ins Dunkle hinein nickte die fieberhaft Erregte. Sie steigerte sich immer mehr in ihren Phantasieen. Ihr mattes Herz fing rascher an zu klopfen, die Pulse hämmerten, die Schläfen stachen. Sie hätte aufspringen mögen, entfliehen — aber, ach, sie konnte ja nicht! In wirrem Halbschlummer lag sie so bis zum Morgen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Durch die Stuben der neuen Villa ging mit gewichtigem Schritt die Längnick. Sammetpfoten brauchte sie nicht, sie ging auf derben Lederschuhen, die beständig knarrten.

Was sollte all der Plunder?! Mit mißbilligendem Blick musterte sie die Bilder an den Wänden, die farbigen Tapeten, die Decken und Deckchen, die Vasen und Nippes, all das, was Pauls Liebe für seine Frau hier zusammengetragen hatte. Kräftig schlug sie den Flügel zu; er stand offen, Ethel hatte noch am letzten Tage darauf gespielt.

So dröhnend klappte der Deckel, daß die kranke Frau im Schlafzimmer die Augen schloß in halber Ohnmacht: klang da nicht ein Hammerschlag? Dumpf und hohl? Ach, man hämmerte einen Sarg zu!

Am Flügel stand die Längnick und schlug bekräftigend mehrmals hintereinander stark mit der Faust darauf: klirrend tönte es innen nach; die Saiten bebten wie in erschrockenem Wehlaut — so eine Wirtschaft, eine unerhörte Wirtschaft! Wenn das der selige Längnick wüßte, wie hier geaast wurde mit seinem Gelde! Es war Zeit gewesen, daß sie gekommen war und dazwischen fuhr.

Das würde sie Paul aber gleich sagen, wenn er etwa am Sonntag kam: die Köchin, das freche Mensch, mußte raus! Und zwar sofort. Lieber wollte sie so lange selber in der Küche stehen und kochen, als daß sie zusah, wie die Verschwenderin Kartoffeln schälte. Die halben Kartoffeln schnitt sie weg. Und was für eine

Butter die gebrauchte! Konnte sie nicht Schweineschmalz zum Braten und Backen nehmen und Hammeltalg, um das Gemüse zu schmälzen? Und was für eine Unverschämtheit, noch zu sagen: ‚Det ißt unsre Madam nich!‘ Als ob die mit einem silbernen Löffel im Munde geboren worden wäre, die englische Hungerleiderin, die nicht einmal ein Hemd auf dem Leibe gehabt hatte, nur lauter falschen Schmuck!

Aus — ein, aus der Küche in die Wochenstube, aus der Wochenstube in die Küche ging Rieke Längnick. Sie räsonierte laut.

„Ach, laß doch, bitte,“ bat die schwache Frau im Bett. „Wenn ich erst wieder auf sein werde, dann will ich ja —“ Sie verstummte. Ein Blick hatte sie getroffen, vor dem sie sich duckte wie ein Kind, das geschlagen zu werden fürchtet. Sie zog sich die Decke bis zum Kinn herauf. Sie schloß die Augen; die Ohren hätte sie sich am liebsten auch zugehalten: nichts sehen, nichts hören!

Aber sie hörte doch, wie die Schwiegermutter an Schränke und Schubladen ging, wie sie aufschloß und kramte, und — krach, krach — die Schübe wieder hineinstieß und die Schranktüren zuwarf.

In einer nervösen Unruhe lag die Wöchnerin, sie traute sich nicht zu schlafen. Was machte die Schwiegermutter nun? Wohin ging er nun schon wieder, der schwere Schritt, der übers Parkett stampfte wie über schollernden Acker?! In Ethels Augen kam kein Schlaf. Und immer lauschte sie: horch, dröhnte da nicht schon

wieder jene Stimme, die so zankte und wetterte? Jetzt aus der Küche herauf! Jetzt nebenan aus dem Kinderzimmer! Ach, wenn doch Paul käme!

„Paul! Paul!" Aber still, daß sie es nicht hörte! Erschrocken unterdrückte die Kranke den Sehnsuchtsruf. Bald — bald — er kam ja am Sonntag! Dann würde sie in seinen Armen ruhen — o, sie freute sich so darauf! Er hielt sie sicher an seiner Brust; darin pochte ein Herz, das pochte nur für sie.

Eine zarte Röte stieg in das blasse Leidensgesicht. Die junge Frau lächelte plötzlich verschämt: sagen würde sie ihm dann das, was sie ihm noch nie gesagt hatte, nicht in der Brautzeit und nicht am Hochzeitstag. Jetzt konnte sie es ja sagen, jetzt sprach sie ja wahr: „Ich liebe dich sehr!"

Die zarte Röte vertiefte sich, sie wurde zum stärkeren Rot. Auf der Wöchnerin Wangen blühten zwei Rosen auf.

„Hm, Fieber," sagte der Arzt bedenklich.

Na, was machte das! Die Längnick legte nicht weiter Gewicht darauf. „Det kommt öfters vor!"

Aber das Fieber stieg.

Jetzt hörte die junge Frau nicht mehr das Trapsen der Schwiegermutter, ihr Heraus und Herein, ihr Durchsuchen und Schelten. Ihre Ohren hörten andere Laute — Liebesworte, selig-vertraute. Ihre Gedanken kreisten nicht unruhig mehr, sie kamen zur Ruh.

Still-glücklich lag Ethel da. Ihre Augen sahen in

ferne Weiten. Jetzt breitete ihre Seele die Schwingen aus — jetzt konnte sie fliegen. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Ein Telegramm wurde geschickt an den Ehemann; nun kam er noch vor dem Sonntag, auf den sie gehofft hatte. Aber er kam doch schon zu spät.

Mit einem Schmerzensgebrüll wie ein verwundetes Tier stürzte Paul Längnick nieder am Totenbett seiner jungen Frau. Verzweifelt reckte er die geballten Fäuste, er heulte wild: „Warum hast du nich aufgepaßt? Mutter, Mutter!"

„Ick habe aufjepaßt!" sprach da die Längnick.

Elftes Kapitel

Hanne Badekow seufzte, als sie den Tod der jungen Frau erfuhr: „Die Jungen müssen fort, die Alten müssen bleiben!“ Ach ja, wenn es auch ganz schön war, zu leben, am Ende wurde man doch müde!

Nun rüstete sich alles zur Begräbnisfeierlichkeit. Es war eine ‚große Leiche‘; eine volle Stunde wurde geläutet. Ganz Tempelhof nahm teil am Leichenbegängnis. Die neue Villa war dicht belagert von Menschen. Es waren viele hineingegangen und hatten sich die Engländerin noch einmal angesehen.

Ethel Brown war aufgebahrt vorn in dem großen Zimmer bei ihrem Flügel. Da lag sie in einem kostspieligen Sarg. Der Sargdeckel mit den silbernen Beschlägen und den Engelsköpfchen lag daneben am Boden; gleich sollte zugenagelt werden.

Hulda Lietzow war auch unter den Neugierigen. Das Kind hatte sich mit hineingeschlichen; es hatte die glückliche Gelegenheit erwischt, in das feine Zimmer zu kommen, aus dem einmal süße Töne zu ihm gedrungen waren, heller Glanz, der große Schimmer des Glücks. Ach, da war ja die rote Tapete, der goldene Bilder=

rahmen, der Kronleuchter mit den vielen Kerzen! Und da war auch sie — sie!

Huldas neugierig-unruhige Blicke wurden starr; sie schlich noch einen Schritt näher heran. Ganz nahe stand sie nun bei der Märchengestalt, sie verschlang sie mit den Augen.

Ein weißes Kleid hatte die heute an — fein — aus Seide war es. Das mußte rauschen! Mit einer Diamantbrosche war das Kleid vorn zugesteckt — ja, die Längnicks, die hatten's dazu, die waren so reich! Und einen Kranz hatte sie auf aus Myrtengrün, mit weißen Blümchen und Knospen aus Wachs.

Rieke Längnick hatte die Schwiegertochter geschmückt. Sie selber hatte ihr das Brautkleid angezogen, die weißen Atlasschuhe, die durchbrochenen Strümpfe, und wieder wie damals am Hochzeitstag mit schwerer Hand ihr den Kranz auf den Scheitel gedrückt. Die Längnick dachte an alles, sie sorgte für alles; sie hatte selbst nicht vergessen, das spitzenbesetzte Brauttaschentuch der Toten zwischen die zusammengelegten Hände zu stecken.

Das Kind sah alles. Es sah auch die langen Wimpern auf den zarten Wangen ruhen; leicht geschlossen nur waren die Lider. Die machte jetzt gewiß gleich wieder die Augen auf! Und wie freundlich der Mund war, gerade, als wollte er lächeln. O, die war ja so lieb, so schön!

Kein Grausen des Todes faßte das Kind an. Es war voller Entzücken. Nur ein bißchen Rot auf den Wangen fehlte, sonst war die weiße Frau gerade wie

das Schneewittchen, von dem es im Märchenbuch gelesen hatte. Schneewittchen hatte auch so dagelegen im Sarg, weil die böse Königin es umgebracht hatte, aber die sieben Zwerge, die traurig den Sarg bewachten, die sahen auf einmal, wie Schneewittchen — ach!

Ein plötzliches jähes Entsetzen befiel das Kind: der Sarg hier, der war ja nicht von Glas!

Ein paar schwarze Männer waren hereingekommen, sie nahmen den Sargdeckel vom Boden auf; sie hoben ihn nur mit Mühe, er war groß und schwer und dick, aus Eichenholz. Sie legten ihn über Schneewittchen.

„Huh!“ Einen Laut des Schreckens stieß das Kind aus, einen unterdrückten Angstschrei: ach, nun konnte die n i e mehr aufstehen! Jetzt ward es des Todes Grausen inne, verzweifelt hub es ein Weinen an.

„St! Stille doch! Raus!“ Eine Hand riß Hulda fort, man stieß sie hinaus.

Drinnen dumpfe Hammerschläge; sie nagelten den Sarg zu.

— — — — — — — — — — — — — — —

Immerfort, immerfort läutete Tempelhofs Glocke. Der Kirchhof war zu klein, alle heute Nachfolgenden zu fassen.

Hätten die Längnicks nicht hier das Erbbegräbnis gehabt, so hätte die junge Frau auf den neuen Kirchhof gemußt; auf dem alten wurden nicht Stellen mehr vergeben. Alles war besetzt.

Zwischen den Gräbern stand man dichtgedrängt;

Männer, die Hüte in der Hand, Frauen, die Schnupftücher an die Augen führend. Ein Gesangverein sang, es war sehr ergreifend. Kinder belagerten die Kirchhofspforte, der Küster wollte sie verjagen, er brachte sie nicht fort. Und auf den Ästen der Templer Bäume, die jetzt zum Park der Engländer gehörten, saßen rittlings größere Burschen und guckten herüber.

Der letzte Vers des ‚Es ist bestimmt in Gottes Rat‘ war verklungen, der Prediger sprach das Schlußwort. Nun schwebte der Sarg an den Stricken hinab in die Gruft.

Rieke Längnick hatte sich nach Paul umgesehen; der Totengräber präsentierte ihm eben die Schaufel voll Erde — er langte nicht zu. Der Kopf hing ihm auf die Brust, er sah nicht, er hörte nicht; ein paar Männer mußten ihn unter den Armen stützen, kaum hielten sie ihn so aufrecht. Da trat s i e heran, festen Schrittes, und warf statt seiner die drei ersten Hände voll der Toten nach. Sie hatte ordentlich zugegriffen, hart prasselten die trockenen Erdschollen; dumpf dröhnte es unten, es tönte aus der Grube eine laute Klage herauf. Aber gelassen trat die Längnick zurück.

Sie war wieder ganz die Alte. Von der Krankheit, die sie vor ein paar Monaten so arg mitgenommen hatte, war ihr jetzt nichts mehr anzumerken; sie sah wieder ganz aus wie früher, hager, aber kräftig, ein von kleinen blauen Äderchen durchschossenes Bauernrot auf den Backenknochen. Sie reichte allen, die mit Leid getragen hatten, die Hand; bei dem Geistlichen bedankte sie sich

für die schöne Rede in wohlgesetzten Worten. Alles, wie es sich gehörte. Nur als sich Paul von den ihn haltenden Männern losriß und mit einem Aufschrei seiner Frau nachstürzen wollte in die noch nicht zugeschaufelte Gruft, erblaßte sie für einen Augenblick. Sie biß sich auf die Lippen.

Das mußte ihr aber doch zu arg sein, daß ihr einziger Sohn solch ein Unglück hatte! Mit leisem Geschnüffele begleiteten die Frauen mitleidig das wilde Schluchzen des jungen Witwers.

Er ließ sich jetzt von seiner Mutter fortführen. Sie winkte allen ab, sie ging ganz allein, langsam, mit ihm dem Ausgang zu. Sein Kopf lag auf ihrer Schulter. — — — —

Alle anderen waren nun auch gegangen. Es hatte lange gedauert, bis sich der Kirchhof leerte, denn das war ein Fall, über den man sich gar nicht genug erzählen konnte. Wie hatte der arme Mensch ausgesehen! Wie ein Irrer, ganz wahnsinnig vor Schmerz. Es war aber auch zu schrecklich, daß die Frau ihm hatte sterben müssen, so jung und so glücklich! Was fing er nun an mit den zwei kleinen Kindern? Er würde wieder heiraten müssen.

Aber andere, die klüger waren, schüttelten die Köpfe: als ob die Längnick eine Schwiegertochter leiden möchte! Mit der Engländerin war es noch so eben gegangen, die war ein sanftes Geschöpf gewesen — aber mit einer anderen?!

Gottfried Lietzow faßte seine Frau unter den Arm:

„Komm, Leneken, nach Hause. Et is mir orndtlich uf 'n Magen jeschlagen. Brrr! Ick jloobe, ick muß 'nen kleenen Kümmel trinken. Et schuddert mir!“

Das Ehepaar Lietzow wollte auch die Mutter zu einem kleinen Kümmel mitnehmen — sie mußte ja bei ihnen vorbei — aber die Badekow wollte nicht mitkommen.

„Ick sehe mir hier erst noch 'n bißken um,“ sagte sie.

„Na, det kennste doch hier allens zur Jenüge, Mutter,“ meinte Gottfried. Aber Lene wisperte ihm zu: „Sie will alleine sein. Sie hat jetzt manchmal so'ne Schauern!“

So gingen denn alle, nur Hanne Badekow blieb noch da. Langsam wanderte sie zwischen den Gräbern umher. Bald stand sie hier still, bald da, betrachtete einen Stein, der schief und schon halb eingesunken im dunkel wuchernden Efeu stand, strich die Ranken zur Seite und buchstabierte 1529 heraus. Ja, das war auch ein Badekow gewesen! Gürgen Badekow, Kirchspielvogt und weiland Schulze von Tempelhove. Hier herum lagen sie alle. Ein ganzes Geschlecht. Ob sie nun auch weiter hier liegen würden? Nein. Nur sie kam noch auf die Erbbegräbnisstelle, die dort an der Mauer von ihres Schwiegervaters Vaters-Vater selig angelegt worden war; weiter ging keiner mehr rein. Aber sie würden wohl überhaupt kaum mehr in Tempelhof zu liegen kommen — vielleicht der Johann noch — wer weiß, wo die anderen sich hin zerstreuten?!

Ein bitteres Gefühl stieg in der alten Frau auf, sie

mußte es gewaltsam niederkämpfen: nein, sie wollte nicht ungerecht sein. Die Kinder sind nun einmal nicht mehr, wie die Alten sind; sie können es auch gar nicht mehr sein, das Leben ist jetzt so anders! Wenn sie sich jetzt umsah, hier, wo man sonst nichts gesehen hatte, als hinter der kleinen Kirche die waldigen Bäume des Templer Gartens, den dunklen Wallgraben, und draußen vor der Mauerpforte den Dorfpfuhl in grasbewachsener Mulde, und rechts und links davon nichts als Gärten und Felder, nichts gehört hatte, als zur Sommerzeit das wohlige Quakquak der Frösche und im Herbst das behagliche Klippklapp in den Scheunen, jetzt sah man auch hier etwas anderes, und hörte auch etwas anderes. Im vorigen Jahre noch hatten sie um diese Zeit wacker gedroschen! Vergebens horchte die alte Frau: es war nichts mehr davon zu hören. Und auf den Feldern wurde nicht Dung mehr gefahren, nicht mehr bestellt zur Winteraussaat.

Ach, und da hinter dem Birkenwäldchen, nach Schöneberg zu, auf Gottfrieds Acker, stand der schöne Kohl nicht mehr! Alles war wüste gemacht, Menschen trampelten darauf herum. Herrgott! Die Badekow befiel ein plötzlicher Schreck: sie würden doch nicht jetzt, schon jetzt zu bauen anfangen?!

Und schmerzlicher noch als das, was sie sah und hörte, hatte sie es im Gefühl: hier kamen einst hohe Häuser hin statt der niedrigen; hier wurde alles anders. Tempelhof gab seinen Grund und Boden her. Aber dann stand das Dorf selber auch nicht mehr fest. Seine

Kinder — ihre eigenen Kinder wollten nicht Bauern mehr sein. Lene und ihr Mann würden sich nun wohl auch eine Villa bauen. Die Schwiegertochter Grete hatte erst neulich zu ihr gesagt: ‚Mutter, wenn Sie tot sind, denn verkauft Johann, denn ziehen wir nach Berlin.‘ Auguste und Jakob wohnten ja schon dort. Ach, und Mieke?!

Eine unbestimmte Angst zitterte plötzlich über das Gesicht der Frau. Sie stand am Grabe ihres Mannes, vor der Tafel, auf der mit Goldschrift Geburtstag und Todesdatum verzeichnet waren, und darüber:

‚Selig sind die Toten!‘

Mechanisch bückte sie sich und zupfte ein paar dürre Blätter aus den Rhododendronbüschen, die schon alle die Knospen fürs kommende Frühjahr zeigten, rupfte jede nicht mehr ganz gute Blume aus den Kränzen der künstlichen Rosen, mit denen sie immer wieder seine Ruhestätte schmückte. Mit der Mieke war das eine böse Sache, es war jetzt gar nicht mehr fertig zu werden mit dem Mädchen. Immer raus, rein; und dösiger wurde sie dabei alle Tage!

„Badekow,“ sagte die Frau ganz laut, kniete nieder und legte die Hand aufs Kopfende seines Hügels, „Badekow, nu sage man bloß, wie det kommt, dat det Mächen so verkehrt is? Ich bin bange!“

Sie seufzte aus bekümmerter Mutterbrust. Aber der Vater da unten gab keinen Seufzer zurück.

Da erhob sie sich von den Knieen, strich an ihrem Kleid herunter und klopfte die Erde davon ab. „Adjö,

Badekow!“ Sie nickte ihrem Mann zu. Noch ein prüfender Blick: war denn auch alles wieder schön in Ordnung? Und dann ging sie.

Langsam, wie müde, schritt sie durch die Mitte der Linden. Rechts war Gottfrieds Haus, sie ging ganz auf die linke Seite hinüber: die würden sie sonst sehen und mit Gewalt herüberholen, und — nein, sie mochte jetzt nicht.

Vor Karl Lietzows Haus saß die kleine Tochter. Die alte Frau wunderte sich: es war doch schon frisch, die Blätter fielen, und die Kleine saß noch auf den Steinstufen im kattunenen Kleidchen?!

Ein Buch hielt Hulda auf dem Schoß; links von ihr saß ein schwarzer Teckel, rechts von ihr der andere. Den glatthaarigen schwarzen Kopf hielt sie tief geneigt, sie las ihren Teckeln vor mit singender Stimme:

„Und als die böse Königin nun ihren Spiegel befragte:

‚Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?‘

da sagte das Spieglein:

‚Ihr, Frau Königin, seid die Schönste allhier!‘

Da war die Königin froh in ihrem Herzen, denn Schneewittchen war ja nun tot . . .“

Die Badekow schüttelte den Kopf im Weitergehen: so ein dummer Unsinn! Sie hatte ihren Kindern nie Märchenbücher zu lesen gegeben. Und doch war etwas Wahres in dem Unsinn — sie stutzte. Die Rieke schien auch wirklich nicht sonderlich unglücklich, daß die junge

Schwiegertochter gestorben war. Ja, nun war sie wieder Herrscherin, ganz alleine, das sollte ihr wohl gefallen!

Einen nachdenklichen Blick warf Hanne hinüber zum Haus des Todes. Hinter der neuen Villa ragte der alte Scheunengiebel; das Nest darauf war jetzt leer. —

Zu Hause fand die Badekow eine Überraschung vor. In der Stube saß Auguste Paschke am Fenster.

„Na, so was!“ Die Mutter schlug die Hände zusammen. „Ick habe dir ja jar nich erwartet. Na, aber nu leg man ab, sitz nich so da. Wir haben eben die arme kleine Frau von drüben bejraben. Aber nu freue ick mir doch!“

Es war etwas Herzliches in der Art, wie Hanne Badekow ihre Auguste begrüßte. Die kam ja auch so selten. Die Mutter nahm ihr selber den Hut ab: „Na, so, Kind, nu setz dir man uf't Kanapee. Ick will man bloß rasch jehn, dir 'nen Kaffee kochen. Du hast ja janz kalte Potekens!“

„Laß doch, Mutter. Ich kann ja auch mitkommen,“ setzte Auguste zögernd hinzu.

„Nee, nee, bleib man sitzen. Weißte, früher dürffste nie uf't Kanapee. Nu derffste!“ Die Alte lief geschäftig nach der Küche, Mieke war nicht da, sie machte rasch selber Feuer an.

Währenddessen blieb Auguste in der Stube. Die war ihr so vertraut. Am selben Platz stand noch dieselbe Tasse, an der Wand im selben Rähmchen hing noch dieselbe Photographie. Jeder Stuhl war noch am sel=

den Platz. Und hier auf dem Sofa lagen dieselben gehäkelten Deckchen, die sie kannte seit Jahren und Jahren schon; und dasselbe Kissen lag darauf mit dem Perlenhund und der grünen Kreuzstichfüllung. Nur auf der Spiegelkonsole war etwas Neues hinzugekommen. Da stand ein Bild von ihr und ihrem Mann. Gleich nach der Hochzeit hatten sie es machen lassen, im Brautstaat. Nun war das auch schon bald drei Jahre her!

Auguste stand auf, nahm das Bild in die Hand und betrachtete es mit verängstigten Augen. Kein gutes Bild von ihr, gar nicht vorteilhaft! Sie seufzte. Wie alt sie darauf aussah! Aber Julius sah hübsch aus. Und hübsch war er noch immer. Sie lächelte trübe. Wenn sie ihm nur die Hoffnung bringen konnte, daß die Mutter aushalf! Hoffnung, Hoffnung — nein, er wollte die feste Zusicherung. ‚Sieh man zu, daß du auf alle Fälle Geld rauskriegst! Die zehntausend Mark mindestens. Ich m u ß sie haben. Ich will sie haben!‘ Er hatte dabei mit dem Fuß aufgestampft. ‚Wozu hab ich denn 'ne vermögende Frau geheiratet?! Wenn du d a s nich mal kannst!‘

‚Ja, ja,‘ hatte sie versichert, ‚ich gehe schon!‘ Sie hatte darauf gewartet, aber er hatte ihr nicht einmal einen Kuß mit auf den Weg gegeben. Hätte er ihr doch einen gegeben! Dann würde sie jetzt hier nicht so zaghaft sein, dann würde sie Mut haben; was würde es ihr dann ausmachen, wenn ihre Mutter auch gegen sie anging — alle anderen — wenn nur ihr Mann in Liebe ganz eins mit ihr war?!

Die Tür knarrte, Auguste erschrak. Das Bild fiel ihr aus der Hand, es klirrte am Boden.

„Aber Juste,“ sagte die Badekow vorwurfsvoll und las die Scherben zusammen. „Det jute Bild!“

„Ich finde es gar nich gut!“ Auguste sagte es mit blassen Lippen. „Ich sehe darauf aus wie seine Großmutter. Laß, laß doch, Mutter!“ Sie versuchte die Knieende am Auflesen zu hindern. „Kehr alles zusammen, schmeiß es in den Ofen!“

„I, wo wer' ick!“ Die Badekow hatte alles aufgesammelt, nun versuchte sie vorsichtig, die noch zwischen Rahmen und Photographie steckenden Glassplitter zu entfernen. „Siehste, o je, nu biste dazu noch janz verkratzt!“

Auguste hatte ihr das Bild aus der Hand gerissen: „Ich mag es nich leiden, ich mag es nich sehen!“

„Der Mensch kann nich anders aussehen, als wie er is. Aber laß man, Juste, es muß auch so'ne jeben!“

Die Tochter sagte nichts darauf. Sie saß stumm da. Sie mochte auch nicht Kaffee trinken, sie rührte nur in ihrer Tasse herum.

Die Badekow sah sich das eine Weile mit an. „Na,“ sagte sie dann endlich, „warum biste denn eijentlich jekommen?“

„Ich —?!“ Auguste versuchte völlig harmlos zu tun.

„Ja, du. Denn daß de was uf'm Herzen hast, det kann doch 'n Blinder sehen. Also man los, wat willste?“ Scharf sah die Mutter ihre Tochter an.

Diese erbleichte. „Geld,“ sagte sie leise.

„Jeld — wozu?“ Die Badekow erblaßte auch: kamen denn ihre Berliner Kinder immer nur nach Geld?! „Jeld — wozu brauchste't denn?“ Ach was, am Ende wollte die Auguste ihrem Mann ein besonders großes Weihnachtsgeschenk machen — das Zigarrengeschäft ging ja so gut! Die Mutter beruhigte sich.

„Julius hat verloren. An der Börse,“ flüsterte die blasse Frau. Man konnte sie kaum verstehen.

Aber ‚verloren‘, und ‚an der Börse‘, das verstand die Badekow sofort. „Wat?“ Ihre Hand schlug derb auf den Tisch, „en Börsenjobber is der Windhund ooch noch jeworden?!“ Es fuhr ihr so heraus. Sie hatte Auguste nicht kränken wollen, aber unwillkürlich drängte sich ihr die Bezeichnung, mit der die anderen der Familie Julius Paschke immer benannten, auf die Lippen. Sie war empört. Die dreißigtausend Taler, ihrer Tochter Mitgift, weg?! Aber mehr als das empörte sie Augustens Anblick. Wie saß die denn da?! Ganz zusammengesunken wie eine alte Frau, und der Blick, den sie jetzt scheu-bittend zur Mutter erhob, hatte etwas Herzzerreißendes.

„Julius hat eben Pech gehabt!“ Es sollte trotzig klingen, Auguste wollte den Kopf in den Nacken werfen, aber verschwiegenes Leid drückte ihn ihr gleich wieder herunter. „Andere gehen doch auch an die Börse — alle Welt geht jetzt an die Börse,“ murmelte sie. „Er hat 'nen Freund, der ist so reich dadurch geworden — ach, nur Herr Rosenthal hat ihn dazu verführt!“

„Papperlappapp. Schieb nich andere vor!“ Die Badekow sagte es streng. „Det Nicharbeitenwollen und doch Schnellreichwerden hat ihn verführt. Jawoll —“ sie lachte kurz auf und betrachtete ihre Hände, die trotz der Schonzeit des Alters Arbeitshände geblieben waren — „det Reichwerden jeht nich in eins, zwei, drei. Sage man bloß, wie kannste det zulassen, det dein Mann an der Börse spielt?!“

„Ich habe ja auch gesagt, er möchte das doch lieber sein lassen, aber —“

„Du bist 'ne Jans!“ Die Badekow kriegte einen ganz roten Kopf. „Is et dein Jeld, oder is et sein Jeld, he?“

Auguste antwortete nicht. Immer tiefer senkte sie den Kopf; als sei sie gebrochen im Rücken, so klappte sie vornüber.

Die Mutter polterte los; sie war sonst gar nicht so heftig — das Geld wäre auch schon zu verschmerzen, Auguste kriegte ja noch mal genug — aber ging dieser Paschke, dieser Windhund, mit dem Mädel auch ordentlich um?! Ein großes Mitleid überkam plötzlich Hanne Badekow. Sie setzte sich dicht neben die Tochter und zog deren Kopf an ihre Schulter.

Auguste weinte leise.

„Na, Juste, Justeken!“ Sie klopfte auf den gebeugten Nacken. „Na, na, Justeken!“

Ein tief-inneres Schluchzen erschütterte die spärliche Gestalt.

Der Badekow wurde ganz ängstlich. „Er is doch nich etwa schlecht zu dir, Juste?“

Auguste hielt an sich, ihr Schluchzen hörte plötzlich auf, rasch hob sie den Kopf von der Schulter der Mutter, eine flammende Röte übergoß ihr verhärmtes Gesicht.

„Du hast ja noch Muttern," sagte die Badekow weich. „Hier kannste immer kommen. Dein Bette steht noch oben, leg dir man rein. Der Paschke — na, wir werden schon sehen!"

Da schrie Auguste auf: „Schlecht?! Mein Mann schlecht zu mir?!" Sie brach in ein hysterisches Gelächter aus, ein Gelächter zwischen Lachen und Weinen. „Julius ist reizend — ja, reizend ist er zu mir — er hat mich sehr lieb — sehr lieb — lieb — sehr lieb!" Das versicherte sie immer wieder.

„Na, denn is't ja schön," sagte die Badekow. Sie sah die Tochter im Rot der Scham, sie sah die unruhige Angst in ihren Augen. Auguste log wohl? Oder machte das arme Ding sich selber was vor?! Aber die Mutter sagte nichts mehr davon. Wozu Auguste noch mehr erregen? Wenn sie denn durchaus wollte — eigensinnig wie ein störrisches Pferd war sie immer gewesen — dann mußte sie sich auch allein durchfinden.

Auguste weinte nicht mehr. Mit funkelnden Augen saß sie da. „Willste uns aushelfen?" sagte sie jetzt ganz fest. „Julius hat auf Anraten von Rosenthal Kaschau-Oderberger gekauft — sie standen schon ziemlich hoch — sie gingen rasch herauf — man dachte, sie würden noch höher steigen."

„Du redest ja wie'n Jeschäftsmann!“ Die Badekow nickte. „Na, und denn?“

„Dann hätte Julius natürlich gleich verkauft. Aber da —“ sie stockte.

„Da — bums!“ Die alte Frau stand vom Sofa auf. „So'n Krach is immer janz in der Ordnung. Wat spekulieren die Leute denn? Ick will dir wat sagen, mein Dochter!“ Sie reckte ihre kleine Gestalt ganz energisch. „Von mir kriegt ihr nischt!“

Auguste riß die Augen weit auf, ganz entsetzt sah sie die Mutter starr an.

„Nee, mein Kind!“ Die Badekow schüttelte verneinend. „Da is mir mein Jeld doch zu schade vor, det schöne Jeld!“

„Ich habe aber doch Geld!“ brauste Auguste auf.

„Vor der Hand is noch allens mein Jeld. Un Jott sei Dank,“ sagte die alte Frau ganz ruhig. „Un Dank ooch Badekown. Wenn der mich nich zum Erben einjesetzt hätte un euch erst nachher — na! Wer weiß, wie froh du noch mal bist, det ick jetzt ‚Nee‘ sage!“

Auguste lachte schrill; sie war auch aufgesprungen, sie stand vor der Mutter: „Du sagst wirklich ‚Nein‘?! Dem Jakob hast du doch auch gegeben. Und wenn der jetzt käme, der kriegte, der —“ das Schluchzen kam ihr wieder, es stieß sie förmlich — „der kriegte si—sich—“

„Sicher ooch nischt mehr,“ ergänzte die Badekow. Aber der Jammer kam nun auch ihr, durch die Ruhe ihrer Stimme zitterte ein Klang von Herzensqual: „Kinder, Kinder, wat soll ick denn machen?! Die Welt is

doll jeworden, ihr seid et mit. Wie kann ich euch besser helfen, als det ick von jetzt ab immer sage: Nee!"

„Mutter!" Auguste ergriff ihre beiden Hände, preßte sie fast schmerzhaft in verzweifelnder Angst: „Ich kann nich nach Hause kommen ohne was. Ich darf nich nach Hause kommen. Julius — ach Gott, Julius — er wird außer sich sein. Er — Mutter, Mutter!" Sie weinte laut heraus. „Wenigstens zehntausend Taler gib mir doch!"

„Keinen Pfennig!" Unerbittlich stand die kleine Frau da.

Auguste war wieder aufs Sofa gesunken, sie hielt sich die Hände vors Gesicht.

Jetzt sagte die Mutter: „Aber d u kannst zu mir kommen, Juste. Allezeit!" Sie machte eine Bewegung, als wollte sie die Arme ausbreiten.

Aber die Tochter sah diese Bewegung nicht, oder wollte sie nicht sehen. Beleidigt schrie sie auf: „Ich werde nie kommen, nie, nie, nie, daß du's weißt! Bei meinem Julius bleibe ich, zu meinem Julius gehöre ich. Und wenn ihr auch alle auf ihn schimpft, wenn ihr alle kein Verständnis für ihn habt, ich lasse nichts auf ihn kommen. Nichts, gar nichts. Ich — ich liebe ihn!" Sie riß ihren Hut, ihre Mantille an sich: „Ich gehe!"

Aus dem Zimmer war sie in wilder Flucht, ehe die Mutter noch zum Bewußtsein kam. Aber draußen auf dem Flur zögerte sie doch noch einen Augenblick — würde die Mutter sie nicht zurückrufen?!

Aber die Badekow rief sie nicht zurück. Sie stand

in der Stube, wo sie gestanden hatte, als die Tochter wie eine Wilde hinausgestürzt war, und faltete die Hände vor ihrer Brust. Sie mußte sich sammeln. Das war ein Ansturm gewesen — ach, sie hatte sich kaum halten können dagegen!

Einen tiefen Seufzer stieß sie aus, im Herzen schmerzte sie etwas sehr. Ach, und wenn die Auguste nun am Ende noch gar dächte, ihre Mutter hätte sie nicht lieb?!

— — — — — — — — — — — — — — —

„Mutter spricht gar nicht von Augusten; ob es der eigentlich nicht gut geht?!“ sagte Marianne Badekow. Sie war bei Johann zum Besuch. Die verschiedenen Geschwister waren durchgeredet worden.

Rund und rosig saß die Millionenwitwe da, nett anzusehen mit ihren blanken Augen und dem freundlichen Mund. So ähnlich mußte Mutter Badekow auch einmal ausgesehen haben, als sie noch jung war. Die reiche Witwe hatte einen Sakko-Plüschmantel an und einen Hut mit Straußenfedern auf nach der neuen Mode. „Wenn Auguste etwa Geld brauchen sollte? Was is denn das groß! Ich kann's ihr ja geben. Ich will doch mal gleich 'rübergehen und mit Muttern reden!“ Sie stand auf.

Aber die Schwägerin Grete, die neben ihr auf dem Sofa saß, zog sie wieder nieder, und Johann sagte: „Das laß mal lieber sein, Marianne. Du tust Muttern keinen Jefallen damit. Wieviel is dir der Jakob denn schon schuldig?!“

„Ach, reden wir nich drüber!" Die behäbige Frau errötete wie ein junges Mädchen. „Laß doch schon, Johann, laß! Jakob is so'n guter Kerl, und wer weiß —," ein etwas träumerisches Blicken kam in ihre munteren Augen — „am Ende nehme ich mir noch eins von seinen vielen an Kindes Statt an!"

„Na ja, er hat ja jenug!" Johann lachte gezwungen, er blickte bedenklich. „So jerne ich es dir gönnen möchte — 'n Kind — aber!" Er schüttelte den Kopf. „Mit der Mutter, der Jule, ist doch zu wenig los!"

„Sie is so unjebildet," sagte Frau Grete, „man merkt ihr an, woher sie is. Nee, wie konnte Jakob sich bloß d i e heiraten?!"

„Das 's auch so'n Streich von ihm," sagte Johann ärgerlich. Über den Jakob hatte man doch schon zu oft den Kopf schütteln müssen. Die Jule war zwar ein hübsches Mädchen gewesen damals und hatte dem Junggesellen auch ganz ordentlich den Haushalt geführt, aber was hatte er sie denn gleich zu heiraten gebraucht!

„Das war doch eigentlich nur anständig von ihm," sagte Marianne.

„Na, ja doch!" Johann kratzte sich den Kopf. „Wir sind ja auch alle janz anständig zu ihr!"

„Aber wohl fühlt sie sich in der Familie doch nich," sagte Grete. „Sie fühlt es, sie jehört da nich rein!" Die geborene Schellnack rümpfte die Nase. Sie sah die Schwägerin Marianne, vor der sie sonst einen großen Respekt hatte, ganz mitleidig an: „‚Nur anständig' von ihm, sagste? Du hast wohl auch was von Jakob

seinen neumodschen Ideen? Na, der is bös reingefallen. Weiter kann se nischt, als Kinder kriegen un Kinder kriegen — das kostet erstens viel Jeld und zweitens wird es langweilig auf die Dauer. Ich jlaube, dem Jakob is das auch schon lange langweilig!"

Johann sah seine Frau bewundernd an: das war eine Kluge! Die hatte was von ihrem Großvater; der alte Schellnack hörte auch noch das Gras wachsen, trotzdem er jetzt nicht mehr aufstehen konnte aus seinem Sessel. Johann nickte: „Jrete hat recht. Jakob fühlt sich zudem auch nich wohl in seinem Metjeh — der hätte nie mit Muttern auf'm Marcht gesessen. Was, Jrete —" er blinzelte seine Frau an, mit einem ungeschickten Versuch, zu scherzen — „wenn wir hier verkaufen, denn machen wir in Berlin 'n jroßes Jeschäft auf?"

„Das sollte mir fehlen!" Sie verstand seinen Spaß nicht gleich; schon wollte sie empört auffahren, aber dann sagte sie: „Wir leben unser Jeld. Und unsre Jungens studieren."

Zwölftes Kapitel

„Nee, ick baue keene Filla," sagte Gottfried Lietzow zu seiner Frau. „Ick habe Angst jekriegt beim Paule, die Filla hat ihm kein Jlück gebracht. Un denn macht et auch ville Kosten un noch viel mehr Radau!"

Lene war nicht damit einverstanden. Lene hatte sicher darauf gerechnet, bald in einem schönen neuen Hause zu wohnen. Der Herbst war ins Land gezogen, seit Gottfried verkauft hatte, nun war man im Winter drin, aber wenn es nun bald Frühling wurde, hätte man so schön anfangen können zu bauen. Lange schon hatte sie gebohrt, aber ihr Gottfried schien stets keine Ohren zu haben.

Nun stellte sie ihn aber heute einmal. Die Nacht hatte sie einen schönen Traum gehabt, und vorhin, als sie mit einem kleinen Umweg an Längnicks Villa vorübergekommen war, hatte ihr die wiederum sehr in die Augen gestochen. Ihre alte reparaturbedürftige Kate gefiel ihr gar nicht mehr.

„Du, wann fängste denn nu an?!" Sie strich ihm dabei zärtlich den Haarschopf aus den Augen.

„Jar nich. Ick habe jerne meine Jemütlichkeit. Jebaut wird nich!"

„Nee, so'n Mann!“ Sie schlug die Hände zusammen. Gemütlichkeit! Um nicht das bißchen Baustaub und Bauspektakel zu haben! War das etwa Gemütlichkeit, wenn sie sich so quälen mußte mit den gänzlich unmodernen Einrichtungen in diesem ungemütlichen alten Haus? Jeden Eimer Wasser mußte man vom Hofe hereinschleppen und sich die Seele aus dem Leibe pumpen; und keinen Ausguß hatte man, alles mußte man nach außen wieder abtragen. Und wenn es kalt war und man draußen im Bretterhäuschen neben der Dunggrube vielleicht etwas lange sitzen mußte, dann konnte man anfrieren. Und zudem war es so graulich, wenn es nicht ganz hell mehr war, dorthin zu gehen. Und dann nirgendswo Gas! Längnicks hatten schon Gas in der Küche und im Speisezimmer. Tempelhof sollte ja nun überhaupt bald Gasbeleuchtung unten den Linden kriegen. Sie aber mußte noch mit Petroleum herumkokeln, und wenn man etwas anfaßte, hatte man gleich Petroleumflecken dran. Und sehen konnte man dabei auch gar nichts! Sie redete sich nach und nach in eine Empörung hinein.

„Na, na, Leneken,“ sagte er und faßte sie um. „Denn wundert mir doppelt, daß du jesehen hast, wat ick für'n famoser Kerl bin!“

„Och du!“ Sie gab ihm einen Backenstreich. Aber dann wurde sie gleich wieder ernsthaft: nein, es war wirklich nicht mehr zum Aushalten! Nun hatte man das viele Geld, es war einem so in den Schoß gefallen, man konnte sich wirklich was dafür antun, und nun wollte er nicht!

„Ick wer' dir vorne an'n Einjang Jlas reinmachen lassen," sagte er, „denn kannste da sitzen un Bohnen schnippeln un Strümpe stoppen, ooch wenn et zugt!"

Nein, das wollte sie nicht; das hätten sie sich ja schon längst machen lassen können, die Veranda verglasen, dazu brauchten sie nicht erst so viel Geld zu haben! Sie schmollte.

Er wollte sie mit einem zärtlichen Spaß versöhnen, derb kniff er sie. Aber da kam er schlecht an.

„Laß mich in Ruh!" Sie war eine Badekow, die Badekows hatten alle ihren Kopf. Die Tür hinter sich zuschlagend, lief sie ins Schlafzimmer, nahm da Kapuze und Pelerine und machte sich zornrot auf den Weg. Nein, jetzt lief sie aber fort — zur Mutter!

Doch als sie schon bald dort angekommen war, fiel ihr ein: was sollte sie denn zur Mutter sagen?! Mit einer gewissen zögernden Verlegenheit trat sie ein.

Die alte Frau war beim Kartoffelschälen; sie schälte immer für den Haushalt des Sohnes mit. Lene war froh, die Mutter beschäftigt zu finden — dann guckte die doch nicht so scharf — gleich setzte sie sich auch hin und schälte mit. Dabei überlegte sie: was die Mutter wohl dachte, daß sie so ankam am hellichten Werktagvormittag?!

Aber die Badekow sagte: „So, nu kannste aufhören," und ging dann und trug die Kartoffeln hinüber zu Johanns.

Lene blieb allein sitzen. Sie war an arbeiten gewöhnt: was sollte sie nun machen? Vergebens sah sie

sich hier nach Arbeit um. Es war alles blitzblank. Und da stand noch Kohl von gestern, der war nur zu wärmen, und das Stückchen Fleisch im Topf, das schmorte ja von ganz alleine — was mochten die zu Hause sich wohl jetzt zusammenkochen? Nein, aber sie ging doch nicht, sie blieb hier über Mittag, mochte Gottfried mal sehen, wie es schmeckte ohne sie!

Ganz verbissen setzte sie sich auf einen Schemel. Die Mutter kam noch immer nicht zurück. Es war recht langweilig. Jetzt kamen zu Hause die Kinder aus der Schule! Johanna fragte immer gleich: „Wo is Mutter?" und auch Fritz kam in die Küche gelaufen, hob den Deckel von jedem Topf, und sie mußte ihm auf die Finger klopfen. Die würden sich schön wundern, wo Mutter steckte. Wahrhaftig, es konnte einem hier aller Appetit vergehen!

Es stieg ihr etwas in die Kehle und blieb ihr da wie ein Pfropf sitzen. Ein Glück, daß Mieke jetzt kam, da konnte sie die doch wenigstens anfahren. „Wo treibste dich denn immer rum? Läßt Muttern alle Arbeit alleine tun und legst dich aufs Faulenzen. Wo biste jewesen?"

Da lachte Mieke sie an, recht blöde. Sie nahm es gar nicht übel, daß die ältere Schwester mit ihr zankte, sondern ging, noch immer lachend, aus der Küche ins Wohnzimmer, stellte sich da vor den Spiegel und gaffte starr hinein.

So eine dumme, eitle Person! Lene war tief verstimmt. Aber sie fragte die Mutter doch, als diese nun endlich wiederkam: „Kann ich bei euch zum Essen blei-

ben?" Sie wagte es dabei nicht, die Mutter anzusehen, denn sie erwartete, diese würde nun eine Erklärung verlangen.

Aber die Badekow sagte ganz ruhig: „Jewiß. Eß nur mit!" Sie schien gar nichts Besonderes dabei zu finden, daß Lene heute bei ihr Mittagbrot essen wollte und nicht bei Mann und Kindern.

Lene fühlte das eigentlich wie eine Enttäuschung: Gott, wie hatte sie sich doch bei der Mutter beklagen wollen, daß sie es so schwer hatte in dem alten, verwohnten, unpraktischen Haus! — Aber hier war es ja auch nicht anders! Das fiel ihr plötzlich ein. Und zugleich, daß die Mutter ihr nicht recht geben würde, wenn sie nach einem Neubau verlangte. Wie dumm, daß sie hierhergekommen war — aber nein, nach Hause ging sie doch nicht!

Die Mutter setzte sich nach dem Essen in den Lehnstuhl beim Ofen und schlief bald ein. Die Tochter setzte sich ans Fenster. Was sollte sie machen? In der Küche der Mieke abwaschen helfen? Gott, das bißchen, da lohnte es sich ja gar nicht, mit anzufangen! Stricken? Sie hatte ja kein Strickzeug. Zu dumm, hätte sie doch wenigstens das mitgebracht! Gottfried hatte so sehr neue Strümpfe nötig.

Sie starrte gelangweilt hinaus auf die Straße; sie fühlte sich grenzenlos überflüssig hier. Immer sehnsüchtiger schauten ihre Augen die Straße hinunter: kam denn niemand, um sie nach Hause zu holen? Fragte denn gar, gar niemand nach ihr?

Tränen fingen an, ihre Augen zu füllen; sie mußte ganz starr blicken, ohne zu zwinkern, sonst wären sie ihr über die Backen gerannt. Da fühlte sie einen Blick auf sich ruhen. Sie drehte den Kopf — die Mutter schlief nicht, sondern sah sie aufmerksam an.

Lene wurde glühend rot: au weh, ging's jetzt los?!

„Na, nu komm," sagte aber die alte Frau ganz freundlich, stand auf, ging zur Kommode, holte sich ein gehäkeltes Kopftüchelchen heraus und schlug den Dreieckschal um. Sie griff nach der Hand der Tochter.

Aber diese trumpfte auf: „Nee, ich jehe nich mit. Nee, ich bleibe hier!"

Da lachte Hanne Badekow: „Du bist wohl keene verheirat'te Frau, wat? Biste 'ne störr'sche Kuh, die durch't Dorf rennt, und rennt sich selber den Kopp ein?! Ihr eßt 'ne Stunde später, dat 's man jut. Da kommste noch jrade zurecht nach Hause. Jetzt man los, dalli, det dein Jottfried nich erst merkt, wie dämlich de bist!" Energisch zog sie die Tochter mit sich fort.

Und diese ließ sich ziehen. — —

„Leneken," sagte am Abend Gottfried Lietzow zu seiner Frau, „soll ick nu bauen?"

Da fiel sie ihm um den Hals; er wußte nicht, lachte sie oder weinte sie.

„Na, na," sagte er schmunzelnd und klopfte ihr den Rücken. „Nee, aber ick tue et doch nich. Aber weißte wat, Leneken? Ick lasse mir un dir malen. Lebensjroß un in Öl. Beim allerersten Künstler. Bei 'm Anton von Werner sojar. Kost't et wat et kost't! Denn haben

unsre Kinder mal en schönes Andenken, un du hast jetzt schon wat für deine jute Stube!“

* * *

Diese gute Stube hatten alle Badekows Töchter mitbekommen, alle drei ganz genau dieselbe. Die Garnitur — Sofa und zwei Sessel — in kornblumenblauem Plüsch; dazu ein giftgrüner Teppich, ein Spiegel über vergoldeter Konsole, ein Sofatisch zum Ausziehen, auf dem eine rote Tuchdecke mit goldgelber Grec-Bordüre lag. Und in der Mitte auf dem Tisch stand die Schale von Alabaster, darin alle Geburtstags- und Neujahrsgratulationen gesammelt wurden, alle Hochzeitseinladungen und Geburtsanzeigen, die man je bekommen hatte. Auf der Spiegelkonsole blühte ein großes Bukett von Makartwedeln und Pfauenfedern, künstliche Rosen und Kornblumen waren hineingesteckt. An der Sofawand reihten sich die Photographien der Verwandten, und rechts und links von dem Spiegel paradierte je ein Öldruck in breitem Goldrahmen: ‚Des Landwehrmannes Abschied‘ und ‚Die kleinen Gratulanten‘. —

Es wäre noch grade Platz, zwei Porträts aufzuhängen! Frau Lietzows Blick ging herum: oder wo wurden die sonst am besten untergebracht? Eigentlich schade, die Wände so zu verdecken! Hier war voriges Jahr erst neu tapeziert worden, ganz kornblumenblau, zu den Möbeln passend, und so schön mit Rosenknospensträußchen darin.

Frau Lene nahm heute die weißen Leinenkappen von Sofa und Sesseln, zog den Tisch aus, legte zwei Platten

ein und wischte Staub überall; rückte auch die hohen grauen Steintöpfe, die, mit Schweinsblase zugebunden, in langer Reihe unter den beiden Fenstern standen, dichter an die Wand.

Hier hielt sich das Eingemachte immer so gut; für gewöhnlich wurde nicht geheizt. Aber heute heizte sie. Schon fing eine modrige Wärme an, das nie benutzte und selten gelüftete Zimmer zu durchhauchen.

Lene trippelte geschäftig hin und her, sie hatte einen hochroten Kopf. Heute abend kam die Familie, und sie hatte noch drei Gänse zu füllen, und das Abziehen der dicken Aale, das ihr der Knecht besorgen sollte, zu beaufsichtigen. —

„Jottfried,“ hatte Johann gesagt, „es is wirklich höchste Zeit, daß wir mal über Aujusten reden. Un daß wir uns auch mal 'n bißchen um Jakob kümmern!“

„Na, also 'ne Jerichtssitzung. Bong!“

„Un laß uns bei dir zusammenkommen, Schwager. Ich möchte es Muttern nich antun — im eigenen Hause, das 's doch immer so, da sind se doch immer wie ihr Besuch — un Mutter, Mutter is — se is denn eben so —“

„Na ja, ick verstehe schon,“ unterbrach Gottfried lachend den nach Worten Suchenden. „Mutter soll ihnen mal jründlich die Leviten lesen. Na also!“ —

Auguste hatte man nicht aufgefordert zu kommen, es war besser, sie war nicht dabei. Aber Jakob hatte man eingeladen, und er hatte angenommen; daß seine Frau mitkam, wäre nun gerade nicht nötig gewesen.

Um halb sieben schon waren sie versammelt. Die

Kinder waren früh ins Bett gesteckt worden, die Läden waren vorgelegt, es konnte niemand lauschen. Nun konnte es losgehen.

Hinter dem bereits gedeckten Tisch saß Mutter Badekow; sie hatte heute die feine Haube mit den Goldspitzen aufgesetzt.

Marianne saß im Sessel im schwarzen Seidenkleid. Die junge Witwe trug sich, wenn es irgend anging, immer in Seide, die spannte sich prall über ihren vollen Busen. Es kam Gottfried stets eine unwiderstehliche Lust an, ein bißchen darauf zu trommeln.

Beide Frauen saßen steif und stumm da.

Den Platz neben der Badekow auf dem Sofa hatte Jakobs Frau eingenommen; sie sah noch abgemergelter und vergangener aus neben der behaglichen Frische der Millionenwitwe. Julie kam höchst selten heraus nach Tempelhof. Aber man hatte sie begrüßt, wie es sich gehörte, das empfand sie mit Genugtuung.

„Na, lassen Se sich ooch endlich mal bei uns sehen?“ hatte Lietzow gesagt. „Ick jloobe, in den sieben Jahren, det Sie den Jakob bejlücken, sind Se noch nich siebenmal hier jewesen!“

„Das 's nich meine Schuld,“ sagte sie rasch.

Ein Gespräch wollte nicht in Fluß kommen.

Rastlos glitten die Augen Juliens in der Stube umher. Sie suchte in den Mienen zu lesen: wie gefiel sie, machte sie auch den nötigen Eindruck? Sie war immer unsicher.

Lange hatte sie geschwankt: sollte sie mitgehen, oder

sollte sie nicht mitgehen? Gern ging sie nicht. Aber Jakob hatte ihr abgeredet, und gerade darum war sie mitgekommen. Sie war nun seine Frau, und daß sie einst seine Dienstmagd gewesen war, das ging keinen anderen was an. Und niemand sollte ihr es anmerken, daß sie als Kind barfuß die Gänse gehütet hatte für die reiche Ökonomenfrau, und auch, daß sie zuerst, als sie in die Stadt gekommen war, nur Laufpudel gewesen war bei dem kleinen Budiker ganz hinten in der Prenzlauer Allee. Jetzt war sie Madam, jetzt hatte ihr Mann einen großen Laden, jetzt wohnte sie im eigenen Haus, jetzt kleidete sie sich städtisch. Die frühere Magd suchte etwas darin, nach neuester Mode gekleidet zu gehen.

Mutter Badekow trug immer den Rock im selben schlichten Schnitt, um den Bund kraus gezogen, und die glatte Taille vorn herunter mit Steinnußknöpfen geknöpft und rund herum mit einem kleinen Schößchen. Lene Lietzow band die große Ginghamschürze nur ab, wenn sie auf die Straße ging, selbst dann nicht immer; und sogar das schwere Seidenkleid der reichen Witwe verleugnete immer noch nicht ganz die Verwandtschaft mit dem von Generation auf Generation vererbten bäuerischen Schnitt.

Julie Badekow dagegen erstickte fast in Falbeln und Blenden, in Volants und Garnierungen. Das Haar hatte sie sich zu Simpelfransen verschnitten, und sie hatte sich zum Abend frisieren lassen. Mit städtischer Modekenntnis musterten ihre Blicke das ganz

glatte, in der Mitte schlicht gescheitelte Haar der reichen Witwe. Von Kopf bis zu Fuß Mariannes hielt sie Musterung. Das war ihres Mannes Lieblingsschwester, die, von der er öfters sprach! In einem eifersüchtigen Anfall verzog sich ihre Miene. Und dann hingen ihre Blicke an Jakob: das war i h r Mann, i h r Mann, er gehörte ganz allein ihr!

Jakob stand mit dem Rücken gegen den Kachelofen gelehnt; es kam ihm so frostig vor. Er war zu lange nicht mehr hier draußen gewesen. Johann machte ein toternstes Gesicht, und Gottfried hatte ihn gleich gefragt: „Na, wat macht'n der Neubau?“ Er fühlte es, sie waren nicht einverstanden mit seinen Unternehmungen. Aber konnte ihn das kümmern? Doch, doch. Er hing doch noch an ihnen, wenn er auch ganz aus den Verhältnissen herausgewachsen war. Gottfried war ein heller Kopf, der m u ß t e es doch einsehen, wenn er's ihm klarlegte, welch ungeheure Vorteile es brachte, jetzt zu bauen.

Lebhaft setzte Jakob das nun auseinander. Die Nachfrage nach Wohnungen war ganz ungeheuer. Wenn er für die zwei Wohnungen im ersten Stock je zweitausend Taler rechnete — für die im zweiten je fünfzehnhundert — für die im dritten je tausend, so brauchte er im vierten Stock von jeder Partei nur vierhundert Taler zu nehmen, und er war schon über und über heraus. Das Anlagekapital verzinste sich glatt zu sieben Prozent!

„Un wo wohnst d u?“ fragte Gottfried.

„Na, nich gerade im ersten Stock!“ Jakob lachte. Es wurde ihm wärmer, wie er so laut von seinen hoffnungsvollen Aussichten sprach. „Wir werden wohl die Wohnung im zweiten Stock nehmen. Die kostet mich ja so gut wie gar nichts, wenn ich bedenke, wie sehr mein Geschäft sich erweitert. Und unten neben das Verkaufslokal kommen die Räume des Aktienkonsumvereins hin. Ihr solltet nur mal sehen, was das für Räumlichkeiten sind — großartig! Kommt doch mal hin, seht sie euch doch mal an!“ Er hatte Herzlichkeit im Ton. „Ich würde mich so freuen!“

„Na ja, det können wir ja mal,“ sagte Lietzow. Und auch Johann nickte.

„Aber sage bloß,“ fuhr Gottfried neugierig fort und faßte Jakob vorn am Rockknopf, „woher haste denn bloß det Jeld zum Bauen?“

„I ch hab' es ihm nich gegeben,“ sagte Marianne rasch und wurde rot dabei.

Jakob nickte ihr gutmütig lächelnd zu: „Nee, nee, du nich, Jannchen, du brauchst dich gar nich zu entschuldigen. — Geld kann man doch jetzt kriegen so viel man will,“ erklärte er, sich zu den beiden Männern wendend. „Die Baubank streckt das Kapital vor. Das erste Jahr braucht man nich mal Zinsen zu zahlen. So baut jetzt alle Welt!“

„Ach,“ sagte Johann.

Lietzow stieß einen leisen Pfiff aus.

Dann war's eine Weile ganz still im Zimmer, bis Gottfried wieder anfing: „'n Aktienkonsumverein —

wat heißt det eijentlich? Wer jründet denn da noch außer dir?"

„O, 'ne ganze Menge Leute. Nicht lange, und die Aktien werden an der Börse gehandelt!"

„An de Börse?" Wie ein Schreckensruf klang es vom Sofa her. Die alte Badekow hatte ihn ausgestoßen; sie war ganz blaß geworden.

„Aber Mutterchen!" Jakob amüsierte sich. „Was haste denn? Was ihr euch unter der Börse vorstellt! Die scheint der reine Bubuh für euch! Das ist ein sehr segensreiches Institut. Ohne Börse kein Welthandel, überhaupt kein Weltverkehr, keine Verbindung von Norden und Süden, von Osten und Westen, von hüben und drüben. Die Börse ist vollkommen international. Sie verbrüdert alle Völker. Sie verschmilzt aber auch arm und reich. Es gibt durch sie kaum eine unkorrigierbare Armut mehr — morgen schon kann der Arme 'n reicher Mann sein!"

„Un der reiche 'n armer!" Gottfried sagte es trocken; er schnitt sein komischstes Gesicht dabei, aber niemand lachte.

Ein flüchtiger Ärger zuckte in Jakobs Mienen, doch er ließ sich nicht die Laune verderben, er w o l l t e sie sich nicht verderben lassen. „Jeder faßt's eben auf, wie er's versteht," sagte er achselzuckend. Aber dann legte er Gottfried die Hand auf die Schulter, eine fast kindliche Sorglosigkeit erheiterte sein angenehmes Gesicht: „Warte man, mein Junge, wir sprechen uns wieder. Ich bin voll der sichersten Hoffnungen. Seit Jahren bin ich

nich so vergnügt gewesen — lieber Gott, das Leben ist ja so eintönig, so verdrießlich! Und immer so hinterm Ladentisch stehen? Um aus der Haut zu fahren! Jetzt lebe ich in der angenehmsten Spannung, jetzt lebe ich erst auf, jetzt h a b e ich doch endlich was, was mich interessiert. Ich —" er brach plötzlich ab. Sein Blick war dem seiner Frau begegnet.

Fast verzehrend hingen Julies Augen an ihrem Mann. Eine glühende Röte war ihr ins Gesicht geschlagen; abgezirkelt brannten Flecke auf ihren Backenknochen. „Was redste?" rief sie schrill. „Un wir, wir sind dir nichts?! Ich?! Meine Kinder?! Nichts hättste jehabt, was dich interessiert?! Was dir Freude macht?! Jetzt erst endlich was?! 'n schöner Kerl!" Fast schreiend klang ihre Stimme. „Verleugnen tut er einen, wenn er draußen is bei seiner reichen Verwandtschaft, man is ihm denn auf einmal nich mehr jut jenug, man —"

„St!" Schnell gefaßt war Gottfried neben der zitternd Erregten; sie war emporgefahren, er drückte sie wieder in die Sofaecke und klopfte sie dann auf die Schulter: „Aber so war det doch nich jemeint, Frau Jule!"

„S o war das doch nich gemeint!" Jakob beeilte sich, es nachzusagen, aber tonlos klang seine Stimme. Sein eben aufgestrahltes Gesicht verlor plötzlich allen Glanz; er sah müde aus, abgespannt, förmlich gealtert. Es war eine kaum mehr zu unterdrückende Gereiztheit in seinem Ton: „Jule versteht mich nich!" Er zuckte

die Achseln. „Sie kann mich nich verstehen. Ein Mann will doch eine ihn ausfüllende Beschäftigung haben. Sie begreift es nich, daß ich nich immer Kinder wiegen mag!“

„Och du un Kinder wiegen! Den ganzen Tag läuft er fort!“ In zornige Tränen brach die Frau aus, sie klagte den Mann an vor seinen Verwandten. Jetzt wollte sie's einmal sagen, jetzt, wie er immer war! Den ganzen Kopf hatte er mit Dummheiten voll, mit Sachen, die keinen Pfennig einbrachten. Und um den Laden kümmerte er sich nicht, dem Ladenschwengel überließ er alles, und der machte sicher Schmu. Immer hatte er was zu besprechen — ‚Konfrorenzen‘, so sagte er — heute, morgen, und ließ sie allein sitzen. Nichts hatte sie mehr von ihm, denn wenn er endlich kam, hatte er anderes im Sinn. Das neue Haus auf der anderen Straßenseite, das Haus ihnen gerade gegenüber, was jetzt fertig war, das hatte ihn so verrückt gemacht, das war schuld an allem! „Das verfluchte Haus! 'n Donnerwetter soll drinschlagen! Die verdammte Bude!“ Wie ein Fuhrknecht fing die modisch gekleidete Frau an zu schimpfen.

Jakob zuckte zusammen, bei jedem Schimpfwort aufs neue.

Gottfrieds Gutmütigkeit bedauerte ihn: war der hereingefallen! Schlimmer mit der Frau wie mit seinem Neubau und seinem Aktienkonsumverein. Mitleidig suchte er nach etwas, um das Gespräch auf anderes zu bringen; es war nicht gerade das Geschickteste, was er

nun ergriff: „Wie steht et denn mit die Altenburger Zuckerfabrik, mit die famose Industriejesellschaft?"

„Gut." Jakob antwortete kurz. Dies war sonst sein Lieblingsprojekt, und er hatte sich vorgenommen gehabt, heute die Geschwister zu überreden, Aktionäre zu werden; wenigstens Marianne hatte er sicher zu gewinnen gehofft. Aber er suchte jetzt vergebens nach den geeigneten Worten, nach den Worten, die Schwung hatten und Schwung gaben. Er konnte eine hoffnungslose Müdigkeit nicht abschütteln, die ihn plötzlich überkommen hatte. Ach, diese Jule, diese Jule, wie konnte sie ihn und sich selber nur so blamieren?!

Es war ganz still im Zimmer geworden, die Stimme der Frau schrillte nicht mehr, aber diese Stille empfand des Gatten Ohr ebenso peinvoll.

Ganz langsam, ganz bedächtig sagte jetzt Johann — er war noch immer bei den zu vermietenden Wohnungen in Jakobs Neubau —: „Wenn du nu aber eine oder zwei Wohnungen leer zu stehen hast?!" Das hätte er jetzt nicht sagen sollen; er hätte es auch nicht gesagt, wenn seine Grete schon dagewesen wäre. Aber die kam etwas später nach, sie brachte erst die Zwillinge zu Bett. „Wenn du nu eine oder zwei Wohnungen leer zu stehen hast?" Er wiederholte es hartnäckig.

„Hab ich aber nich," schrie Jakob gereizt. Was, kam der ihm nun auch noch und wollte ihn ärgern?! „Die Leute werden mir das Haus einrennen. Mit Kußhand werde ich die Wohnungen los. Es gibt ja gar nich genug Wohnungen in Berlin. Lest ihr denn

keine Zeitungen? Seid ihr denn wie vor den Kopf geschlagen? In Scharen ziehen ja die Leute vor die Tore — Bretterbuden haben sie sich da aufgeschlagen — hier auf dem Felde könnt ihr's alle Tage sehen. Die Wohnungsnot spottet jeder Beschreibung. In alten Eisenbahnwagen sogar hausen sie!"

„Na, die, die in den Eisenbahnwagens kampieren un aufs Tempelhofer Feld, die werden ja wohl nich jerade deine Wohnungen zu zweitausend, fufzehnhundert un so weiter beziehen. Det is ja man bloß die Zufuhr aus der Provinz, kleine, janz kleine Leute. Schön lackiert sind se, wenn se jejlaubt haben, in Berlin sind die Straßen mit Talers jepflastert. Lieber Sohn, deine Mieten sind verdammt hoch. Un wer so viel bezahlen kann, der zieht nich jerade in dein Haus!"

„Warum denn nich?" Beleidigt flammte Jakob auf.

„Ach laß doch," sagte Marianne. Sie war aufgestanden und kam zu den Männern heran an den Ofen. „Er wird sicher vermieten. Nich wahr, Jakob?"

Er hörte nicht die versöhnende Stimme der Schwester; er war zu sehr gereizt worden heute. Seine Nervosität machte sich in einem schallenden Gelächter Luft: „Himmel, diese Bauern, diese Bauern! Sie sehen nicht weiter, als ihre eigene Nasenspitze reicht. Freilich, wie soll denn ein Mensch geistige Fähigkeiten entwickeln, wenn er nur immer hinterm Pflug dreintrottet oder Mist fährt!"

„Oho, schmähe man den Bauernstand nich!“ Lietzows Gesicht wurde nun doch auch rot.

Und Johann sagte vorwurfsvoll: „Reinfallen wirste mit deinen Wohnungen, paß man auf. Wo unten 'n Jeschäft is, da ziehen doch keine reichen Leute hin, die ziehen nach'm Tierjartenviertel raus, nach der Bellevue-straße!“

„Was du weißt! Friedrichstraße ist beste Gegend!“ Die Gereiztheit verschlug Jakob den Ton, und je mehr er fühlte, daß Johanns Einwand nicht so ganz unbegründet war, desto gereizter wurde er. „Bauer bleibt Bauer. Heb' doch lieber deine Taler im Strumpf auf und versteck' se im Strohsack!“

„Jakob, Jakob!“ Marianne lehnte sich gegen ihn mit ihrer ganzen weichen Fülle. „Warum biste nur so aufgeregt?“

„Da soll einer nich aufgeregt sein! Da kommt man das Ende hier raus und hört dann nichts als Vorwürfe!“ Der Bruder wollte sie von sich schieben.

Aber sie ließ ihn nicht los. Sie strich ihm über die Wangen, rechts und links, mit der Hand, an der die beiden Trauringe breit glänzten; sie hatte eine hübsche Grübchenhand, die durch keine harte Arbeit entstellt war. „Lieber Bruder, wir machen dir doch keine Vorwürfe. Wir haben dich doch alle so lieb. Wir sind nur besorgt um dich!“ Ihre Stimme klang weich, die Fülle einer Zärtlichkeit, die die Witwe niemandem schenken konnte, ließ ihren Ton zu Herzen gehen.

Jakobs Stirn entrunzelte sich. „Ja, du, Jannchen,

du bist mir gut, das weiß ich wohl!" sagte er und wollte eben den Arm um ihre Taille legen, da fuhr er zusammen. Der schrille Ton seiner Frau schreckte ihn.

Julie war aus der Sofaecke aufgefahren. Sie sprang förmlich an den Ofen, leidenschaftlich riß sie ihren Mann von der Schwester weg. „Komm, was bleibste noch hier und läßt dich beleidigen?! Das haste doch nich nötig. Komm, komm, wir jehn!" Sie hatte ihn unter den Arm gefaßt und schob den nur widerwillig Nachgebenden, der aber nicht die Kraft hatte, jetzt das Richtige zu tun, der Stubentür zu.

„Aber nee, nee, Sie werden uns doch das nich antun, Frau Schwägerin?! Jakob, so bleib doch!" Gottfried legte sich ins Mittel, er wollte die sich empört gebärende Julie am Ärmel fassen, aber sie riß sich so heftig los, daß ein Fetzchen ihrer eingereihten Spitze ihm in der Hand blieb.

Das machte sie noch wütender: was, einem auch noch die Spitzen zerreißen?! „Wir haben hier nischt zu suchen, und Sie haben bei uns nischt zu suchen. Ich un mein Mann brauchen Ihre Weisheit nich. Was mein Mann is, der is zweimal so klug als Sie alle zusammen. Sie können uns alle den Buckel langrutschen!" Sie schnitt eine Grimasse, die ihr Gesicht plötzlich gemein machte.

Marianne war förmlich zurückgeprallt; in einem großen Mitgefühl hingen ihre Augen am Bruder: der arme Mensch! Ach ja, es war schrecklich, verheiratet zu sein, wenn man nicht zusammen paßte! Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Julie nahm auch diesen Seufzer als Beleidigung auf. „Sie brauchen ihn nich zu bedauern," schrie sie und kehrte sich gegen die Schwägerin. „Der hat es noch lange jut, viel zu jut, Ihr Brüderchen, Ihr Herzensbrüderchen! Mein Mann braucht Ihre Liebe nich, der hat seine Frau. Un seine Kinder. Sieben Kinder, die ich, ich" — sie schlug sich so heftig mit der Hand auf die eingefallene Brust, daß es sie erschütterte, — „i ch ihm jeboren habe! D a r u m hat er sich zu kümmern. Un Sie — pfui, schämen Se sich, sich so einzudrängeln zwischen Mann un Frau! Kümmern Sie sich man um Ihre Jeldsäcke, oder schaffen Sie sich schon 'nen Kerl an, wenn Se's nich aushalten können. M e i n Mann —"

„Jule!" Nun war es Jakob, der sie mit sich fortriß.

Eben kam Lene zur Tür herein, die bis jetzt in der Küche geschafft hatte und nun verkündigen wollte: ‚Sowie Jrete kommt, können wir losessen.' Das Paar rannte sie beinahe über den Haufen.

Mit verdutztem Gesicht blieb die Hausfrau stehen, mit offenem Mund sah sie den beiden nach, die im Flur Mantel und Hut vom Haken rissen und auf die Straße stürmten. „Was 's denn los?"

Niemand gab ihr Antwort. Eine Totenstille war in der guten Stube. Über Mariannes Gesicht kugelten ein paar Tränen.

Endlich räusperte Gottfried sich. Er sagte, als steckten auch ihm Tränen in der Kehle: „Armer Teufel!"

„Hm." Johann nickte beipflichtend. Aber dann

sprach er mit der ganzen Würde des Familienältesten und des allezeit untadeligen Mannes: „Warum hat Jakob sie jeheiratet! Nu hat er's. Wenn er denn schon was mit ihr hatte — na ja — aber zu heiraten hätte er se nich jebraucht. So'ne Dienstmagd!" Er kratzte sich den Kopf.

Da stand die alte Badekow vom Sofa auf; sie hatte bis dahin steif dagesessen, die Hände im Schoß gefaltet und kein Wort gesprochen. Jetzt sagte sie: „Det der Jakob ihr jeheirat't hat, det finde ick janz in der Ordnung. Aber det er ihr nich eine aufs Maul schlägt zur rechten Zeit, det nehme ick ihm übel. Jeder is seines Jlückes Schmied — ach je, mein armer Junge!" Ein plötzlicher Schmerz zitterte in ihrer Stimme; sie hatte es noch nie so gefühlt wie heute, nie so wie gerade jetzt, wie lieb sie den Jakob hatte.

„Ick wer' nachrennen, ick hole ihn noch zurücke," schrie Gottfried. „Die Madam nehme ick uf mir; is zwar 'n schwerer Posten, aber ick wer' schon mit ihr fertig. Ich schmiere ihr Honig ums Maul!"

Lene wollte ihn zurückhalten: „Misch dich nich drein!"

Aber er hätte sich nicht zurückhalten lassen, wenn nicht die Mutter selber energisch abgewinkt hätte: „Ick will ihn jetzt nich sehen. Ich kann nich. Er müßte sich ja ooch zu arg schämen. Nee, nee, laß man!" Sie holte tief Atem, und dann sagte sie in andrem Ton: „Wo nur Frete bleibt? Wir wollen doch nu essen!" — — —

Es war anfänglich eine sehr gedrückte Stimmung.

Marianne hatte sich immer wieder Tränen abgewischt; aber es waren nicht die gegen sie gerichteten beleidigenden Redensarten, über die sie weinte: so eine konnte sie ja gar nicht beleidigen. Obgleich sie der Mutter zuflüsterte: „Eß man! Ich wer' ihn schon nich im Stiche lassen," war ihr selber doch der Aal heute zu fett, trotzdem sie sonst einen so guten Magen hatte.

„'n Herz wie Butter," schmunzelte Gottfried und schielte nach der Schwägerin vollem Busen. Es juckte ihn in den Fingern. Er war der erste, der wieder obenauf war, sein Herz war empfänglich, aber auch sein Magen: Lene hatte vorzüglich gekocht.

Diese hatte schon maulen wollen: „Nee, da lohnt es sich aber wirklich nich, zu kochen, Mutter un Marianne nehmen ja jar nischt." Nun strahlte sie versöhnt.

Grete hatte auch nicht mit dem gewohnten Appetit zugelangt. Sie war im letzten Augenblick angestürzt gekommen, hochrot; sie hatte sich zu sehr über Mieke ärgern müssen. Das Mädel wußte doch, daß es auf die Zwillinge aufpassen sollte, wenn sie ausging — wie die Wilden tobten sonst die zwei und schmissen sich mit den Bettkissen — aber sieben Uhr wurde es, halb acht schlug es, dreiviertel, und Mieke hatte sich noch nicht sehen lassen. Endlich war sie angelatscht gekommen, die dämliche Person. Alle Tage wurde sie fetter vor lauter Faulheit; sie legte sich ordentlich aus. Grete hatte nicht an sich halten können, sie hatte ihr eine Ohrfeige gegeben; sie bebte noch vor Zorn. „Sagen Sie ihr mal orndtlich Bescheid," fuhr sie die Schwiegermutter an.

„Sie sind viel zu nachsichtig mit ihr. Die sollte meine Tochter sein, ei weh!"

„Deine Kinder sind jetzt noch klein — wart man erst ab," sagte die Badekow.

Sie hatte das ohne jede Empfindlichkeit gesagt, aber Johann glaubte doch seiner Frau zustimmen zu müssen. „Jrete hat janz recht, Mutter. Jegen uns biste immer so stramm jewesen, un bei Mieken entschuldigste alles. Ich ärgere mich alle Tage über das Frauenzimmer — 'n Jehabe ohne Sinn und Verstand!"

„Ja," fuhr Grete energisch fort, „es is janz jut, daß da mal die Rede von kommt. Ich wollte es Ihnen schon längst sagen, Mutter, Mieke benimmt sich, da is einfach das Ende von weg. Seh ich sie doch da neulich im Stall die Leiter raufsteigen — obenhin, wo die Hühner immer die Eier hin vertragen — un unser Knecht steht unten, kuckt ihr nach, un denn" — Großvater Schellnacks Enkelin machte eine Pause, um das, was sie jetzt sagen wollte, ins rechte Licht zu rücken — „un denn — denn kniff er sie in die Waden!"

„Daß dich! Hahahaha!" Gottfried platzte in ein schallendes Gelächter aus.

Aber Johann sagte empfindlich: „Laß doch das Lachen!" Er entrüstete sich: „Das muß sie doch wenigstens wissen, wenn se auch sonst schon nichts weiß, was se sich schuldig is. Das hättste mir man eher sagen sollen, Jrete. Verdroschen hätt ich se, daß sie hätte drei Tage nich mehr sitzen können. Ich wer' se lehren!" Er war ganz empört.

Hanne Badekow nickte zu jedem Wort, das ihr Ältester sprach; es war aber mehr ein kummervolles Nicken, als ein Nicken der Zustimmung.

„Ach, nu laßt schon," bat Marianne und winkte dem Bruder und der Schwägerin abwehrend. „Mutter hat wirklich heute schon genug Ärger gehabt!"

„Na, ich denke, wir sind heute doch zusammenjekommen, um einiges zu besprechen," sagte Grete ziemlich scharf.

„Na ja, det schon — aber —!" Gottfried gab seiner Schwägerin Marianne vollkommen recht, man durfte doch nicht so auf der alten Frau herumtrommeln. Und dann konnte man doch erst einmal in Gemütlichkeit essen.

Er hieb tapfer ein, und wie von seinem Beispiel angesteckt, langten auch die anderen jetzt kräftiger zu. Das mußte man sagen, grüner Aal war eine Spezialität von Lene! Gottfried fischte mit seiner Gabel in der großen Schüssel herum nach dem Wurzelzeug, das er besonders gern aß. Johann aß es auch gern; die beiden Gabeln begegneten sich in der wohlschmeckenden Tunke. Die Stimmung hob sich.

Gottfried tuschelte Marianne zu: „Aujuste kann von Jlück sagen, det se erst zum Nachtisch 'rankommt," und schrie dann lustig seiner Frau zu: „So, nu, Leneken, nu man weiter im Text! Vom Aal is allens alle, nu zeige, was du in Jans leistest!"

Die Gänse waren braun-knusperig, und obgleich die Saison schon fast vorüber war, doch noch so delikat im

Geschmack wie echte Martinsgänse. Und es gab dazu einen eingemachten Gurkensalat, der genau wie frischer schmeckte.

Gottfried mochte sich nichts davon entgehen lassen: schade um die Sauce, die zurückblieb! Er hob sein Tellerchen an den Mund und schlürfte sie mit Behagen. Und die anderen machten es ebenso.

Draußen fiel lautlos großflockiger feuchter Schnee. Die kalte Pracht der guten Stube war jetzt durchwärmt von dem Dampf des Essens und der schmausenden Menschen. Es fing an, sehr gemütlich zu werden. Lietzows hatten einen ganz trinkbaren Rotwein, der wurde nun hinterm Ofen hervorgeholt. Wer von den Damen ein süßes Likörchen wollte, konnte auch das bekommen. Aber Grete bat sich lieber einen Kümmel aus — „zu dem fetten Essen"! — und da das eine gute Idee war, bat Johann auch um einen. Sie tranken alle einen. Und dann erst Rotwein.

Gretes rote Backen glühten noch viel röter als sonst. Sie hatten alle warme Köpfe, und es war merkwürdig, daß, obgleich doch auf zwei Personen mehr gerechnet war, auch deren Portionen mit alle wurden.

Jetzt war der geeignete Moment, Auguste abzutun; es würde ihr nun nicht mehr so schlimm ergehen. Gottfried ergriff die Gelegenheit, als Johann sich den Mund wischte und dann, die Serviette, die er hinter den Hemdkragen gestopft hatte, herauszerrend, mit einem Stöhnen sagte: „Jetzt bin ich aber satt!"

„Na, nu is et doch noch 'n janz jemütlicher Abend

jeworden," setzte Gottfried ein und kniff seine Lene, die sich gerade über den Tisch beugte, um die Platte mit den Gänsegerüsten abzutragen, in die rundliche Kehrseite. „Es jeht doch nischt über so'ne richtig einige Familie. Schade, daß Jakob wegjerannt is, und daß Aujuste nich hier sein kann!"

„Warum kann se denn nich? Sie hätte ja jekonnt, wenn sie wollte!" Die geborene Schellnack wandte sich an ihre Schwägerin Lene. „Sie hätte ihn lieber laufen lassen sollen. Hab ich es nich damals schon jesagt, vor Jahren schon, als noch die Poussiererei blühte: der hat es ja bloß auf ihr Jeld abjesehen?! Hab ich oder hab ich nich?"

Lene nickte bekräftigend: ja, Grete hatte das gesagt. Aber sie hatten es ja alle gesagt.

Nein, aber s i e hatte es zuerst gesagt! Grete bestand auf ihrem Vorrecht, sie trumpfte auf: „Mir macht keiner 'n X vor'n U!"

„Jaaa, ich bin klug und weise," fing Gottfried an zu singen.

„Ach, sei doch stille," sagte Johann. „Die Sache mit Aujusten ist ernst jenug!"

„Jlaubt ihr denn, det er ihr schlecht behandelt?" fragte die Mutter plötzlich mit zitternder Stimme.

Gottfried zuckte die Achseln.

„Von ihrer Mitjift is kein Pfennig mehr da, da kannste sicher sein," sagte Johann. „Durchjebracht hat der Windhund längst alles. Un nu sitzt er eklig in der Klemme!"

Ja, ja, das wußte sie ja! Die alte Frau tat ganz gleichgültig. Es paßte ihr nicht, daß Johann alles so unumwunden auskramte; er sollte doch wissen, daß sie es gern hatte, wenn in der Familie blieb, was irgend bleiben konnte. Und Grete war gleich so scharf! Unwillig sah sie ihren Ältesten an, der aber deutete ihren Blick anders.

„Mutter, reg dich man nich auf," sagte er und legte ihr seine Hand schwer auf den Ärmel. „Ich will es dir nur sagen, mit dem Paschke steht es faul. An seinem Zijarrenladen kleben die Zettel: ‚Ausverkauf!' Ja, verauktioniert wird der janze Kitt. Die Jläubiger sehen zu, daß sie wenigstens noch was kriegen!"

„Meinetwegen." Die Badekow lächelte. Wenn sie gedacht hatten, daß sie das sehr aufregen würde?! „Ob er nu die paar Zijarrenkisten hat oder nich!"

„Wie du red'st!" Johann schüttelte unwillig den Kopf. „Ich verstehe dich heute jar nich. Der Paschke is kaputt. Von den Zijarren, von der Ladeneinrichtung, von dem janzen Jeschäft is nischt, jar nischt mehr seine. Ich hab'n Brief von ihm jekriegt — hier is er!" Er zog einen Brief aus der Brusttasche. „O, schreiben kann der Kunde!"

Nun las er vor. Paschke schrieb: er hätte Unglück gehabt, er wäre betrogen worden. Er hätte sich verleiten lassen von Herrn Rosenthal, zu spekulieren, nur ganz bescheiden mit kleinen Beträgen, er hätte das Leben seiner Auguste reicher und angenehmer gestalten wollen da=

durch, aber die Sache sei ihm über den Kopf gewachsen. Er wäre hineingerissen worden in den allgemeinen Strudel gegen seinen Willen — ein Opfer der Zeit —, ausgebeutet hätten sie ihn, Rosenthal hätte ihn über den Löffel barbiert, sich seine Harmlosigkeit zunutze gemacht — — und so weiter.

„Sieh einer an!" Gottfried hielt nicht länger an sich. „Also nur wegen Aujusten is er an die Börse jejangen?! Mit Speck fängt man Mäuse, denkt er. Jawoll!"

„Det's doch nich so böse von ihm," sagte die Badekow. War er denn nicht zu entschuldigen, wenn er Augustens Leben hatte reicher und angenehmer gestalten wollen? Aber da tauchte plötzlich Augustes bleiches Gesicht vor ihr auf, die freudlose Miene, die Augen, in denen es wie hoffnungslose Enttäuschung dämmerte. Und sie schwieg erschrocken.

Johann war wütender, als es anfänglich den Anschein gehabt hatte. Die Wut mußte sich in ihm angesammelt haben — langsam, wie es in seiner Art lag — aber nun gab sie sich auch gründlich. „So'n Lump! So'n Schubjack!" Er schlug mit der flachen Hand auf den Brief, den er vor sich liegen hatte. „Un da schreibt er noch, er will 'n Bankjeschäft aufmachen! Vermittlung von Hypotheken, Pfandbriefen, Vertreiben von Losen und so was. Er hätte nu was jelernt von seinem Freund Rosenthal; er könnte ebenso jut wie der Maklerjeschäfte machen!"

„Un was für welche!" Lietzow lachte spöttisch. „Hat er dir nich jleich 'n paar Lose andrehen wollen?

Sachsen-Meininger, Hamburger, Lübecker oder sonst so'n paar verbotene?"

„Nee, aber er ersucht mich, ich — wir — er will das Anfangskapital vorgestreckt haben. 'ne janz kleine Summe bloß — nur noch einmal Aujustens Mitjift!"

„Du wirst doch nich?" Grete faßte erschrocken nach dem Arm ihres Mannes.

„Jar nich antworten wer' ich dem Saukerl!" schrie Johann grob.

Mit blinzelnden Augen hatte die Mutter zugehört, sie hatte den Kopf dabei gesenkt gehalten, wie eine Pflanze beim Gewitter; nun aber hob sie ihn wieder. Sie sah ihren Ältesten ruhig an. „Denn wer' ick ihm schreiben. Einmal hab' ich Aujusten fortjeschickt — et tut mir leid. Ick will mein Kind nich verlieren!"

„Was, sie war schon bei dir?! Sie haben dich schon einmal anjebettelt?" Von allen Seiten fuhren sie auf die Mutter los.

Diese nickte. Ein kummervolles Nachdenken zog ihr rundes, gesundes Altfrauengesicht in viele Falten.

„Na, erzählen Sie man! Wenn war se'n da?" Neugierig drang Grete in die Schwiegermutter.

Aber Hanne Badekow erzählte nicht. In ihrem Herzen war eine stille Trübsal. Ihre Auguste, ihre arme Auguste! Ach, hätte sie das Kind doch damals nicht so fortgehen lassen! Sie gab sich einen Ruck, und wie vorhin sah sie ihren Ältesten ganz ruhig an und dann der Reihe nach die anderen: „Denn wer' ick ihm das Kapital vorstrecken!"

Sie schrieen alle auf. „Du bist wohl verrückt?“ sagte Johann. Er war außer sich.

„Aber, Johann!“ Marianne sah ihn so böse an, wie sie überhaupt böse aussehen konnte. Sie legte ihre hübsche Hand auf die Arbeitsfinger der Mutter: „Laß du man! Ich wer' Augusten raushelfen. Dann können die doch nich so schreien!“ Ihr vorwurfsvoller Blick traf ernsthaft jeden einzelnen.

Johann sah verlegen zur Seite, es ging etwas wie Beschämung über sein Gesicht; Beistand heischend suchte sein Blick dann den Schwager.

Gottfried war ärgerlich: „Det is wieder echt frauenzimmerlich! Nu werden sie sich noch drum reißen, die Junge wie die Olle, det jute Werk zu tun, und machen die jrößte Dummheit. In vier Wochen is dein Jeld futsch, liebe Marianne, un wenn du wieder jibst, denn is dat wieder futsch. Der Kerl is wie'n Sieb, da läuft allens durch!“

„Aber man kann doch Augusten nich im Stiche lassen,“ sagte die gutmütige Frau ganz ärgerlich. Sie hatte sich nie viel aus der immer quengelnden Schwester gemacht, aber nun fühlte sie ein lebhaftes Mitleid. Sie schämte sich: und d i e hatte sie einmal beneiden wollen?! Aber war sie denn nicht doch zu beneiden trotz allem und allem? Sie hatte ihren Mann sehr lieb! Die reiche Witwe seufzte.

„Aujusten muß jeholfen werden,“ sagte die Badekow jetzt energisch.

Ja, das wollten sie ja auch alle, selbstverständlich!

Die beiden Männer waren sich völlig einig. Johann schien jetzt seine Grobheit leid zu tun, er ließ nun den Schwager reden und nickte nur zustimmend mit einem: ‚Ja‘ oder ‚Ja, ja‘.

Gottfried hatte heute seinen hellen Tag. Bewundernd sah Lene zu ihm auf: wie er das alles so klar auseinander legte! Man mußte es einsehen, recht hatte er. Es war Auguste absolut nicht dadurch zu helfen, daß man jetzt Paschke das verlangte Kapital vorstreckte. Ein Bankgeschäft aufmachen, verrückte Idee! Da konnte man ebenso gut das Geld auf den Mist schmeißen, abgesehen davon, daß man es noch riskierte, daß der Kerl mit dem Strafgesetzbuch aneinander kam. „Erst schimpft er auf den Freund Rosenthal, un denn will er doch von ihm jelernt haben!“ Gottfried streckte den Finger aus: „Et is so klar wie Kloßbrühe, det er Jeschäfte machen will, die nich propper sind. Jott soll einen bewahren, det man sich mit so einem bemengt!“

„Aber die Aujuste, die Aujuste!“ Die Mutter hatte eine heiße Angst im Blick.

„Die muß eben fort von ihm!“ Es klang kurz und bündig. Gottfried schlug mit der Faust auf den Tisch: „Raus mit dem Kerl un wieder rin mit dem Mädel — det is dat einzigste. Sie muß sich scheiden lassen. Jott sei Dank, sie hat ja kein Kind!“

„Nee, det freilich nich!“ Leise flüsterte es die alte Frau. Sie saß wie verdonnert. Aber dann sagte sie im Ton vollster Überzeugung: „Det tut die Juste nich!“

„Na, wetten?“ Gottfried lachte verschmitzt.

„Du weißt jar nischt!“ Die Alte sah den Schwiegersohn traurig an. „Die Juste hängt sehr an ihrem Mann — i ck weiß et!“ Sie versank in ein Nachdenken. Die anderen wechselten Blicke; Gottfried tuschelte Johann etwas zu.

Nun schien die Mutter einen Entschluß gefaßt zu haben, sie hob den Kopf: „Schreit so viel wie ihr wollt. Ick wer' Paschken doch schreiben. Wenn er mir verspricht, brav zu sein, un wenn er Aujusten wirklich lieb hat, denn sehe ick nich ein, warum ick ihm nich raushelfen soll. Ob se't nu jetzt kriegt oder 'n bißken später, det is doch wirklich ejal. Ick wer' mit ihm reden!“

„Die jrößte Dummheit!“ Johann stampfte mit dem Fuß auf.

„Denn kann ick dir schon jetzt sagen, was der sagen wird!“ Gottfried lachte wieder verschmitzt. „Er wird dir alles Jute und Schöne versprechen un wird dir von seiner Liebe zu Aujusten so viel vorquasseln, daß de denkst, 'n zärtlicheren un 'n treueren Ehemann jibt's ja jar nich.“ Er pfiff. „Aber wenn's man wahr is!“

Johann gab ein beifälliges Grunzen dazu.

„Wahr? Wenn's man wahr is?“ Die Badekow machte die Augen weit auf. „Wieso meinste det?“

„Daß er ihr untreu werden wird, das habe ich schon am Hochzeitstage jewußt,“ sagte Grete.

„Un für so einen willste dein — unser sauer verdientes Jeld rausschmeißen?!“ Johann rief es vorwurfsvoll. Er war ganz blaß geworden vor Ärger.

„Sauer verdient?!“ Die Millionenwitwe lächelte

ein ganz klein bißchen. „Mutter hat es sauer verdient — Vater — die Eltern von denen — aber wir?!“

„Na, du denn vielleicht nich?“ Der Schwager sah sie an mit einem so schalkhaften und doch zugleich so bedauernden Zwinkern seiner blauen Augen, daß sie, über und über rot werdend, rasch vor sich niedersah. Ach ja, ihre Millionen waren sauer verdient! Gottfried hatte recht. Ihre Jugend hatte sie dafür hingeben müssen, ihre schönsten Jahre! Eine Bitterkeit wollte in ihr aufwallen. Aber sie sagte sich: noch war es ja vielleicht nicht zu spät. Und sie lächelte.

„Nanu erzähl man schon los!“ Grete, die vor Neugier fast verging, rückte ihren Stuhl näher zu Gottfried.

Aber dieser tat harmlos: „Was denn, was denn?“ Sich zur Schwiegermutter wendend, wurde er ernsthaft: „Wenn du wirklich überzeugt bist, so im Jrunde deines Herzens fest davon überzeugt, daß er Aujusten 'n liebender und treuer Jatte is, denn j i b du ihm man immer das Kapital. Denn soll mir't recht sein!“

„Mir auch,“ sagte Johann rasch.

„Ick wer' mir't beschlafen,“ sagte da Hanne Badekow kleinlaut. Sie stand auf vom Sofa. „Ick wer' nu nach Hause jehn, ick bin heute müde!“ — —

Der Britzer Kutscher hatte schnell angespannt, Marianne wollte erst noch die Mutter nach Hause fahren, aber diese dankte: nein, sie wollte lieber gehen trotz des Schlackerwetters, sie war ein bißchen echauffiert.

So ging Johann denn mit seiner Mutter und seiner Frau. Aber er rannte immer zehn Schritte voraus und

ließ die beiden Frauen hinterherkommen. Er war noch böse mit seiner Mutter. Und die Frauen sprachen auch kaum zusammen. Im Flur, der das Haus in zwei Teile trennte, sagten sie sich, gemessener als sonst, Gutenacht.

Die Badekow war erstaunt, als sie in ihr Zimmer trat, noch Licht da zu finden. Mieke war noch auf?!

Aber Mieke saß nicht am Tisch, auf dem die Lampe trübe brannte; sie hockte in einem Winkel, so zusammengekauert, so versteckt, daß man sie kaum entdecken konnte.

„Laß doch die Dummheiten!" Die alte Frau war unwillig darüber; sie hatte heute wirklich keine Lust, Scherz zu treiben. „Warum biste noch auf?" Sie sah bei der Frage nicht hin, die Antwort interessierte sie gar nicht, ihre Gedanken waren weit von Mieke ab, — ach Gott, die Auguste, die Auguste!

Ein Stöhnen weckte erst ihre Aufmerksamkeit. „Wat 's denn los? Fehlt dir wat, Mieke?" Nun war die Mutter schnell bei der im Winkel Kauernden. „Steh doch mal auf!"

Aber Mieke stand nicht auf. Sie stieß ein Wimmern aus und hielt sich mit beiden Händen die starken Hüften.

„Je, haste denn wat jejessen, wat dich nich bekommen is? Jotte doch, Mieke!" Die Mutter hob sie auf. Es war kein leichtes Stück, denn die Halbohnmächtige tat selber nichts dazu, um wieder auf die Beine zu kommen; sie war wie ein Stück Holz. Totenblaß lehnte sie jetzt in einem Stuhl, die Beine steif von sich gestreckt, die Augen starr, und ließ die Lippe hängen. Es war ein betrübender Anblick.

„Wat is dir bloß?" Voller Angst riß Hanne dem Mädchen den Schnürleib auf und sämtliche Rockbänder. Nun wurde es etwas besser. Mieke atmete freier, ein Schimmer von Farbe kehrte wieder in ihr Gesicht zurück.

„Soll ick dir 'n Schnaps jeben? Oder am Ende lieber Kamillentee?"

In einem Schauder des Ekels schüttelte Mieke sich.

„Is dir übel? Nu sage doch! Wat haste denn jejessen? Besinne dir doch!"

Die Kranke stöhnte. Blöde sah sie die Mutter an. „Ich weiß nich." Und dann wurde sie wieder ohnmächtig.

Das war eine schöne Bescherung. So spät in der Nacht ganz allein mit der Hilflosen! Wie brachte sie Mieke nun nach oben in ihr Bett? Aber es fiel Hanne Badekow nicht ein, drüben bei Johanns Hilfe zu holen; sie würde schon alleine zurechtkommen. So schlimm war das ja nicht, wie sich's ansah. Die alte Frau machte sich selber Mut, obgleich sich etwas auf ihre Seele legte wie ein drückendes Angstgefühl. Gott, was war das auch heute für ein Abend! Lauter Unannehmlichkeiten. Da konnte man wohl Nerven kriegen, wenn man die sonst auch nicht hatte.

Es dauerte eine ganze Weile, bis Mieke so weit war, daß sie, von der Mutter umfaßt und kräftig gestützt, die Treppe hinaufkommen konnte. Sie hatte eine Tasse schwarzen Kaffee getrunken und sich Schläfen und Herzgrube tüchtig mit Essig einreiben lassen. Aber sie schien sich doch immer noch sehr schlecht zu fühlen. Wo fehlte

es ihr? Wenn sie doch nur etwas sagen wollte, das dumme Mädel!

Aber auf alle Fragen der Mutter behielt Mieke immer den gleichen blöden Ausdruck; wie in einer großen Verwunderung sahen ihre Augen starr drein. —

Es war und blieb doch ein Kreuz mit der Mieke! Lange stand die Badekow am Bett der Tochter, die sich ganz in die Kissen eingewühlt hatte. Sie fand nicht die Ruhe, unten ihr Lager aufzusuchen und die Erkrankte allein hier oben zu lassen. Es konnte ihr ja aufs neue wieder schlechter werden; wie im Krampf war ihre Stirn noch zusammengekraust. So hatte Mieke früher immer die Brauen zusammengeschoben, ehe der Anfall vom Veitstanz recht herauskam. Ach Gott, die Mieke, ach Gott!

Die alte Frau fühlte ihre Kniee wanken. Schwer stapfte sie auf die andere Seite der Stube, wo Augustes Bett stand, freilich nicht bezogen, aber was tat das heute? Sie legte sich in den Kleidern darauf nieder und löschte die Kerze.

Aber so müde Hanne Badekow sich auch fühlte, müde wie kaum je in ihrem Leben, sie fand doch keinen Schlaf. Jede Stunde, jede halbe Stunde und jedes Viertel hörte sie vom Turm schlagen. Wie ein Rad ging es ihr durch den Kopf: Jakob, Auguste, Auguste, Jakob, und dann immer wieder: Mieke.

„Mieke!“ Mit einem Schrei wachte die Mutter auf, sie war nun doch eingeschlafen und hatte so schrecklich geträumt. Was war mit der Mieke?! Mit ängstlicher

Hast erhob sie sich von Augustes Bett, sie eilte an Miekes Lager.

Aber diese hatte sich nicht gerührt, sie lag ganz still.

Wenn man doch besser sehen könnte! Ob draußen der Mond noch schien, oder ob es schon Tag wurde? Die alte Frau fühlte eine große Sehnsucht nach hellem Licht. Die Uhr schlug jetzt vier.

Da stieß Hanne Badekow den Laden auf. Noch standen Sterne am Himmel, aber der Morgen graute schon. Man konnte von hier oben weit sehen, links über die Felder nach Rixdorf zu, und geradeaus über die Felder nach Britz hin. Dort wurde der Himmel in Streifen rötlich. Ha, und die frische Luft! Hanne beugte sich zum Fenster hinaus; die starke Frische der nächtlichen Frühe tat ihr wohl nach dem warmen Dunst der großen, aber niedrigen Mansarde. Sie atmete begierig. Ach, wenn es Tag wurde, dann bekam man wieder neuen Mut!

Da erschreckte ein Lärmen sie. Auf der Straße ertönte ein wieherndes Gelächter, fast klang's wie Gebrüll. Ein wüstes Gegröhle. Unter den Linden herauf wankten drei Zechbrüder. Kamen die aber spät aus dem Wirtshaus heim! Und was sie für einen Spektakel machten! Der in der Mitte schien am allerbetrunkensten. Er konnte sich kaum mehr auf den Füßen halten; die zwei anderen schleppten ihn. Pfui, so ein Saufbold! Jetzt ließen die Kumpane ihn los, er taumelte, er wäre beinahe niedergestürzt. Er schwankte hinüber zur anderen Straßenseite in wackeligen Bogen.

Bei Längnicks hielt er am Gitter, er schien aufschließen zu wollen. Er brachte es nicht fertig.

Wer war das?! Neugier durchzuckte die Badekow. Das würde doch nicht etwa gar der Paul Längnick sein? Und dann ein schreckensvolles Erkennen: bei Gott, das war er! Er hielt sich am Gitter, er rüttelte daran; sein dumpfes, sinnloses Schimpfen schallte laut über die Straße. Jetzt hielt er sich nicht mehr, jetzt stürzte er nieder.

Oh, der Rieke ihr Paule! Jetzt erst am Morgen kam er nach Hause, und in solchem Zustand?! Hanne Badekow seufzte tief auf: „Ach, was kann man erleben!"

Und dann faltete sie ihre kalten Hände und hielt sie, wie in angstvollem Gebet, fest zusammengedrückt vor ihrer Brust: ach, der trank wohl aus Kummer, der arme Mensch!

Dreizehntes Kapitel

Es ging mit Mieke Badekow gar nicht gut. Wenn sich auch der Anfall von neulich nicht wiederholt hatte, so war sie doch immer nicht wohl. So schlaff, so müde; am liebsten lag sie oben in ihrer Stube auf dem Bett und schlief. Sie konnte gar nicht genug schlafen. Und essen mochte sie nichts, bis sie's plötzlich wie eine Gier überkam und sie alles in sich hineinstopfte, was sie nur fand. Das bekam ihr allemal schlecht. Und doch wurde sie dabei ordentlich dick. Sie hatte immer sehr helle Haut gehabt, nun leuchtete sie ordentlich vor weißem Fett. Ihre Züge gingen in die Breite, ihr Gesicht verschwamm wie ein bleicher Vollmond.

„Se wird doch nich Wasser haben?" sagte die Badekow.

„Na, so lassen Sie doch den Dokter holen!" Grete hatte es schon vor Wochen gesagt. Aber es war etwas in der Mutter — Hanne Badekow hätte es sich selber nicht eingestanden, daß es eine Scheu war — was sie abhielt, einen Arzt zu Rate zu ziehen. Es würde auch schon so besser werden! Sie kochte verschiedene Tees und probierte an Mieke Sympathiemittelchen. Aber nichts half. —

Nun würde man doch den Doktor kommen lassen müssen. Diesen Morgen hatte sich der Anfall von damals wiederholt, nur viel schrecklicher. Stundenlang lag Mieke so in halber Bewußtlosigkeit, wie im Starrkrampf. Ein ganz merkwürdiger Zustand!

Sie standen alle um Miekes Bett. Diesmal hatte die Mutter doch Johanns alarmiert, es wurde ihr bange. Zufällig war auch Lene Lietzow gerade einmal vorgekommen: sie lief schnell wieder nach Hause, ihren Mann zu holen.

Nun stand Gottfried auch da, aber auch ratlos wie die anderen, und sah seinen Schwager Johann an. Und Johann sah Gottfried an, und Lene sah ihn auch an. Und dann sah Johann Grete an und Grete Johann, und etwas so Eigentümliches war in der Frau Blicken, daß des Mannes Augen ganz verwundert fragten: was meinst du denn?

Die geborene Schellnack zuckte die Achseln. „Mutter, ich würde Ihnen nu doch entschieden raten, nach dem Dokter zu schicken. Ich habe es Ihnen ja schon lange jesagt: wer weiß, was das is!"

„Sie hat recht, der Dokter muß kommen," stimmte Gottfried bei. „Warum haste ihn denn nich schon längst holen lassen?" Er wendete sich zur Schwiegermutter.

Die alte Frau murmelte etwas. Sie saß an Miekes Bett und betrachtete mit einer kummervollen Aufmerksamkeit das aufgeschwellte, in die Breite gegangene Gesicht. Sie war ganz versunken. Jetzt, da der

Schwiegersohn ihr mahnend die Hand auf die Schulter legte, zuckte sie zusammen. Mit beiden Händen sich an die Schläfen fassend, rief sie mit einer gereizten Erregtheit: „Ich mag keenen Dokter! Sie wissen alle nischt!"

„Ick bin ja ooch nich fürs Doktern. Aber nu kriegt man es doch nachjrade mit die Unruhe," sagte Gottfried. „Ick wer' man jehn und sehn, ob Schmidt zu Hause is!"

„Nee, nee!" Die alte Frau haschte nach seinem Rockzipfel und ließ ihn nicht los. „Nich unsern alten Dokter, nich den Tempelhofer — man ja nich!"

„Warum denn nich?"

„Nich den, ach nee!" Wie in Angst hob die Frau die Hände. „Ick weeß doch nich, ob — nee, nee, bloß unsern Tempelhofer nich!"

„Nanu?!" Gottfried sah verwundert die anderen an und schüttelte den Kopf. Die alte Frau war wirklich auf einmal ganz wie verstört. „Unser Tempelhofer kann jenau so viel und so wenig wie die anderen Dokters ooch. Aber er wird Micken schon wieder zurechte kriegen. Na na," — er klopfte der Schwiegermutter auf den gebeugten Rücken — „so verzweifelt steht et doch mit ihr nich!"

Johanns Frau zog wieder die Achseln hoch. Ihr Blick hatte scharf die Kranke gemustert. Mit einem vielsagenden: „Na, ich weiß doch nich —" trat sie vom Bette zurück. Sie war rot geworden bis unter die flachsblonden Haare.

„Meinste, es is so schlimm?“ fragte Johann erschrocken.

Sie gab keine Antwort darauf. Aber sie wollte ihrer Schwägerin Lene etwas ins Ohr tuscheln; doch diese verstand sie nicht: „Was? Was meinste?!“

Da fuhr die alte Badekow auf: „Laßt det Jetuschele!“ Sie schöpfte so tief Luft, als würde es ihr schwer, zu atmen. Aber dann gab sie sich einen Ruck: „In Jottes Namen denn, hol einer 'n Dokter. Aber einen aus Berlin. Aus Berlin!“

„Je ja, aber —!“ Johann sah Gottfried an. Gottfried Johann. Man konnte doch nicht irgendeinen ganz wildfremden Menschen holen. Was der Mutter nur einfiel?! „Ich kenne doch keinen Dokter in Berlin!“ sagte Johann.

Grete zupfte ihren Mann; sie zog ihn der Türe zu: „Hol doch den von's Hallesche Tor. Janz vorne beim Belle-Allianceplatz — an der Omnibushaltestelle. Der das jroße Schild am Hause hat — ach, du weißt ja!“ Sie drängte ihn zur Tür hinaus. „Laß anspannen — na, mach man schon, daß du fortkommst!“

Mit einem ganz verdutzten Gesicht schob er ab.

Es war sehr beklommen im Zimmer. Keiner sagte ein Wort. Was sollte man auch sagen? Man hatte den Hufschlag des Pferdes gehört, nun war Johann abgerasselt. Es konnte eine Stunde dauern, bis sie hier waren, wenn alles klappte. Hoffentlich brachte er den Doktor mit!

Lietzows empfahlen sich: was konnten sie denn auch

weiter hier helfen? Und zu Hause war zu tun. „Ich komme später auf 'n Abend nochmal wieder vor," sagte Lene.

Die Mutter nickte. Sie schien es gar nicht acht zu haben, daß Gottfrieds gingen. Auch Grete ging nach einer Weile fort.

Hanne Badekow blieb am Bett ihrer jüngsten Tochter sitzen. Sie sank immer mehr in sich zusammen, nun sie ganz allein war. Wie eine Uralte saß sie da, wie eine ganz Greise, vom Leben gebrochen. Die Hände hielt sie im Schoß gefaltet, immer fester krampften sich ihre Finger ineinander. So hatte sie dagesessen im tiefsten Leid, so damals, als sie ihrem Jüngsten, ihrem Liebling, nachweinte. Heute weinte sie nicht. Aber ein Jammer sprach aus ihrem Gesicht, das auf einmal unzählige Falten und Fältchen zeigte, die es sonst nicht gehabt hatte. Wie das Licht scheuend, wie alles scheuend, schloß sie die Augen. Immer tiefer senkte sie den Kopf, immer mehr duckte sich ihre Gestalt, als möchte sie ganz versinken.

So saß die Badekow eine Stunde und länger.

Es wurde dämmerig. Die Tage längten jetzt schon, aber nun wurde der Märzabend doch dunkel. Daß es doch nie mehr Tag würde!

Da klapperten Pferdehufe. Stimmen wurden laut; zwei Männerstimmen. Das war Johann, und das — die Versunkene schreckte zusammen — das war der Doktor!

Mit einem zitternden Seufzer richtete Hanne Bade=

kow sich auf; ihre verschlungenen Hände lösten sich, sie strich sich den Scheitel glatt. Und dann ging sie, gerade aufgerichtet, der Tür zu. Jetzt mußte sie die Lampe holen und dem Doktor entgegengehen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Doktor Hirsekorn sah abgehetzt und müde aus; er hatte die Armenpraxis im Halleschen Torbezirk. In seinem innersten Herzen hatte er demjenigen geflucht, der, als er sich eben hatte ein wenig ruhig hinsetzen wollen, heute abend an seiner Glocke riß. Aber was half's, die Praxis mußte wahrgenommen werden. Sie war ohnehin nicht so einträglich, daß man nicht sofort mit so einem Tempelhofer Großbauern gefahren wäre. —

Mit einem scheuen Blinzeln durchsuchte die Badekow des Arztes Gesicht; sie waren beide allein im Krankenzimmer. Ach Gott, der war ja noch jung, ein ziemlich junger Mann — wie konnte ihr Johann bloß so einen jungen Menschen bringen?! Aber, Gott sei Dank, er war ihr ganz fremd, sie hatte ihn noch nie gesehen — und würde ihn dann auch nicht mehr sehen!

Der Doktor sah sie an mit einem scharfen Blick: „Sie sind die Mutter?"

„Jawoll, det bin ick," sagte die alte Frau. „Det is meine Dochter!" Sie stellte sich wie schützend vor das Bett. „Die Mieke — mein unjlückliches Kind! Sie hat als Kind den Veitstanz jehabt, Herr Dokter, sie hat ooch jetzt ihren Verstand oft nich richtig beisammen, se muß ihn wohl jänzlich —" die Stimme, die anfänglich

so fest gewesen war, kam nun doch ins Schwanken; sie sprach nicht weiter.

Der Arzt schob sie zur Seite: „Na, bitte, Frau Badekow, nu gehn Sie mal da weg. Wir werden schon sehen!" Er sah sich die Kranke eingehend an; das Deckbett schob er zurück — schonungslos — er entblößte den weißen, geschwellten Körper.

Was fehlte der Mieke — was? Ach! „Hat se Wasser?" fragte die Mutter leise. Eine zitternde Angst war in ihrer Stimme.

Der Arzt hob den Kopf, er hatte ein helles Auge in einem gescheiten Gesicht; geradeaus sah er die Fragende an und sagte kurz: „Wasser — nein!" Es klang, als ob er sie anschnauzte.

Je, war der grob! Hanne Badekow zog sich fast beleidigt zurück: sie würde sich hüten, den noch einmal etwas zu fragen! Aber nun, da der Arzt stumm blieb, stumm in seiner Untersuchung fortfuhr, die eigentlich nur darin bestand, daß er das Mädchen aufmerksam betrachtete, seine Hand einmal hierhin legte, dorthin, sich dann niederbeugte und etwas behorchte, fragte sie doch wieder: „Wat fehlt ihr denn? Is se krank? Sehr krank? Ach, et is doch wohl Wasser, wat?"

„Fragen Sie nicht so viel. Ich werde fragen!" Und dann stellte der Arzt einige Fragen, ganz ruhig, ganz sachlich, Fragen, so wie selbstverständlich, daß sie selbst der Bäuerin zu unverblümt waren. Sie wurde blaß und rot.

Aber was machte der für einen Unterschied, ob hier

eine arme Dienstmagd lag, oder die Mieke Badekow? Und war das am Ende nicht ganz gut so? Ihr konnte das doch nur recht sein! Daß er ihr vorhin so jung erschienen war, vergaß die Badekow jetzt ganz. Das war ja gar kein Mann, das war nur ein Doktor! Sie wurde ruhiger, sie schüttelte die peinvolle Verlegenheit ab. Dafür konnte sie freilich nicht, daß ihr die Stimme zuweilen bei der Antwort bebte, daß sie ihr in der Kehle stecken bleiben wollte; sie beantwortete alles, wenigstens so gut sie es wußte. Viel wußte sie freilich nicht.

Ach, hätte sie doch besser auf die Mieke acht gegeben! Sie hätte viel, viel besser aufpassen müssen! Ein Jammern erhob sich in der Mutter, eine Selbstanklage, die so groß war, daß sie glaubte, die nicht tragen zu können. Alle mühsam erkämpfte Festigkeit hielt nicht stand. Mit einem herausgeweinten: „Et is Wasser, nich wahr? Ach, sagen Se doch, Wasser? Sie sagen't doch ooch: Wasser!" ließ sie sich schwer auf den Stuhl am Bett niederfallen.

Da nahm der fremde Arzt ihre kalte Hand, er behielt sie fest in der seinen. Ein flüchtiges Lächeln huschte dabei über sein Gesicht: das war ja fast komisch, wie die alte Bauernfrau sich an ‚Wasser' klammerte! Aber dann wurde er wieder ernst — es war doch ein tapferes Weib, diese Alte!

Achtungsvoll sagte er: „Sie wissen's ja schon alleine, liebe Frau Badekow. Warum soll ich Ihnen was vorreden? Es ist keine Krankheit. Das sind Symptome, die ein an sich schon nicht normaler geistiger Zustand unter solchen Umständen öfters mit sich bringt. Ihre

Tochter hat kein Wasser. Aber sie wird ein Kind bekommen. Und zwar ziemlich bald!"

* * *

Das Badekowsche Haus war ein Trauerhaus. Das heißt, von außen merkte man ihm nichts an; die Läden waren nicht vorgelegt, keiner darin trug Schwarz, aber es war eine unheimliche Stille, eine trübselige Stummheit im alten Stammhaus, wie bei einem Todesfall. Und doch sollte ein neues Leben zutage kommen.

Auf der rechten Seite des Hauses saß Johann Badekow vor seinem Zylinderbureau, hatte beide Arme auf die ausgezogene Platte gestemmt und sein Gesicht in den Händen verborgen.

Seine Frau stand bei ihm, sie versuchte zu trösten, aber sie fand doch nicht das rechte Wort. „Wer weiß, ob es wahr is. Irren is menschlich. Schon die berühmtesten Dokters haben sich jeirrt. Jottfried, auf den du doch so viel jibst, der sagte doch auch: sie wissen alle nischt!"

„D e r weiß schon!" Johann hob den Kopf aus den Händen und sah seine Frau mit einem ganz verzweifelten Blick an.

„Jott, Johann, hab dich doch man nich so schrecklich!" Sie wurde ganz ärgerlich. „Daß es mit Mieken mal kein jutes Ende nehmen würde, habe ich mir immer jedacht. So 'ne dämliche Person, die wird mannstoll, wenn se in die richtigen Jahre kommt!"

„Die Schande, die Schande!" Johann stöhnte. „Ich

kann mich nich mehr sehen lassen, mit Fingern werden se auf uns zeigen. Ich ziehe fort von hier. Nee, ich bleibe nich hier, ich kann mich ja nich mehr aus'm Hause trauen. So'ne Schande! Totschlagen könnt ich das Frauenzimmer! Wenn ich nur wüßte, wer es jewesen is!"

„Jestern abend jleich, sowie sie wieder bei sich war und der Dokter fort — die halbe Nacht noch habe ich auf se einjeredet. Du kannst dir doch denken w i e. Un Lene auch. Mutter sagt ja nischt. Aber wir haben se jefragt un jefragt, was wir konnten, bis Jottfried sagte, wir müßten nu aufhören. Und sie schien es nich mal zu wissen, daß sie in anderen Umständen is — wenigstens macht se sich jar nischt draus. Als Lene so arg weinte, sagte sie: ‚Was weinste denn?' Was soll man von so jemand denken?!" Die geborene Schellnack schlug die Hände zusammen.

Johann senkte den Kopf noch tiefer, nun lag seine Stirn auf der Schreibtischplatte. Er sagte kein Wort, er atmete nur hastig.

Seine Frau sah, wie sich seine breiten Schultern immer heftiger hoben und senkten. „Um Jottes willen, Johann, du wirst doch nich weinen — um d a s Frauenzimmer weinen?!" Grete war außer sich; sie hatte ihren Mann noch nie weinen sehen, und sie hatten doch auch schon Trauriges erlebt, das erste Kind beim Zahnen verloren. Also s o zu Herzen nahm er sich das?!

Sie legte ihren Arm um seine Schultern, ihr rotwangiges Gesicht bekam einen ganz nachdenklichen Aus-

druck: was konnte man machen, um dem Johann darüber wegzuhelfen? Wenn es kein Mensch erführe, dann war es doch nicht so furchtbar schlimm! „Weißte was, Johann," sagte sie überredend, „wir wollen mal mit dem Dokter sprechen. Heute mittag will er ja wieder kommen. Dann nehmen wir'n uns mal vor. Für Jeld kann man alles haben. Mutter muß eben was springen lassen. Der Hirsekorn muß uns 'ne orndtliche, verschwiegene Frau suchen — ach, die Dokters haben immer so'ne Leute an der Hand —, wo man Mieken hinbringen kann. Wir sagen dann, se is verreist. Un denn, wenn alles vorüber is, is se wieder da, als wäre nischt passiert!"

Das klang tröstlich.

Johann hob den Kopf, es war wie eine Erleichterung in seinem tiefen Atemholen; aber gleich wurde sein Gesicht wieder schwer-sorgenvoll. Er vermied den Blick seiner Frau, als müßte er sich vor sich selber schämen. „Un das Kind?" fragte er leise, „was machen wir mit dem Kind?"

„Jott ja, das Unjlückswurm! Ja, mit dem —?" Nun schlug Grete doch auch eine beklemmende Hitze zu Kopf. Das war eine dumme Geschichte! Sie schwieg für einen Augenblick, auch ratlos.

„Man kann das Wurm doch nich einfach wegschmeißen," sagte Johann Badekow finster. „Das würde ich auch nie zujeben!" Mit einem Fluch streckte er beide geballten Fäuste in die Luft und ließ sie dann schwer auf den Tisch niedersausen: „Es bleibt nischt

anderes übrig, man muß dem Lümmel noch was zujeben, ihm jut zureden, daß er Mieke Badekow schleunigst zum Altar führt!" Er sprang auf; seine verweinten Augen waren blutunterlaufen; er sah aus, als könnte er jetzt wohl einen, der ihm nicht den Willen tat, mit seinen Fäusten zu Boden hauen.

Erschrocken hing Grete sich an ihn: „Ach was, Johann, das wirste nich tun. Das wäre ja der jrößte Unsinn. Da blamierste dich ja erst recht und die janze Familie mit. Un wer weiß, wer es is — 'n Knecht, 'n Taglöhner! — Das darfste nich, nee, das leide ich nich!"

Aber er, der sonst immer auf ihr Wort hörte, hörte heute nicht auf sie. Den Kopf schüttelnd, machte er sich von ihr los. Seine Augen starrten mit einem ganz verbohrten Ausdruck geradeaus: „Janz ejal, wer es is!"

Sie rang die Hände. „Jott nee, der Mann, der Mann! Er is verrückt. Johann, ich sage dir doch, se sagt es ja nich, wer es is!"

„Und wenn ich es aus ihr rausprügeln soll — sie so lange prügeln, bis ich nich mehr kann, sagen muß se, wer es jewesen is!" Er knirschte es zwischen zusammengebissenen Zähnen, er schüttelte die Faust, als hielte er die Schwester schon gepackt und rüttelte sie, daß sie hin und her flog wie ein armseliges Nichts. Er stürzte zur Tür.

„Johann, wohin willste? Johann, Johann!"

Er gab keine Antwort mehr. In einer großen Betroffenheit blieb Grete zurück. —

Drüben auf der linken Seite des Hauses traf Johann nur die beiden Schwestern, Lene Lietzow und Marianne. Die alte Badekow hatte nach ihrer Britzer Tochter geschickt: Mieke wäre krank, sie möchte doch mal kommen. Nun war Marianne sofort erschienen, aber die Mutter war nicht da.

„Se is nach'n Kirchhof zu Vatern jejangen," sagte Lene und fing wieder bitterlich an zu weinen. Eben hatte sie Marianne unter vielem Schluchzen die schreckliche Geschichte erzählt.

Stumm wollte die junge Witwe ihrem Bruder die Hand reichen, aber er beachtete sie gar nicht. „Wo is Mieke?" fragte er bloß.

Ganz ängstlich sah Lene drein: Gott im Himmel, war der Johann böse, so hatte sie ihn ja noch nie gesehen! „Mieke is doch oben," sagte sie schüchtern. „Aber se liegt nich mehr zu Bette. Se is so weit janz wohl; se sitzt an ihrem Fenster."

Er hörte ihr gar nicht mehr bis zu Ende zu, schon tappte sein schwerer Schritt auf der knarrenden Stiege.

„Wenn doch bloß Jottfried schon da wäre!" flüsterte Lene beklommen. „Er wollte doch auch herkommen. Wo er nur bleibt?" Sehnsüchtig spähend drückte sie das Gesicht an die Fensterscheibe.

Marianne saß auf der Mutter Platz, und wie diese zu tun pflegte, faltete auch sie die Hände im Schoß. Sie war in schwarzer Seide, auch heute am Werktag; es ging etwas wie Sonntag von ihr aus. Man sah es ihr kaum an, wie betroffen sie war, ihr Gesicht war glatt

und friedlich trotz einiger Tränenspuren unter den Augen. Sie hatte den Blick zur Stubendecke gehoben, gespannt horchte sie nach oben: was wollte Johann denn oben, er würde mit Mieke doch nicht etwa Krach machen?!

Jetzt zog sie die Brauen zusammen: weiß Gott, es war so! Wie unrecht von ihm! Er trampelte, er schrie. Man verstand ganz deutlich, was er brüllte: ‚Vettel verdammte, mach nich, daß ich dich totschlage! Du sagst, wer es is — auf der Stelle!‘

„Wenn se's doch schon sagen wollte,“ wimmerte Lene. Sie kauerte sich bei der Schwester nieder und hielt sich die Ohren zu: „Ich kann es nich anhören, wenn Johann so schreit!“

„Ich auch nich,“ sagte Marianne. Sie stand auf. „Ich werde lieber mal raufgehen!“

Lene nickte erleichtert: „Ja, jeh du man! Ich wer' auf Jottfried warten!“

Mariannes Schritt, der anfänglich doch etwas zögernd gewesen war, wurde fester und eiliger, je höher sie die Treppe hinauf kam. Sie schüttelte den Kopf: s o mit Mieke zu schreien! Das hatte doch gar keinen Zweck.

Immer lauter dröhnte die Männerstimme. Die Grübchen in den runden Wangen der Frau vertieften sich, trotz allen Ernstes des heutigen Tages, für ein paar Augenblicke. So schlimm, wie es sich anhörte, war es doch wohl nicht; Männer sind immer gleich so rabiat, und schwerfällige Männer am meisten, die können nicht

so leicht ins ruhige Fahrwasser wieder zurückfinden! Marianne kannte ihren Bruder; sie hatte keine Angst. Entschlossen eintretend, drückte sie leise die Tür hinter sich zu.

Er hatte ihren Eintritt gar nicht gehört. Sie stand schon neben ihm, als er sie erst bemerkte. Er hatte so viel mit den Fäusten herumzufuchteln gehabt, mit den Füßen zu stampfen, mit den Augen zu rollen, daß er für nichts anderes Aufmerksamkeit hatte.

Das Mädchen, das ganz gemächlich im Stuhl am Fenster saß, sich all das, was er ihr zuschrie, anhörte, als ginge es sie gar nichts an, das immer denselben, gleichsam verwunderten Ausdruck behielt auf dem nichtssagenden Gesicht und in den glanzlosen Augen, war ihm unverständlich. Wie konnte diese Frauensperson so wenig Scham haben? Ein ganz verworfenes Geschöpf! Und doch war da etwas, das ihn zurückhielt, die Fäuste auf Mieke niederfallen zu lassen. Er konnte sie nicht schlagen. Und das brachte ihn noch mehr auf, gegen sie, gegen sich selber. Die Stimme brach ihm vor Erregtheit, der Ton schnappte ihm förmlich ab.

Da legte Marianne ihm die Hand auf die Schulter: „Schrei nich so, Johann! Wenn du so schreist, kriegste gar nichts aus ihr raus. Du kennst doch Mieken!“

„Sie soll mir sagen — ich muß es wissen — willste mir wohl jleich sagen, du altes Kalb, mit wem du dich einjelassen hast?!“ Er stampfte wieder auf. „Du —!“ Er unterdrückte nun doch das Schimpfwort, Mariannes Augen sahen ihn so vorwurfsvoll an. „Es is zum Ver-

zweifeln," sagte er, wie sich selber entschuldigend. „Da steht man nu und redt an wie jegen 'ne Wand! Nischt rauszukriegen!"

„'n Tag," sagte Mieke zur Schwester und nickte ihr zu.

Marianne war dicht zu ihr herangetreten; nun strich sie ihr die strähnigen Haare, die noch nicht ordentlich frisiert waren, aus der Stirn. „Soll ich dir 'nen Zopf flechten, Mieke?"

„Ja, ja!" Mieke war sofort bereit. „Mach man, det ich 'n bißken hübsch aussehe. Nachher kommt der Dokter — 'n hübscher Mann!" Ihre glanzlosen Augen belebten sich, in einem geschmeichelten Lachen zog sie dann den Mund breit: „Der is nich so eklig zu mir wie Johann. Sie sind alle eklig. Was er mich immer so anschreit," wandte sie sich klagend zur Schwester. „Was will er denn bloß?" Wie ein eigensinniges Kind verzog sie das Gesicht, ihre vorspringende Stirn krauste sich. In einer plötzlichen Erregtheit hob sie die Hände gegen den Bruder: „Jeh doch runter, du! Du hast mir j a r nischt zu sagen!"

„Nu wird se zu allem noch frech?! Da soll doch jleich 'n Donnerwetter —" Johann wollte wieder losfahren.

Aber Marianne, die hinter Miekes Stuhl getreten war, die verstrubbelten Zöpfe löste und, sie glättend, jetzt immer wieder und wieder mit dem Kamm hindurchfuhr, zwinkerte ihm zu: „Sei doch man stille!" Ein bekümmertes Blicken kam in ihre Augen: das war in der Tat

schlimm mit Mieke! So dösig wie jetzt war ihr die noch nie vorgekommen.

„Er soll aus meiner Stube jehn, sonst renne ich weg!“ Mieke wurde heftig.

„Sitz stille, sonst kann ich dich ja nich ordentlich frisieren. Ich will dir mal 'ne schöne Krone aufstecken!“

Da saß Mieke ganz still.

Marianne war wohl verrückt? Die mannstolle Jöhre noch in ihrer Eitelkeit bestärken?! „Mach se man noch janz verdreht,“ brummte Johann unwirsch.

„Ich wer' schon nich!“ Die blonde Frau lächelte ihn an. „Man muß Geduld haben. Siehste, nu biste nett,“ sagte sie dann, sich über die Schwester beugend. „Aber nu sage mal bloß, Mieke, wie konntest du uns das antun?! Du mußt nu nich so tückisch und unvernünftig sein; Johann schreit doch bloß, weil er so traurig ist. Willste es uns nich lieber sagen, wer dein Liebster ist — es wäre doch viel besser!“

Die Unglückliche sah die Schwester, in deren Augen jetzt anfingen Tränen zu schimmern, groß an. Immer größer und größer. Der gleichsam verwunderte Ausdruck, den ihre Augen bis dahin festgehalten hatten, wurde zu einem unsicheren. Plötzlich aufschluchzend, legte sie ihren Kopf an Mariannes Brust. Wie erschrocken kniff sie die Lider zu: „Ich weiß es nich!“

Da schlich Johann zur Türe.

Draußen blieb er stehen, verzweifelt glitt sein Blick über den weiten Bodenraum. Hier hatte er als Knabe zur Herbstzeit der Mutter immer fleißig

geholfen, Dill und Estragon, Bohnenkraut und Petersilie zum Trocknen ausgebreitet und dann für den Marktverkauf in Bündelchen gebunden. Noch schwebte der Geruch der Küchenkräuter in der Luft. Und da an den Eisenhaspen hing noch das abgerissene Ende des Seils herab, auf dem Jakob das nachzumachen versucht hatte, was er von den Künstlern im grünen Wagen, die früher alle Jahr ein paar Tage auf dem Tempelhofer Feld ihr Lager aufschlugen, gesehen hatte. Der Jakob war dabei eklig zu Falle gekommen, aber es war doch sehr spaßhaft gewesen. Ach — der älteste Badekow seufzte tief auf — hätte er's je gedacht, daß er hier einmal so unglücklich stehen würde?! So bis ins innerste Herz gedemütigt?! — — Sie wußte es nicht einmal — sie wußte es nicht einmal!

Aufstöhnend lehnte sich Johann schwer gegen die Wand. Es war ihm, als müßte er umfallen.

Drinnen weinte Mieke. Horch! Jetzt sagte sie wieder etwas! Ungeduldig klang es: „Ich weiß es doch nich!" Und dann, als Marianne zu ihr gesprochen hatte — was diese sagte, verstand Johann nicht, sie sprach so leise — ganz kläglich wie von einem Kind, das Strafe fürchtet: „Ich will es nich wieder tun, nee, jewiß nich!" —

Johann hatte noch einmal hineingehen wollen, nun ging er doch nicht. Was sollte er da drinnen noch? Da war nichts zu machen. Gar nichts. Sie wußte es nicht einmal — sie wußte es nicht einmal!

Den Kopf hochrot, die Augen zu Boden geschlagen,

stolperte Johann die Treppe hinunter, er torkelte wie ein Betrunkener. Grete hatte recht, das war das einzige: man mußte sie fortschaffen. Aber wohin?! — —

Doktor Hirsekorn war wieder oben bei Mieke, und die Mutter war auch oben. Die Geschwister saßen unten in der Wohnstube um den runden Sofatisch. Gottfried war jetzt da. Man hatte hin- und hergeredet, überlegt, beraten, gestritten, sich verständigt und doch wieder gestritten; die Gemüter waren zu sehr erregt. Nun sagte keiner ein Wort mehr.

Johann guckte finster vor sich nieder. Gretes Blick ruhte besorgt auf ihm: das hatte ihn aber mal mächtig gepackt! Hatte er da an den Schläfen seit gestern nicht viel mehr graue Haare bekommen?! Der Ärger kochte über in ihr: und all das um diese Mieke! Sie konnte nicht länger an sich halten, einen vorwurfsvollen Seufzer stieß sie laut aus: „Wie kann in 'ner anständigen Familie so was passieren?!"

Aber da muckte Gottfried auf: seine Mutter war doch auch eine Badekow gewesen. Die geborene Schellnack groß ansehend, sagte er spöttisch: „Na, du scheinst aber ooch nich Bescheid in deiner Familie zu wissen. Les man in der Chronik von Tempelhof nach, da steht et jeschrieben: es war 'ne Schellnack, die Tochter von einem Brose Schellnack, die sich, anno domini — na, ick weeß nich so jenau mehr wann, aber Jroßvater weiß Bescheid — die sich mit so 'nem Templer am Klarensee Rangdevus jab und dann eines Knäbleins jenesen is. Ja, 'ne Schellnack!" Schmunzelnd schlug er sich aufs Knie, er

freute sich: der hatte er mal ordentlich eins aufs Maul gegeben!

Grete konnte darauf nichts sagen; es blieb ganz still. Noch eine ganze Weile. Endlich hörte man oben mit den Stühlen rücken, die Tür quietschte, nun kamen Tritte die Treppe herunter. Sie kamen hierher.

Die Tür zur Wohnstube aufstoßend, sagte Hanne Badekow: „Treten Se man jefälligst noch 'n Oogenblick hier ein, Herr Dokter. Da sind meine anderen Kinder; se möchten Ihnen doch ooch mal sprechen!"

Der Doktor verbeugte sich mit einem kurzen Rundumsehen; er nahm Platz auf dem Stuhl, über den die Alte rasch noch mit der Schürze gewischt hatte. Nun saß auch er am runden Tisch wie die anderen. Aber da sie nichts sagten, sagte auch er nichts.

Eine mächtige Verlegenheit war über Johann gekommen; er fühlte wohl, es war an ihm, zuerst hier das Wort zu ergreifen, aber er würgte daran. Es war eine zu verwünschte Angelegenheit. Er winkte dem Schwager heimlich zu: der hatte doch sonst immer die große Schnauze!

Aber Gottfried sah angelegentlich nieder auf den Tisch: mochte Johann nur anfangen, er selber war doch erst in zweiter Linie beteiligt!

Die Mutter hatte sich nicht an den Tisch gesetzt. Sie war von ihnen fortgegangen, auf ihren Platz am Fenster. Die Kinder saßen um den Tisch wie verwaist.

Es blieb peinlich still. Die Gesichter erschienen alle blaß in der trüben Nachmittagsbeleuchtung. Draußen

fing der Westwind an vernehmlich zu schnauben, ein paar schwere Regentropfen klopften ans Fenster.

„Det jibt en Pladder," sagte plötzlich Gottfried. Einer mußte doch endlich etwas sagen. Aber ihm fiel nichts anderes ein.

Doktor Hirsekorn hatte flüchtig nach dem Fenster gesehn, nun rückte er auf seinem Stuhl.

Ach Gott, der hatte gewiß nicht länger Zeit! Wie konnten die Männer aber auch so stumm sein! Marianne Badekow fühlte ihr Herz klopfen. Sollte s i e denn da nicht lieber etwas sagen?

Der Doktor rutschte wieder, da räusperte sie sich — sie mußte ihre Stimme erst klar machen — und dann sagte sie rasch: „Ach, Herr Doktor, wir möchten Sie doch sehr bitten, daß Sie verschwiegen sind. Wir —" sie stockte.

Der Doktor hatte sie angesehen — lag es nicht wie eine große Verwunderung in seinem Blick?! Es klang fast beleidigt, als er jetzt sagte: „Ärzte sind immer verschwiegen!"

Na ja, freilich, da hatte er ganz recht. Er hatte auch recht, unangenehm berührt zu sein, es war auch zu dumm von ihr, so etwas zu sagen! Das verstand sich bei ihm ja ganz von selber, daß er verschwiegen war.

Eine Röte war dem Mann ins Gesicht gestiegen, da wurde die Frau auch rot: ach Gott, für wie dumm mußte der Doktor sie alle halten und für ganz ohne Lebensart! Die Millionenwitwe schämte sich; und diese Scham, die ihre Wangen färbte, machte sie jugendlicher.

Mit einer Schüchternheit, die seltsam stand zu ihrer fraulichen Fülle und dem starren Seidenkleid, streckte sie dem Doktor die Hand hin; er dünkte sie ganz nett, und die Mutter hatte doch auch gesagt, er wäre so nett gewesen — und überdies brauchte man ihn doch auch jetzt! „Nehmen Sie's nicht übel, Herr Doktor, daß wir heute so — so — na, so wie auf den Kopf gefallen sind. Das sind wir sonst gar nicht!"

„Nee!" sagte Gottfried.

Der Arzt lächelte ein wenig, da bekam Marianne Mut. Sie sah den fremden Mann voll an: ein richtiges Berliner Gesicht, kluge Augen, ein gutmütiges Lachen und die fahle Stadtfarbe. Er kam ihr auf einmal vertraut vor.

Obgleich er die Hand, die sie ihm entgegengestreckt hatte, nicht zu beachten schien, hielt sie sie noch immer hin. „Wir danken Ihnen auch, Herr Doktor. Wir sind wirklich übel dran, wir wissen gar nicht — ach Gott, ich glaube, die Mieke begreift es noch gar nich, was mit ihr los ist! — Sie helfen uns, nicht wahr, Herr Doktor?" Es klang bittend.

Er verbeugte sich, und nun nahm er ihre Hand; sie fühlte einen herzhaften Händedruck. „Es ist ja meine Pflicht!"

„Denn —" fiel es jetzt auf einmal Johann ein, sich zu äußern — „denn wir möchten um alles in der Welt nich, daß es hier in Tempelhof ruchbar würde. Das wäre schrecklich!"

„Entsetzlich!" stieß Grete heraus.

Lene fing an zu weinen.

Gottfried sagte: „Nee, wissen Se, Herr Dokter, det wär'n zu jroßer Skandal! Die janze Nacht habe ick drüber wachjelegen un nachjedacht: wie macht man't am schlausten?!"

„Es wird sich wohl kaum vermeiden lassen, daß Tempelhof sein Skandälchen bekommt!" Hirsekorn zuckte mit einem leichten Lächeln die Achseln. „Neugeborene Kinder pflegen zu schreien. — Und wir wollen hoffen, daß auch dieses Kind tüchtig schreit!" setzte er ernst hinzu.

Sie sahen ihn alle verdutzt an: wie meinte er das?!

„Nee, das jeht nich!" Grete entrüstete sich. Solch einen Skandal zu erleben?! Sie wurde dunkelrot, mit beiden Händen fuhr sie an die Ohren: „Das mit anhören? Nee, da mache ich nich mit!"

„So'n Frauenzimmer! Man hat immer jedacht, sie is doch wenigstens ein janz jutes Mädel — aber nu?! 'ne Rumtreiberin, 'ne Vettel!" Johanns Empörung steigerte sich wieder aufs neue. Er vergaß ganz, daß am Fenster die Mutter saß, die bei jedem Schimpfwort, mit dem er Mieke belegte, zusammenzuckte; er vergaß auch, daß ein Fremder mit am runden Tisch saß. Ängstlich sahen Frau und Schwester nach ihm hin; das Blut war ihm so zu Kopfe geschossen, daß ihn der Schlag rühren konnte.

Er schlug sich vor die Stirn, schwer hämmerte seine Hand auf dem Tisch: „'ner anständigen Familie das anzutun! U n s e r e r Familie! Hunderte von Jahren

haben wir ehrlich dagestanden — und nu auf einmal d a s?!" Er war ganz gebrochen.

„Beruhigen Sie sich, Herr Badekow!" Der Arzt hielt ihm die hämmernde Hand fest. „Sie werden krank, wenn Sie sich so aufregen!"

„Ach, Mann, siehste, ich sagte es ja schon!" fuhr Grete dazwischen. „Nu wirste noch krank — un alles um so eine, die —"

„Sie müssen Ihren Mann nicht noch mehr aufregen," schnitt der Doktor ihr streng das Wort ab. „Wenn er jetzt krank wird, tragen Sie ebenso viel Schuld daran, wie das Mädchen da oben; mehr Schuld, denn —"

Donnerwetter, der gab's ihr aber mal tüchtig! Gottfried wechselte mit seiner Lene einen raschen Blick: das konnte der Grete gar nicht schaden!

„Denn —" fuhr der Arzt sehr ernst fort — „das Mädchen ist nicht zur Rechenschaft zu ziehen. Herr Badekow, Sie müssen doch längst bemerkt haben, Sie sind doch kein Kind mehr, daß Ihre Schwester nicht normal ist? Wie kann ich mich als verständiger Mensch entrüsten über ein unglückliches Geschöpf, das — wer weiß, wie es kam — das aber jedenfalls mißbraucht worden ist!"

‚Ein unglückliches Geschöpf' — ‚mißbraucht'! Die Worte waren wie Keulenschläge.

Johann sah vor sich nieder: das hatte er ja noch nie gewußt, daß seine Schwester ein unglückliches Geschöpf war! Doch, gewußt wohl, aber nicht b e d a c h t. „Aber wenn ich nur wüßte, wer der Halunke is," murmelte er.

„Lassen Sie gut sein!“ Hirsekorn hob abwehrend die Hand. „Ich würde an Ihrer Stelle nicht nachforschen. Sie hören nichts Angenehmes und können nichts ändern. Sie müssen sich ins Unvermeidliche fügen, Herr Badekow!“

„Das tue ich ja.“ Johann senkte tief die Stirn. Er war ganz still. Aber dann fuhr er noch einmal auf: „Aber fort muß sie — fort, auf alle Fälle! Den Skandal will ich nich hier im Haus!“

„Ja, dafür bin ich nu ooch,“ stimmte Lietzow dem Schwager bei. „Dafür is Tempelhof denn doch zu klein, man hört 'n Kind schreien vom einen Dorfende bis zum andern. Hier jeht so was nich!“

„Nee, ach man bloß nich,“ seufzte Lene.

„Sagen Se, Herr Dokter, es jibt doch Anstalten jenug — ich meine nich jrade öffentliche — aber Anstalten, so'ne private“ — Gottfried druckste an jedem Wort — „so'ne Häuser, na, so'ne Frauen, wo man sie janz jut unterbringen könnte. Wissen Sie nischt?“

„Daraus wird aber nischt,“ sagte jetzt ganz energisch eine Stimme vom Fenster her. Die Mutter war aufgestanden, sie kam an den Tisch heran. „Det jebe ick nich zu, Herr Dokter. Nie zu, det sage ich euch. Mieke is so jut mein Kind wie meine andern Kinder. Ick wer' doch keins von meinen Kindern aus'm Hause stoßen?! Nee, Mieke kommt nich weg!“

„Det is ja janz schön jesagt,“ Gottfried nickte, „aber weißte, leichter jesagt als jetan!“

„Die Mieke kommt nich weg!“ Jetzt setzte die Badekow ihren Kopf auf.

„Verrückt!“ murmelte Grete. Laut zu sagen traute sie sich jetzt nichts mehr. Sie versuchte nur mit Lene einen Blick zu wechseln, doch diese sah starr vor sich nieder in ihren Schoß.

„Na,“ sagte Gottfried mit gerunzelter Stirn, „wenn du denn durchaus nich willst, denn man zu, Schwiejermutter. Aber wenn du denkst, du tust Mieken was Jutes damit, denn biste schief jewickelt. Der wäre es tausendmal besser, se machte det irjendwo janz in'n Stillen ab, als det janz Tempelhof mit Fingern auf ihr zeigt. Sehen lassen kann se sich denn nich mehr hier, det sage i ch dir!“

„Ich soll mein Kind aus'm Hause tun? Zu Jott weiß wem? D a s Kind, das mich am allernötigsten braucht?!“ Die alte Frau jammerte auf. Sie war vorher so ruhig gewesen, stramm hatte sie dagestanden, jetzt knickte sie förmlich zusammen.

„Trösten Sie sich, Frau Badekow! Kommen Sie, setzen Sie sich mal hierher!“ Der Doktor war aufgesprungen. Er legte den Arm um sie. ‚Wie ein Sohn‘, dachte Marianne. Er drückte die alte Frau sanft nieder auf seinen Platz und blieb neben ihr stehen. „Hätten Sie Ihre Tochter aus dem Hause tun wollen, so hätte sich vielleicht was leidlich Anständiges finden lassen — aber freilich, so gut wie bei Muttern würde sie's da nicht haben. Sie haben ganz recht, Frau Badekow, daß Sie Ihr Kind lieber bei sich behalten wollen!“

Sie schrieen alle laut auf, Lene, Gottfried, Johann, Grete: wenn der Doktor nun auch noch der Mutter zustimmte! Nein, aber es ging doch nicht, es ging durchaus nicht! Man war sich doch auch was schuldig! Die Mutter war eine alte Frau, der konnte die Zukunft egal sein, aber sie, die anderen, hatten noch mit der Zukunft zu rechnen — besonders für ihre Kinder! Wie Haß blitzte es aus vier Augenpaaren den Doktor an, diesen fremden Menschen, einen Menschen, den man bezahlte. Wie konnte er sich unterstehen, so aufzutreten?!

„Das jeht Sie jar nischt an!" schrie Johann grob den Arzt an.

„Dann holen Sie sich 'nen andern," sagte der ebenso grob. „So lange ich aber hier noch bin, sage ich auch meine Meinung!"

Johann machte den Mund auf, schloß ihn aber wieder.

„Nanu?" brummte Gottfried, doch auch er sagte weiter nichts.

Sie waren sehr unzufrieden mit dem Doktor — aber ein Kerl war der doch!

Marianne hatte still dagesessen, sich alles ruhig mit angehört, versonnen war ihr Blick. Nun sagte sie plötzlich mit einer gewissen Hast: „Damit kein Unfriede entsteht! Ich bin ja so allein für mich, mein Hof liegt ganz ab vom Dorf — mir hat kein Mensch was zu sagen!" Sie sagte es mit einem Blick auf die Geschwister, und in einem gewissen Stolz reckte sie dabei ihre volle Gestalt, daß das Seidenkleid in den Nähten

leise krachte. „Und was meine Dienstboten sind, die sind schon so lange bei mir, die werden den Mund halten. Ich wer' Mieken hinnehmen!" Sie wandte sich zur Mutter: „Wenn es dir recht is?"

Die Badekow blickte zweifelnd.

Da sah der Doktor die junge Witwe einen Augenblick mit seinen scharfen Augen nachdenklich an, und dann sagte er: „Da wird sie auch gut aufgehoben sein, Frau Badekow!"

Marianne war wohl verrückt? Das ging doch nicht! Johann erhob Einsprache, auch Gottfried fing jetzt an: nein, so was ging nicht, noch eine passable Witwe und dann Kleinkindergeschrei?!

„Was fällt dir ein? Was sollen denn wohl die Leute von dir denken?!" Lene entsetzte sich.

Grete murmelte wieder: „Verrückt!" Diesmal schon lauter.

Aber Marianne sagte mit einem Lachen, das wie eine Befreiung im Zimmer wirkte: „Das 's mir ganz egal, was die Leute denken!"

Früher war es ihr nie gleichgültig gewesen. Aber heute. Sie sah fröhlich aus. „Ich wer' sie schon runterkriegen vom Hofe, wenn sie schnüffeln wollen!" Sie lachte noch einmal auf, wie belustigt von einer Vorstellung. „Mein Faßan ist auf den Mann dressiert; wenn ich bloß zu dem sage: ‚Paß auf', läßt er keinen rauf auf den Hof. Da fliegen Fetzen!" Ihre Heiterkeit steigerte sich, sie sah den ernsthaften Doktor lachen, das machte ihr Spaß; er sah noch viel sympathischer

aus, wenn er freundlich war, ordentlich ein bißchen verschmitzt. Ja, der Städter, der mochte nun wohl denken: ‚Donnerwetter, 'ne schneidige Landfrau!‘ „Mieke kommt zu mir,“ sagte sie sehr bestimmt. „Ich nehm' sie heute noch mit, Mutter!“

„Na denn — na ja — wenn de denn willst! Wenn Sie ooch meinen, Herr Dokter?“ Die alte Frau sah von der Tochter zum Arzt, und von ihm wieder zu ihr.

Der Doktor nickte.

Da stieß sie einen Seufzer der Erleichterung aus: ach ja, wenn die Mieke bei der Marianne draußen sein konnte! Sie hörte jetzt nicht mehr, was die anderen auf sie einredeten. Mochten die sagen, was sie wollten!

Sie schrieen gewaltig: wenn es denn auch vielleicht anginge, daß Mieke bei Marianne unterkam und kein Mensch von der Geschichte etwas merkte, aber was sollte denn mit dem Kinde werden?! Das konnte doch nicht bei Marianne bleiben? In einen schönen Ruf käme sie. Was sollte man denn sagen? Und überhaupt — das Kind — das Kind, wohin mit dem Kind?!

Da sagte Hanne Badekow: „Wenn man bloß det Kleine seinen richtigen Verstand kriegt. Dann wird sich schon allens finden!“ Und sie faltete die Hände dabei.

Vierzehntes Kapitel

Rieke Längnick hatte ihren Spion wieder hervorgeholt. Sie hatte ihn schon zum alten Eisen geworfen gehabt, zwischen die Haken, die Klammern, die großen Nägel, die zerbrochenen Werkzeuge, zwischen all den verbogenen, verrosteten, nicht mehr nutzen Kram, den sie im Hinterhaus, in dem öden Raum, in dem man vormals Frucht aufgeschüttet hatte, sorgsam in einer großen Kiste verwahrte. Jetzt konnte sie ihr Spiönchen wieder gebrauchen; jetzt wohnte sie wieder vorne heraus.

Nach dem Tode der jungen Frau war die Mutter zum Sohn in die Villa gezogen; er hatte es nötig, er konnte doch nicht so ganz allein sein.

Spähend blickten der Längnick Augen hinüber zu Badekows: was ging denn da vor?! Nun war schon zweimal ein fremder Herr drüben gewesen. Das erste Mal war er mit Johann in der Kutsche gekommen; und jedesmal wurde er so höflich hinauskomplimentiert. Wer war es? Der städtische Herr war doch nicht etwa gar ein Freier, ein Freier für die Marianne?! Ein plötzlicher Schrecken befiel Rieke.

Nun Ethel im Grabe lag, waren alte Pläne in ihr wieder auferstanden: die Millionenwitwe war noch immer

zu haben. Und das ging doch nicht an, daß Paul immer und ewig der Engländerin nachtrauerte. Es war seit ihrem Tod schon ein halbes Jahr her, er mußte daran denken, seinen Kindern eine neue Mutter zu geben und selber doch auch noch etwas von seinem Leben zu haben. Und die Millionenwitwe war ganz die Rechte dazu — die einzig-Richtige. Wenn nur kein anderer sie dem Paul wegschnappte!

Mit eifersüchtigen Blicken bewachte die Späherin Badekows Haustür; doch der Herr, in dem sie den Freier witterte, ließ sich nicht mehr sehen. Aber auch von der Millionenwitwe war nichts zu erblicken. Das war wiederum etwas, das der Längnick Sorge machte. Was hatte die Marianne denn jetzt so Wichtiges vor, daß sie nicht wie sonst alle paar Tage zur Mutter kam? Es war wirklich an der Zeit, die Sache ernstlich in Angriff zu nehmen: Paul mußte hin zu ihr nach Britz. Es würde freilich schwer halten, ihn dazu zu bringen.

Paul Längnick verbrachte seine Tage in einem stumpfen Trübsinn. Sein Licht war erloschen; es wurde nicht mehr hell in ihm. Stumm saß er vor der großen Photographie, die er nach einem kleinen Visitbildchen Ethels hatte vergrößern lassen. Die Züge waren härter dadurch geworden, fast fremd, der weiche Liebreiz war aus ihnen fortgewischt, aber seine Blicke hingen doch daran; es war ja das einzige, was ihm von ihr geblieben war. Er hatte für nichts anderes mehr Auge; an seine Kinder dachte er nicht.

Die Großmutter hatte eine tüchtige Wärterin für

die zwei Kleinen angenommen, sie waren ganz gut versorgt.

Wie konnte sie ihn nur aus diesem stummen Anstarren reißen?! Die Längnick hatte es sich zur Aufgabe gemacht, den Sohn zu kontrollieren; er wußte es nicht, er merkte es nicht, aber ihr Auge war über ihm allezeit. Was? Auch nun sie tot war, die Wachspuppe, das spillrige Ding, auch jetzt, wo sie nun weg war, nahm sie noch so viel vom Paul an sich?!

Rieke Längnick ballte die Faust, wenn sie durchs Schlüsselloch sah, wie des Sohnes Augen am Bilde hingen, wie er es anstarrte, ohne sich zu regen — halbe Stunden, ganze Stunden, Stunden um Stunden. Und dann zuletzt weinte wie ein kleines Kind. Selbst nachts, wenn der heiße Wunsch, ihn auch dann zu kontrollieren, und Sorge, Angst, Liebe und Haß die Mutter nicht schlafen ließen, sie vor seine Zimmertür hetzten, selbst dann schlief er nicht, sie hörte ihn hin und her gehen. Lichtschein fiel durchs Schlüsselloch, er war aufgestanden, er schlich in den Salon, sie schlich hinter ihm drein. Da hing die große Photographie in dem breiten Goldrahmen, er fiel auf den Sessel vorm Flügel nieder, stemmte beide Arme auf die verstaubte Politur und starrte zum Bilde hinauf.

Dann wurde das harte Frauengesicht, um das die grauen Haarsträhnen unter der Nachtkappe hervorzüngelten, ganz fahl. Die Gestalt, die barfuß, in kurzem Unterrock, in kattunener Jacke nun schon so lange lauschend stand, erzitterte: die Tote auf dem Kirchhof draußen, die hatte doch immer noch mehr von ihm als die

Lebendige im Hause hier! So konnte und sollte das nicht weiter gehen.

Die Mutter war es, die den Sohn ermunterte, doch wieder einmal zu Kiekebusch zu gehen: da saßen sie alle und warteten auf ihn und würden sich so freuen, ihn wiederzusehen; er mußte doch mal wieder unter Menschen kommen!

Aber Paul ging nicht. Ethel hatte das Wirtshausgehen nicht leiden mögen, Ethel hatte auch gesagt: ‚Trink nicht so viel‘ — nein, nun wollte er auch nicht.

Da holte die Längnick aus dem eigenen Keller eine verstaubte Flasche herauf. Sie entkorkte sie, ein Duft nach altem Ungar entstieg ihr; sie schenkte ihm voll ein, sie setzte sich zu ihm.

„Schmeckt nich so alleine,“ sagte er mit trostloser Verdrossenheit und schob das Glas von sich.

Sie schob es ihm wieder hin: „Trink man, det jibt dir Trost!“

Da trank er sein Glas leer, hastig, auf einen Zug; und sie schenkte ihm wieder ein.

Rieke Längnick hatte in ihrem Leben nie etwas getrunken, das hatten die Männer der Familie immer zu gut besorgt; nun aber trank sie. ‚Schmeckt nich so alleine‘, hatte Paul gesagt. Nun trank sie mit ihrem Sohn. Er *sollte* vergessen, er *mußte* vergessen.

Alle Abend saßen sie so beisammen; und sie tranken Flasche um Flasche.

Jetzt wollte es Rieke schon bedünken, Paul sei nicht ganz so traurig mehr. Nun starrte er doch nicht immer

und immer nur das dumme Bild an. Und jetzt hörte er auch auf sie, als sie ihm vorschlug: „Jeh doch man bei Kiekebusch. Et tut dir jut, ick sage dir. Jeh man, jeh!" —

Früher, ganz früher, ehe Ethel gekommen war, hatte der junge Längnick seinen Stammsitz im Wirtshaus gehabt; jetzt hatte er ihn wieder. Kein Mensch wunderte sich darüber: Art läßt nicht von Art, der Alte hatte ja auch getrunken.

Es wurde nun immer recht spät. Wenn die Soliden nach Hause gingen, blieb der junge Längnick noch sitzen; es fanden sich immer ein paar, die mit ihm aushielten. Warum sollte er auch nach Hause gehen? Da war Ethel nicht mehr. Da war nur die Erinnerung und die Sehnsucht — er blieb lieber hier.

Die Längnick hatte gestörte Nächte. Alle Nacht saß sie auf und wartete auf ihren Sohn, denn einmal war er heimgekommen, hatte das Schlüsselloch nicht finden können, hatte einen bösen Fall getan und sich an den Spitzen des Gatters das ganze Gesicht verkratzt. Das durfte nicht mehr sein. Jetzt blieb das Gitter weit offen, und wenn er dann an die Haustüre schlug, war sie gleich da und machte ihm auf. Sie mußte sehr lange auf ihn warten.

Aber lieber warten, warten bis zum Morgengrauen, warten bis in die Ewigkeit, als daß sie es zugab, daß er das Bild anstarrte, das Bild der Wachspuppe, die mit den großen Augen von der Wand herunterblickte, als wäre sie noch lebendig. Jetzt konnte er

wenigstens abends und nachts die nicht mehr ansehen und morgens auch nicht, denn dann schlief er oft bis spät in den Mittag hinein.

Paul lachte jetzt auch zuweilen, wenn er von Kiekebusch nach Hause kam. Rieke hatte dann viel Mühe, ihn zu Bett zu bringen, mehr Mühe als sie bei seinem Vater gehabt hatte; der war einfach steif voll gewesen, aber jetzt mußte sie immer sagen: „Paule, na, wart man schon, Jeduld! Man nich so wild, so fix jehn die Stiebeln nich runter! Na, warte man, wenn dir erst die Millionenwitwe zu Bette bringt!"

Wenn die Längnick den Sohn dann endlich zur Ruhe hatte, strich sie noch lange durch die Räume der neuen Villa. Wie eine Furchtsame guckte sie in alle Ecken. Sie schrak dann zusammen bei einem Knistern der Tapeten, bei einem Knacken der Möbel. Ging da nicht jemand, ganz leise? Schlich nicht etwas an der Wand entlang? Und schlüpfte nach der Kinderstube? Und dann an den Flügel? Klang es nicht wie Geklimper? Die Saiten im Klavier schwirrten, ein kaltes Wehen ging durch die Stuben.

Sich fester in das Tuch einwickelnd, das sie fröstelnd über ihre Nachtjacke geworfen hatte, nahm Rieke Längnick ein Licht in die Hand. Sie leuchtete alle Ecken ab, sie sah in allen Winkeln nach, sie ging treppauf, treppab. Nirgendwo war jemand versteckt, alles leer.

Es waren nicht Menschen, vor denen sie sich fürchtete.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Bei Kiekebusch war man übereingekommen, dem

jungen Längnick nicht all das zu geben, was er bestellte; er merkte dies übrigens ja auch nicht. Wenn er fünf Gläser Bier trank und statt der sechs Schnäpse nur vier, so war das schon genug für ihn; er konnte jetzt gar nichts vertragen. Er sah für gewöhnlich schon aus, als wäre er betrunken: die Augen glotzend, das Haar verwirrt, und die Miene teilnahmlos. Sein Schädel schien fast noch dicker geworden zu sein. Und wenn man ihn anredete, gab er nur kurze Antwort oder auch keine; er hörte gar nicht recht zu. Um seine Ackerwirtschaft kümmerte er sich auch nicht mehr, die Alte besorgte alles. Es war ja auch nicht viel mehr damit zu tun.

Allenthalben in Tempelhof schrumpften die Betriebe ein, es lohnte sich nicht mehr, so wie früher den Feldbau zu betreiben und die Viehzucht; wenn man das Land verkaufte, kam man weit besser weg.

Die Landverkäufe gingen noch immer weiter, es kam viel Geld nach Tempelhof.

An der Gemarkung des Dorfes und an den Sandhöhen von der Hasenheide bis nach Alt-Schöneberg die Stadtgrenze entlang, wo in alten Zeiten die Weinberge gewesen waren, rührte sich jetzt überall die Bautätigkeit. Grenzsteine wurden verrückt, Ackerfurchen glatt gestampft, Buschwerk ausgerodet, Tümpel zugeschüttet, Kuten ausgefüllt, Sand abgekarrt, und dafür anderes zugekarrt: Steine, Ziegel, Bretter, Balken, Pfeiler, Eisenträger, Schienen. Binnen kurzem sollte der Bahnhof der Berlin-Tempelhofer Pferdeeisenbahn fertig wer-

den, und auch der mächtige Bau des Garnisonlazaretts nahm seinen Fortgang. Die dicken Schornsteine der großen Brauereien und einer chemischen Fabrik pusteten ihren Rauch auf die Chaussee. Den einsamen Pappeln, die den Anfang des Feldes säumten, rückten immer näher und näher hochstöckige Mietskasernen auf den Leib.

Aber der Kern des ungeheuren Feldes, jene riesige Brache, über deren flachen Teller die Himmelsglocke sich stülpt, war immer noch einsam. Sie blieb auch einsam, selbst jetzt, wo ringsum schon Leben war. Wer Verschwiegenheit suchte, konnte hierher gehen, er fand noch stille Plätzchen genug.

Von Tempelhof her kam Ida Lietzow. Sie eilte. Und alle paar Schritte drehte sie sich um: kam auch niemand?!

Früher hätte sie sich gefürchtet, wären nicht Menschen auf Rufweite gewesen und Häuser in der Nähe, jetzt hatte sie keine Scheu mehr. Vergangenen Herbst schon war sie oft hier gegangen, seitab von der Chaussee diesen kleinen Fußpfad, der, wie verwischt, nur dem Kundigen erkennbar, durch Sand und verdorrtes Gras führt.

Das war ja alles Unsinn, was Karl ihr damals erzählt hatte vom Franzosenpfuhl, an jenem Abend, an dem sie von der Illumination übers Feld zu Fuß nach Hause gegangen waren. Karl war damals betrunken gewesen — so wie jetzt immer! Geringschätzig zog sie die Mundwinkel herab. Er hatte sie bloß quälen wollen.

Aber jetzt konnte er sie gar nicht mehr quälen, er war ihr so gleichgültig; sie hatte keine Gemeinschaft mehr mit ihm.

Und wenn das kleine Ding, die Hulda, sie etwa verraten wollte — die sah ja alles mit ihren niederträchtigen Augen — dann sollte die nur schwatzen! War sie etwa eine Sklavin, daß sie sich von diesem Mann und diesem Kind zwingen ließ? Oho!

In den braunen Augen der jungen Frau flammte es auf. Sie war in Trauer, ihr Vater, der Wachtmeister, war Weihnachten gestorben; sie hatte nun nicht die Ausrede mehr: ‚Ich muß zu Vater nach Berlin‘ — pah, sie brauchte auch keine Ausrede mehr, sie ging eben auf eine Stunde, auf zwei Stunden, auch noch auf länger fort, ganz wie es ihr beliebte. Jetzt wurde es Frühling. Gott sei Dank, der eklige Winter war vorbei, in dem es fast unmöglich gewesen war, sich draußen zu treffen! Jetzt würden sie wieder zusammenkommen auf dem Plätzchen an dem umbuschten Tümpel, wo man ganz verborgen saß zwischen den sandigen Hügeln.

Ein Lächeln umspielte den eben noch so herben Mund Ida Lietzows und machte seine Lippen begehrenswert. Sie ging mit einem weichen Wiegen der Hüften, mit einem lässigen Schlenkern der Arme; immer weiter ging sie mit diesem Lächeln. Sie ging zum Stelldichein mit Julius Paschke.

War es nicht eigentlich toll, wie sehr sie sich in diesen Mann verliebt hatte?! Ida warf den Kopf in den Nacken: es gab doch auch noch andere Männer! Aber

diese Bauern, die sie täglich zu Gesicht bekam, die waren eben nichts für eine, die feiner gewöhnt war. In ihrer frühesten Jugend, noch nicht sechzehn war sie gewesen, da hatte sie einmal einen Leutnant gehabt, das heißt, der Vater war dahinter gekommen und hatte sie gleich geprügelt; sie war ein hochanständiges Mädchen geblieben. Und dieser Leutnant hatte einen Siegelring getragen wie Paschke, aber nicht halb so elegant war er gewesen, Paschke trug dazu noch einen Brillantring auf dem kleinen Finger.

Ob er schon da war? Er hätte ihr doch wohl entgegenkommen können! Sie fühlte eine lebhafte Ungeduld. So lange hatten sie sich nicht gesehen, Wochen nicht. Es hatte geregnet und geschneit, gestürmt und geschloßt, ein Schmutz war gewesen, daß man bis über die Knöchel waten mußte. Man hatte gelebt wie im Gefängnis. Schlimmer konnte es im Zuchthaus nicht sein; man war abgeschnitten von allem. Eine Lautlosigkeit hatte über Tempelhof gelegen, eine Verschlafenheit zum Verzweifeln. Mit Unlust war man aufgestanden, man hatte ja vom Tage nichts, gar nichts zu erwarten; mit Unlust war man zu Bett gegangen, auch die Nacht brachte nichts als einen schweren, bleiernen Schlaf. Selbst der Schlaf war langweilig in Tempelhof. Ah, wie anders war's doch in Berlin! Da waren die Straßen hell die halbe Nacht, da konnte man sich amüsieren, und kein Mensch paßte auf. Ha, da war Leben, Leben!

Mit heimlichen Tränen hatte die aufs Dorf Verschlagene den langen Winter durch an ihr Berlin gedacht.

Verbissen war sie im Hause umhergegangen; es lohnte sich ihr nicht einmal, sich ordentlich anzuziehen. In Tempelhof lohnte sich alles nicht. Die ganzen dunklen Wintertage war Ida in demselben alten Rock herumgeschlumpt ihre niedergetretenen Pantoffeln schlorrten, stiebende Federfläumchen hingen in ihrem Haar. Und wehe, wer ihr verquer kam!

‚Sie kommt!‘ hatte die kleine Magd ängstlich dem Hausburschen zugeraunt, und sich scheinbar eifrig über ihre Arbeit gebückt. ‚Sie kommt!‘ hatte Karl gemurmelt und sich in seinen Ausschank zurückgezogen. ‚Sie kommt!‘ Sich duckend war Hulda an der Stiefmutter vorbeigeschlichen.

Aber jetzt, jetzt! Idas Herz, das sich vor Ungeduld verzehrt hatte, hüpfte heute: sie ging i h m ja entgegen. Wie ein ganz junges Mädchen übersprang sie die Wasserpfütze, die noch in einer kleinen Vertiefung des Bodens stand. Ihr verschlossener Mund öffnete sich, sie summte etwas. Horch, die Vögel sangen auch!

Eine Lerche schwirrte tirilierend nahe vor der Frau auf und fiel ein Stückchen weiter in ein dichteres Grasfleckchen wieder ein wie ein rundes Bällchen. Und nun schoß ein zweiter Vogel auf und stürzte sich auch da nieder, wo der erste verschwunden war. Aha, die suchten sich! Ida hatte sonst nie die Natur beobachtet, sie hatte gar kein Auge dafür gehabt; heute sah sie auf einmal, daß es hier gar nicht so häßlich war. Das öde Feld war wie ausgetauscht. Ach Gott, wie war der Himmel so blau!

Es war noch kühl, ein Vorfrühlingstag, aber der Märzschnee war geschmolzen; die Pfützen, die noch da und dort zurückgeblieben waren, spiegelten alle das lachende Himmelsblau. Ein zartes Duften stieg auf von der Grasnarbe, neue Gräschen sproßten, die Schafe hatten sie noch nicht abgeweidet.

Tief atemholend, die Brust geschwellt, in den Pulsen ein Klopfen, in den Gliedern ein Prickeln, eilte das junge Weib immer hastiger voran. Es war ihm heiß vom eiligen Schritt, von den Blutwellen, die in ihm auf und ab stiegen.

Heute hatte Ida sich schön gemacht, ein gutes Kleid angezogen; und unter den Kragen hatte sie eine kirschrote Seidenschleife geknüpft. Die stand gut zu dem matten Gelbweiß ihrer zarten Haut, zu den braunen, glänzenden Augen. Sie hatte lange vorm Spiegel gestanden, an ihrem Haar frisiert: heute lohnte es sich.

Immer leichtfüßiger wurde der sonst so schlorrende Schritt. Da ragten schon die einzelnen höheren Schöpfe dunklen Kieferngestrüpps über eine Bodenwelle — das war die schützende Hecke — und dahinter war Sand, weicher Sand, ein stilles Wasser und — er!

War er das, der jetzt über die Sandwehe spähte?!

„Julius, Julius!“ Sie schrie laut, sie winkte.

Der Kopf verschwand.

Er mußte sie nicht gesehen haben. Sie schrie noch einmal: „Julius!“ Hier hörte sie ja zum Glück kein Mensch!

Aber als sie den Platz des Stelldicheins erreichte, als

sie hinaufstürmte auf die Sandböschung mit der Absicht, im losen Sand dann hinunterzurutschen, dem, der wartend unten stand, lachend so in die Arme zu gleiten, war er noch nicht da. Niemand war da.

Nach einer Weile erst kam Paschke aus entgegengesetzter Richtung langsam heran. Erst als er sie ungeduldig winken sah, beschleunigte er seine Schritte.

Aber er war nicht in gleicher Stimmung wie sie; er war mißgelaunt. „Geschäfte," sagte er und zwirbelte mit der beringten Hand nervös den blankgewichsten blonden Schnurrbart. Erst nach und nach steckte ihn ihre Liebeslust an. Sie ließen sich nieder.

In die versteckte Mulde des Pfuhles hatte die Mittagssonne heute hineingeschienen, kein Wind hatte die Wärme wieder hinausgetrieben. Es lag sich wohlig hier.

— — — — — — — — — — — — — — — —

War noch jemand hier außer ihnen?! Ein Schatten war auf das den Himmel spiegelnde Wasser gefallen, leise fing der Sand an zu rieseln.

Paschke wurde unruhig. „Es wird kühl," sagte er, obgleich Ida ihn umstrickt hielt mit ihren Armen. Er langte nach seinem Hut: es war höchste Zeit, sie mußten jetzt gehen! Es war ihm auf einmal unbehaglich geworden. Man hatte schon so manches Unheimliche gehört vom Tempelhofer Feld. Seit an der Peripherie gebaut wurde, zog sich erst recht das Gesindel hierher.

Er sprang auf; er glaubte etwas gehört zu haben hinter der Sandwehe ihnen im Rücken. „Wer ist denn

da?" wollte er gerade fragen, sich umdrehen, da sah er vor sich, nur zehn Schritte weit ab, einen Kerl stehen, der ihnen zusah. Und hinterm Buschwerk kam noch ein zweiter vor. Beide lachten unbändig.

Was wollten sie?! Paschke versuchte, gleichmütig zu tun, aber es gelang ihm nicht. Die zitternde Ida hing ihm wie Blei am Arm, und er hatte nichts, gar nichts zum Schutz als einen seidenen Regenschirm.

„Den kann ick jrade jebrauchen," sagte der erste Kerl und schlug Paschke den wie zur Abwehr erhobenen Schirm mit seinem Stock aus der Hand. Die Kerle hatten beide Stöcke, Stöcke, die so aussahen, als hätten sie Bleiknöpfe.

Verflucht! Wäre er doch nur nicht auf Idas verrückten Wunsch eingegangen, sich hier wieder mit ihr zu treffen! Eine Wut gegen das Frauenzimmer, das ihn hierhergelockt hatte, überkam plötzlich Paschke. Was sollte er jetzt machen?! Mit Blitzesschnelle erwog er alle Möglichkeiten. „Lauf!" raunte er Ida zu, und sprang dann selber davon mit einem behenden Satz.

Aber Ida konnte nicht fortlaufen. Einer der Strolche, ein breitschulteriger Mensch in zerlumpten Kleidern, hatte sie um den Leib gefaßt. Er preßte sie an sich mit roher Gewalt. Ins Gesicht sagte er ihr eine Gemeinheit; er wollte sie niederwerfen.

Sie rang mit ihm. Die Verzweiflung gab ihr die Kraft, sich zu widersetzen; sie stieß einen gellenden Angstschrei aus.

Paschke drehte sich noch einmal um: konnte er sie

so im Stiche lassen?! Da bekam er einen Schlag auf den Kopf, der ihn taumeln machte. Mit beiden Händen fuhr er nach seinem Schädel — der Hut war ihm eingetrieben. Ehe er sich noch besinnen konnte, was eigentlich geschah, bekam er schon wieder einen Schlag, über die Nase, daß das Blut spritzte; es wurde ihm grün und gelb vor den Augen. Und dann wurde er zu Boden geworfen. —

Idas Kräfte drohten zu erlahmen. Sie kratzte, sie biß, sie trat, sie spuckte — aber was vermochte das gegen die Kraft, die sie unwiderstehlich niederdrückte?! Verzweifelte Hilferufe stieß sie aus, die weithin über das der Dämmerung entgegengrauende stille Feld kreischten.

„Biste stille!" Der Bursche wollte ihr den Mund zuhalten.

„Schmeiß se in'n Puhl rin," sagte roh lachend der andere, der sich über Paschke hergemacht hatte. „Denn wird se'n Rand halten!"

„Hilfe! Hilfe!"

„Nanu?" Hinter der Sandwehe richtete sich plötzlich jemand auf. Es war der Rixdorfer. Da hatte er schon die ganze Zeit gelegen und das Pärchen belauscht, das so verliebt war, daß es gar nicht bemerkt hatte, wie Schicksen-Aujust und Klamotten-Ede vom waldigen Teil der Hasenheide her übers Feld herangeschlendert waren. „Nimm dir in acht, Schicksen-Aujust! De Blauen halten sonst Razzia. Man hat so schonst kaum seine Bleibe mehr hier. Laß ihr laufen; Klamotten-Ede

nimmt sich sonst allens. Haste jesehen, den Brillantring? So was bringt dir die Schickse nich in!"

Sie stürzten sich alle drei wie die Wölfe über den am Boden Liegenden, ganz Betäubten.

Kaum hatte Ida den Griff des Burschen sich lockern gefühlt, so schrie sie nicht mehr. Lautlos jagte sie davon. Mochte hinter ihr geschehen, was da wollte! Sie fühlte jetzt nur, daß sie frei war, laufen konnte, laufen, und daß ihr nichts geschehen war.

Der Pfad ging zu Ende, da war schon bald die Chaussee! Und jetzt kam langsam der Omnibus angezockelt.

Sie winkte ihm; sie stieg ein mit zitternden Knieen, aufatmend sank sie auf die Bank. Sie war allein im Gefährt. Nun besah sie ihre Kleider; der Ärmel ihrer Jacke war ausgerissen, ein Fetzen hing am Rock, noch andere Risse klafften. Sie verbarg die Schäden, so gut es anging.

O, das verwünschte Feld! Noch schlugen die Zähne ihr. Aber je näher sie Tempelhof kam, desto mehr beruhigte sie sich; tiefer und gleichmäßiger holte sie Atem, ihr totblasses Gesicht erhielt wieder Farbe. Beim Aussteigen gab sie dem Kutscher ein Trinkgeld. Sie war gerettet. — — —

An der Tür des Hauses stieß sie auf das Kind. Was machte der Balg nur für Augen?! Sah man es ihr denn an?!

Oben in der Schlafkammer schaute die Frau in den Spiegel, und sie erschrak. Wie sah sie aus! Wie eine,

die im Graben gelegen hat; das Kleid war zerrissen und über und über beschmutzt. Das hatte sie im Omnibus alles nicht so bemerkt. Ihr Gesicht war auch schmutzig, und ein paar gehörige Kratzer hatte sie weggekriegt und — sie entblößte ihre Arme — und was für blaue Flecke!

Schaudernd schloß Ida die Augen. Nun die Aufregung nachgelassen hatte, fühlte sie sich plötzlich schwach werden. Tappend ging sie zu ihrem Schrank. Da hatte sie immer etwas Kräftigendes stehen; sie hatte ja stets soviel Ärger, ein paar Schluck mußte sie dann immer nehmen, damit ihr all der Verdruß nicht auf den Magen schlug. Sie nahm auch jetzt einen tüchtigen Schluck. Und dann kroch sie in ihr Bett und zog sich die Decke hoch herauf; ein beständiges Rieseln lief über sie hin, noch immer fühlte sie die gewaltigen Fäuste an ihrem Leibe.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Kunde lief um: es mußte am Franzosenpfuhl wieder etwas passiert sein. Ein Mord?! Jawohl, ein Mord! Und einer, von dem man nie etwas Näheres erfahren würde, denn der Ermordete war spurlos verschwunden. Man hatte ihn wohl verscharrt irgendwo im weiten Feld, oder in einem Sack fortgeschleppt, wer weiß wohin.

Der Schäfer hatte die Neuigkeit nach Tempelhof gebracht. Heute hatte er die Schafe zum ersten Mal ausgetrieben, grasend hatten sie sich weitab verstreut. Da hatte er am Franzosenpfuhl Blut gefunden, viel Blut; der Sand hatte es zwar eingesogen, aber die dunklen

Flecken waren doch noch unverkennbar. Und ein eingetriebener Hut lag daneben und eine leere Börse, deren Inneres nach außen gekehrt war, und ein Paar alte Stiefel, die kaum mehr Sohlen hatten und lauter klaffende Risse.

Sämtliche Kinder Tempelhofs stürmten zum Franzosenpfuhl. Lietzows Fritze schleuderte den zu einem platten Kuchen gewordenen Hut immer wieder mit dem Fuß jauchzend in die Höhe, bis er auf einmal mitten im Pfuhl versank. Da war der Spaß erst recht groß; man stökerte mit Stöcken danach, man fischte, man piekte, man stocherte, man peitschte — der Hut löste sich auf. Und so ging es auch mit dem Portemonnaie. Als die Berliner Polizei erschien, waren alle Spuren verwischt. Man erfuhr nicht, wer das Opfer gewesen war.

Als in Karl Lietzows Ausschank jemand von dem Überfall auf dem Tempelhofer Felde sprach, wurde die Frau sehr bleich. Sie schenkte gerade einen Kümmel ein, ihre Hand zitterte so, daß der Schnaps nicht ins Glas, sondern auf den Tisch lief.

Auch im Laden erzählte man vom Überfall. Da verschüttete Ida das Mehl, das sie gerade abwog, und beim Wechseln eines Talers verrechnete sie sich zu ihren Ungunsten um fünf Groschen; sie war ganz verwirrt. Schwer lehnte sie sich, als der Käufer gegangen war, gegen das Ladenregal. War er wirklich tot? Das sollte ihr leid tun. Ihre Kniee bebten, und doch wunderte sie sich darüber, daß sie keinen heftigeren Schmerz empfand. Die Angst: wenn nun alles herauskam?! war

größer als der Schmerz. Aber am Ende fand man ihn nicht? Und dann würde nichts herauskommen, denn sie selber würde nie, nie etwas sagen!

Doch der Blick der Stieftochter war ihr lästig. Eigentlich konnte Hulda ja gar nichts wissen, wenn sie ihr auch immer nachspionierte auf Tritt und Schritt. Und doch mußte diese Fledermaus, die im Dunkeln sah und überall durchschlüpfte, etwas ahnen. Hätte sie sonst solche Augen gemacht, so dumm-neugierig und dabei so schlau?!

Als eine Kundin erzählte, daß man am Tage des Mordes durchdringende Schreie einer Weiberstimme auf dem Feld gehört haben wollte, glaubte Ida im Gesicht des Kindes, das gespannt zuhörte, ein heimliches Lächeln aufzucken zu sehen. Wie würde der Balg erst tückisch grinsen, wenn er wüßte, daß die kirschrote Schleife, die man jetzt erst in einem Busch am Franzosenpfuhl entdeckt hatte, — das Kieferngestrüpp hatte sie festgehalten mit seinen ruppigen Armen — ihre Schleife war, die Schleife, mit der sie sich geschmückt hatte zum Stelldichein. Ida hatte bis dahin nichts vermißt, erst als man vom Funde erzählte, suchte sie ihre kirschrote Busenschleife und fand sie nicht; da erinnerte sie sich, Paschke hatte sie ihr mit tändelnden Fingern gelöst. Der andere mußte sie ihr abgerissen haben.

Unruhig fuhren Idas Blicke umher, sie stöberte in der Stieftochter undurchdringlichem Gesicht: wußte die was, wußte die nichts?! Mit bleichen Lippen versuchte sie ein Lächeln. Sie war noch nie so freundlich zu dem

Kinde gewesen, sie lockte es an sich. In den Laden zog sie es hinein, schob ihm eine Schote Johannisbrot zu und von den roten Bonbons aus der Glasvase.

Aber Hulda schenkte dem Johannisbrot keinen Blick; scheu sah sie die Stiefmutter von der Seite an, und dann erwischte sie eine Gelegenheit und entschlüpfte. Die Bonbons ließ sie liegen.

Da erschrak die Frau bis ins innerste Herz: Hulda nahm keine Süßigkeit und war doch sonst so vernascht! Warum nahm sie von ihr nicht Johannisbrot noch Bonbons?! Das quälte Ida. Ach, wenn man's doch herauszwingen könnte, was einer sich denkt! Die Zähne zusammenbeißend, sich kaum beherrschend vor einer Wut, die aber weit mehr Angst war, ging sie umher.

Und wie die Frau das Kind fürchtete, so fürchtete dieses die Frau. Was hatte die Stiefmutter vor, daß sie es in den Laden gezerrt hatte, ihm Johannisbrot und Bonbons hatte schenken wollen?! Hulda hatte Schneewittchen nicht vergessen: im Buche stand es ja, die böse Stiefmutter gab Schneewittchen einen Apfel, der war schön anzusehen mit roten Bäckchen, aber als Schneewittchen hineinbiß, fiel es um und war tot. ‚S i e' hatte ihr rote Bonbons zu essen geben wollen! Das Kind schauderte: o, nicht davon essen! Es hatte Angst. — —

Wie ein Druck lastete es auf Karl Lietzows Haus, selbst die Gäste empfanden diesen; es wollte keine rechte Lustigkeit aufkommen, wenn man dort beim Glase saß. Die schöne Frau hatte manchen angelockt, aber für den gemeinen Mann war die ja doch nichts. „Sie

is zu hochjeschnuffen," sagten die Fuhrleute und Ackerknechte.

Der Besuch in Lietzows Ausschank war nie sehr rege gewesen, jetzt ließ er noch mehr nach. Das merkte Ida. Sie merkte es mit einem Erschrecken: gingen die Gäste wo anders hin, um ungestörter über sie zu skandalieren?! Sie lebte in einer beständigen Angst. Alle Morgen überflog sie die Zeitung — von Paschke stand nichts darin. Kein Wort mehr hörte sie von der ganzen Geschichte. Aber ihre Angst blieb lebendig. Das hätte sie selber nicht geahnt, daß es ihr so wenig gleichgültig sein würde, was die Tempelhofer über sie sagten. Wenn sie dachte, daß sie drüben bei Gottfrieds zum Beispiel zur Bank gehauen werden würde, dann wurde sie blutrot. Vor denen schämte sie sich. Was Karl dazu sagen würde, das war gleichgültig — pah, den konnte sie ja immer noch um den Finger wickeln, wenn sie nur wollte! Es schoß ihr plötzlich ein Gedanke durch den Kopf: wie dumm war sie doch, sie mußte Karl hinschicken, den Bruder aushorchen! Lietzows waren ja mit Paschke verschwägert. Sie mußte endlich von ihrem Julius etwas hören! Das redete sie sich ein. Jetzt war ihr ihr Julius schon seit drei Nächten im Traum erschienen. An seine Adresse eine Zeile zu schicken, getraute sie sich aber nicht. Denn wenn er nicht mehr unter den Lebenden weilte, dann wurde ihr Brief aufgemacht, und wenn sie auch nur mit ‚J.' unterzeichnete, es konnte eine Spur abgeben, die zu ihr hinführte. Ach, armer Julius, es waren doch schöne Stunden gewesen! Sie vergoß Tränen.

In der Nacht lag sie lange wach: was für einen Vorwand erfand sie, um Karl hinüberzuschicken?! Am Morgen wußte sie Rat. Stracks ging sie ins Schenkzimmer. Sie hatte längst ihre Schlafstätte für sich allein, sie sah ihren Mann oft nicht bis Mittag; nun war er erstaunt, daß sie ihn so früh aufsuchte und daß sie ihm freundlich Guten Morgen bot. Vielleicht seit Wochen zum ersten Mal sah sie ihn an — pfui, wie sah er aus! Sie fand ihn abscheulich, sie begriff sich heute nicht, daß sie diesen Menschen einstmals hatte ansehnlich finden können. Freilich, er war reich gewesen — pah, so arg war das mit dem Reichtum gar nicht! Sie hatte sich viel mehr versprochen. Auch damit war sie hereingefallen. Es kostete sie eine Überwindung, den Mann anzulächeln, der da auf schwachen Beinen stand, sie verdunsen anstarrte und mit seiner verschleimten Stimme hustete. Aber sie bezwang sich: heute mußte er ja Kundschafter für ihre Liebe sein! Und überdies fing ihr die Sache jetzt an förmlich Spaß zu machen: war das nicht wie auf dem Theater? Sie setzte eine wichtige Miene auf: „Die Zigarren sind alle!"

Er nickte.

„Ich hab neue bestellt."

Er nickte.

„Aber sie sind immer noch nich eingetroffen."

Er nickte wieder.

„Ich muß sie aber haben," stieß sie ungeduldig heraus und stampfte mit dem Fuß auf. „Ich habe sie bei Paschke bestellt!"

„Na jut.“ Er nickte.

Das war ja zum Verzweifeln, dieser Mensch begriff rein gar nichts! Die Lippen kniffen sich aufeinander, am liebsten wäre sie nun hinausgerannt, hätte die Tür hinter sich zugeschmettert, aber —

„Geh doch mal rüber zu deinem Bruder,“ sagte sie in schmeichelndem Ton und lächelte dabei sauersüß. „Ich möchte gerne wissen, warum Paschke die Zigarren nich schickt, ich brauche sie so nötig im Laden. Is er krank? Is er — is er — wo bleiben meine Zigarren? Wo — wo — is Paschke am Ende nich da?!“ Sie stieß es ruckweise heraus.

„Schreib an ihn,“ sagte er gleichgültig.

Es durchfuhr sie: wirklich, wenn sie das nun als Vorwand nähme? Aber nein, nein, dann mußte sie ja noch wer weiß wie lange auf einen Bescheid warten — so lange! — und sie mußte bald, gleich, jetzt, sofort wissen, woran sie war. Sie glaubte diese Ungewißheit, diese Angst nicht länger mehr ertragen zu können. „Fällt mir gerade ein, zu schreiben! Du hast nichts zu tun, lungerst den ganzen Tag bloß rum, du kannst doch wohl mal für mich rüber gehn!“ Sie war empört, sie vergaß ganz, daß sie ihn hatte sanft behandeln wollen. „So'n Faulpelz!“ Sie sah verächtlich auf ihn herab.

Er drehte ihr den Rücken, er wollte aus der Stube gehen, da er nicht Lust hatte, mit ihr zu zanken.

Doch sie sagte rasch: „Na, bleib man, wir wollen uns wieder vertragen. Siehste, nu wollte ich mal nett zu dir sein, und nu bist du gleich eklig!“ Sie schmollte;

dies Schmollen paßte nicht zu ihr, aber er merkte es nicht.

Wenn sie doch immer so nett zu ihm sein wollte! Dann würde manches anders sein. Er sah sie an mit einem eigentümlichen Blick.

Sie glaubte ein Mißtrauen in diesem Blick dämmern zu sehen: er merkte doch wohl etwas? Hatte sie sich verraten? Eine Röte schoß ihr ins Gesicht, sie wendete sich ab, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

Da legte er ihr die Hand auf den Nacken. Sie trug immer den Hals frei; nun fühlte sie seine feucht-kalten Finger auf ihrem warmen, bloßen Fleisch. Es durchschauderte sie, wie seine zitternde Hand über ihren Hals hintastete. Sie mußte an sich halten, um nicht laut aufzuschreien, aber sie hielt still. Das tat sie ja alles Paschke zuliebe — ach Julius! Sie hätte weinen mögen über sich selber: welch eine Dulderin war sie doch! —

Langsam war Karl Lietzow zum Bruder hinübergeschlorrt. Im Grunde ging er nicht gern. Die Brüder hatten sich nie gut vertragen, Gottfried war immer so einer gewesen, dem nichts am Zeuge zu flicken war. Karl brummte: was war das doch für ein Eigensinn von der Ida, daß sie durchaus jetzt Bescheid haben mußte wegen der Zigarren! Es eilte doch gar nicht. Wenn sie ordentlich nachsehen würde, würde sie schon noch irgendwo Zigarren genug finden.

Verdrossen klopfte er an der Wohnstube an — die Haustüren standen immer offen in Tempelhof — kein Mensch sagte ‚Herein‘. Er trat ein — leer. Er steckte

den Kopf nebenan in die Stube — auch niemand. Dann ging er suchend auf die andere Seite des Flurs. Alles so nett, die Betten schneeweiß gedeckt, die Dielen blank wie neugestrichen, durch die lichten Gardinen helle Sonnenkringel überall. Die Helle blendete Karl. Drüben bei ihm war's dunkler — Schattenseite. Aber ein bißchen sauberer könnte es Ida wahrhaftig doch halten! Er stand und sah sich um: weiß Gott, der Gottfried wohnte hübsch! Ja, der hatte es immer verstanden, sich das Leben gemütlich zu machen. Ja, der hatte aber auch Geld, viel Geld. Bei Kramladen und Ausschank kam nichts heraus; da verbrauchte man mehr, als man einnahm. Weiß der Kuckuck, wie das zuging! Karl hüstelte. Na, es würde ja schon noch reichen! Und dann war doch auch noch der Acker da. Der war ihm bisher lästig gewesen — er war kein Bauer — er hatte das Land verpachtet, es hatte wenig getragen, sich nicht recht gelohnt. Aber nun würde es ja noch mal ein schönes Stück Geld bringen!

Aus der Küche kam Geklapper. „Wer is'n da vorne?" rief Frau Lenes Stimme, und dann kam sie selber gelaufen in der großen Ginghamschürze, die Ärmel aufgestreift, mit Mehl bestäubt, aber glatt um den Kopf, die Backen blank wie eben poliert. Sie war erstaunt, Karl zu sehen. Gottfried war nicht zu Hause — aber wenn sie was bestellen sollte?

„Nee!" Er setzte sich auf den nächsten Stuhl, die Beine waren ihm immer lahm.

Wahrhaftig, Gottfried hatte recht, Karl sah nicht

aus, als ob er's lange mehr machen würde! Lene sah den Schwager ganz erschrocken an: „Fehlt dir was?" Ihre Gutmütigkeit war größer als ihre Abneigung.

Er antwortete nicht.

Sie wurde verlegen, sie wußte gar nicht recht, was sie sagen sollte — er mußte doch was wollen? Geld?! Der Gedanke durchfuhr sie; alle Welt wollte ja jetzt Geld.

Aber als ob er ihre Befürchtung erraten hätte, sagte er jetzt: „Ich will nischt von Jottfried. Meine Frau möchte wissen, was mit Paschken los is, daß er die Zijarren nich schickt. Ihr wißt doch wohl Bescheid, ihr steckt ja immer zusammen in der Familie!"

„Wir — mit Paschken?" Lene hob abwehrend die Hände; nun war ihr die Zunge auf einmal gelöst. „Danke sehr, mit dem wollen wir nischt zu tun haben, der is ja pleite. Jottfried is eben zu Muttern hin, jestern abend hat Paschke wieder jeschrieben: wir sollten ihm doch helfen — ‚um Jottes willen' — ‚um Aujustens willen!' Konkurs — Manifestationseid — er hatte doch jetzt 'n Bankgeschäft. Zijarren hat er ja längst nich mehr. Allens verramscht dazumal. Das wißt ihr nich?!"

„Was jeht mich das an!" Gleichgültig zuckte Karl die Achseln, gähnend stand er auf: nun hatte Ida den Bescheid. „Juten Morjen!" Er wollte der Schwägerin die Hand geben.

Aber resolut legte Lene ihre Rechte auf den Rücken: „Ich bin dir böse!"

Jetzt war die Gelegenheit, ihm einmal ordentlich

Bescheid zu sagen, wer weiß, ob sie ihn noch einmal so zu fassen bekam. Etwas vom Geist der alten Badekow lebte auch in Lene. Sie wurde energisch. „Es is janz unerhört von dir, wie wenig du dich um Hulda'n kümmerst!" Sie sah ihn herausfordernd an: er sollte es sich nur unterstehen, ihr grob zu kommen!

Aber er sagte gleichgültig: „Na, was is denn?"

Das ärgerte sie noch mehr als eine Grobheit, sie wurde rot. „Du versündigst dich an deiner Tochter — Kinder sind 'n Jeschenk vom Himmel, du hältst es aber nich wert. Mich dauert das Kind in der tiefsten Seele!"

„Is se denn krank?"

„Nee, aber se jeht d o c h ein! Wenn ich denke, wie i c h zu meinen Kindern bin!" Tränen schossen Lene in die Augen. „Und wie i h r zu dem kleinen Ding seid!"

„Kein Mensch tut ihr was," sagte er verdrießlich. „Ida is nu mal nich für Zärtlichkeiten, aber Haue kriegt die Jöre nie. Und ich — ich sehe sie ja überhaupt jar nich!"

„Das is es ja jrade!" Die feuchten Augen Lenes fingen an zu funkeln; sie stieß dem Schwager, der sich erheben wollte, mit dem Zeigefinger so kräftig gegen die Brust, daß er sich unfreiwillig wieder auf den Stuhl zurücksetzte. „Was unsere Mutter is, die hat uns oftmals jehauen; noch als ich schon mit Lietzow versprochen war, hab ich 'ne Ohrfeige von ihr jekriegt — aber so 'ne Haue is lauter Liebe. Ich jlaube, die Hulda ließe sich janz jerne mal hauen — ach, die is ja so helle, die fühlt mehr wie'n anderes Kind, daß sie 'ne Stief-

mutter hat. Und zu d e m Unglück auch nich mal 'nen richtigen Vater!"

„Hat se sich beklagt?" fragte er finster.

„Wo denkste hin? Die sagt doch nischt!" Lene beeilte sich, das zu versichern, daß er nur ja keine Wut auf das Kind bekam.

Aber er sah nicht wütend aus; in seiner lässigen Gleichgültigkeit dämmerte etwas wie Nachdenken. „Ich hab se aber doch lieb," murmelte er.

„Na, denn mußte dich auch 'n bißken um se kümmern! Ich kann es jar nich verjessen, wie se nachts hier unterm Fenster weinte. Totheulen hätte ich mich können. Meine Kinder lagen warm im Bett, und das Unjlückswurm trieb sich noch draußen rum!"

„Se konnte sich ja reinscheren!"

„Ja woll, wenn man sich nich traut!" Lene war ganz aufgebracht. „Du hast doch auch Angst vor deiner Frau! Und die Hulda — na, ich bin immer freundlich zu ihr und Jottfried auch, aber sie is ja so verschüchtert, sie traut sich an keinen mehr ran. Ich weiß nich, woran es liegt, deine Frau muß 'ne Art haben — 'ne Art!"

„Die hat se!" Karl Lietzow nickte.

Lene glaubte auf seinem Gesicht plötzlich eine große Traurigkeit zu sehen. Aber sie hatte sich wohl getäuscht, denn er sagte jetzt bloß: „Na, wir wollen sehen!" — —

Als Gottfried nach Hause kam und Lene ihm von ihrem Gespräch mit Karl erzählte, wollte er nichts davon hören. Heute sollte sie ihn mit Hulda, mit Karl,

mit der Person, der Ida, überhaupt mit der ganzen Gesellschaft zufrieden lassen. Man hatte schon genug Ärger mit dem Paschke! Auguste sollte zurückkommen, mußte zurückkommen auf alle Fälle! Mutter verlangte es, Mutter wußte ja nun endlich Bescheid. Johann und er hatten es ihr beigebracht, ihr es jetzt geradeheraus gesagt, wie wenig genau es Paschke mit der ehelichen Treue nahm. Die halbe Friedrichstraße hatte es schon längst gewußt, was für ein Taubenschlag der Zigarrenladen gewesen war — überall Techtelmechtel. Und nur die Auguste, diese eigensinnige Person, schwur auf ihren Julius!

Gottfried fuhr sich in die Haare. Da konnte man sich doch wirklich ärgern. Auf was hin hatte Paschke bloß noch einmal Geld gekriegt? Einen unerhörten Pump mußte er angelegt haben für sein Bankgeschäft — natürlich alles auf die dereinstige Erbschaft hin. Da konnte unter Umständen Augustens ganzes schönes Geld mal flöten gehen. Ein zu dämliches Frauenzimmer! Hungern wollte sie lieber mit ihrem Mann, als ihn verlassen, hatte sie der Mutter letzthin geschrieben. Jetzt ließ sie überhaupt nichts mehr von sich hören; nur Paschke schrieb.

„Der macht die Post reich! Aber laß ihn man schreiben, laß ihn — er kriegt nischt. Er is doch s o pleite und s o auch!"

Gottfried war heute ein Pessimist. „Mit denen da drüben is ooch nischt zu wollen. Karl schert sich 'n Pfifferling um die Kleine, da kannste reden, so viel de willst. Ich hab es ja jesehn — leider Jottes!"

Aber Karl Lietzow scherte sich heute doch um seine Tochter. Er sah sie mit ihrer Kaffeetasse, die keinen Henkel mehr hatte, auf den Steinstufen der Haustür sitzen. Hastig stopfte sie sich eine Schrippe ein. Zum Mittagessen war sie nicht dagewesen. Ida hatte auf seine Frage nur mit den Schultern gezuckt: „Weiß nich, wo sie is!"

Nun steckte der Vater den Kopf zum Schenkstubenfenster heraus, als er draußen das Trippeln und Winseln der Teckel hörte. „Wo biste heute mittag jewesen?" fragte er.

Es war nicht streng gesagt, aber sie schrak so zusammen, daß die Tasse, die sie mit beiden Händen hielt, ihr beinahe entglitten wäre. Ihre schwarzen Augen starrten erschrocken und glitten dann scheu zur Seite; sie suchten einen Schlupfwinkel.

„Du brauchst dich doch nich zu fürchten," sagte er. Die Schwägerin drüben hatte ihn aufmerksam gemacht, jetzt sah er ihre Angst. „Komm mal her!"

Sie stand zwar auf, machte aber nur ein paar zögernde Schrittchen. „Hierher!" Er wies unter das Fenster. Die Hunde waren sofort zur Stelle, und endlich folgte auch sie.

„Was haste denn immer, kleene Bohne?" Er zog sie beim Ohrläppchen noch näher heran. „Warum biste denn mittags nich zu Hause jekommen?"

Aufmerksam sah sie den Vater an, sie beobachtete förmlich sein Gesicht: nein, er war nicht böse! Und auch nicht betrunken! Mit einem Seufzer hielt sie ihre

henkellose Tasse in die Höhe: „Henkel abjebrochen — heute morgen!"

So, also darum war sie nicht nach Hause gekommen?! „Na!" Er lachte kurz auf. In der Tat, Ida war heute in einer Laune, einer Laune —! Und er hatte ihr doch den Willen getan, hatte sich ihrer Zigarren wegen herunterputzen lassen von Gottfrieds Frau. Die Kleine hatte ganz klug daran getan, wegzubleiben! „Ich hätte mich auch am liebsten dünne jemacht!"

Er hatte das ganz für sich gesagt, aber Hulda hatte es doch gehört. Wie ein rosiger Schimmer glitt es über ihr blasses Gesicht, sie drückte sich näher ans Fenster.

Ihr glatthaariges, schwarzglänzendes Köpfchen reichte nur wenig über die Fensterbrüstung. Karl Lietzow sah nieder auf den glatten Kopf: ‚Wie'n Aal,' dachte er. Er legte die Hand darauf — solches Haar hatte auch seine erste Frau gehabt, sie war nicht so hübsch gewesen wie Ida, aber — —!

„Haste denn auch noch was von Mittag jekriegt?" fragte er.

„Hunger hab ich nich!"

Sie blieb ganz stille stehen unter seiner Hand, aber er fühlte, daß sie ein wenig zitterte. „Warum zitterste denn? Die Lene drüben sagt, du hast Angst?!" Er ärgerte sich fast: wie konnte sein Kind Angst vor ihm haben! „Is es wahr, haste Angst vor mir?"

„Nu nich mehr!" Sie lächelte, nur ein ganz klein wenig und sehr flüchtig, kaum daß sich der Mund in dem

mageren Gesicht ein bißchen verzog; aber sie lächelte doch.

Aber warum sie zitterte, das sagte sie nicht. Sie wußte es vielleicht selber kaum, daß es vor Freude war.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das war heute ein böser Tag bei Karl Lietzows gewesen. Was war i h r denn nur in die Quere gekommen? Sie sprach nur das Allernotwendigste, und das auch so abgeknappt, daß man es kaum verstehen konnte.

Die Magd lief herum mit verweintem Gesicht, der Hausbursche maulte. ‚Gans‘, ‚Ochs‘ und ‚marsch‘, das brauchte man sich nicht gefallen zu lassen; die beiden waren sich einig, zum nächsten Ziehtag zu kündigen. Schade, daß der erste April schon vorbei war!

Karl wußte nicht, wie ihm geschah; heute morgen war etwas wie eine Hoffnung in ihm aufgestiegen — noch fühlte er ihren warmen Nacken unter den Fingern — sie war eine schöne Frau! Er hatte wirklich ein Verlangen gefühlt, sich ihr wieder zu nähern; ihr zu Gefallen war er hinübergegangen zu Gottfrieds — aber nun?! Eine halbe Stunde war er bloß fortgewesen, und nun war alles wieder anders seitdem. Er hatte ihr von Paschke erzählt; da war sie aus dem Zimmer gegangen, stumm. Er war ihr nachgegangen in den Laden nach einer Weile: „Na, wie wär's denn mal wieder mit 'nem Kuß nach so langer Zeit?“ Sie hatte ihm den Rücken gedreht. Als er sie trotzdem um die Taille hatte fassen wollen, hatte sie ihn zurückgestoßen, daß er taumelte. Zum Donnerwetter noch mal, am

Ende war sie doch seine Frau! War das eine Manier? Mochte sie ihre schlechte Laune auslassen, an wem sie wollte, aber an ihm nicht! Sie lachte ihm ins Gesicht. Da war er so wütend geworden, wie nur einer werden kann, der schon gar keine innere Kraft mehr hat. Er drohte ihr, er schimpfte, und als sie, die Arme über der Brust verschränkt, am Ladenregal lehnte, ohne Wort ihn nur ganz von oben herab ansah, fing er an zu weinen. Er weinte, bettelte dazwischen, fluchte, drohte und weinte wieder.

Draußen lauschten die Dienstboten: *sie* machte Krach! Er sollte ihr nur mal ordentlich was aufzählen! Sie waren beide auf des Mannes Seite: der war doch immer noch besser!

Auch Hulda hatte gelauscht; sie war gerade aus der Schule gekommen. Ihre Augen brannten vor Neugier. Die Dienstboten winkten ihr zu: „Hör mal!" Aber dann wurden die blanken Lichter trübe, des Kindes Augen erloschen förmlich; es dachte an die Tasse, der es heute morgen den Henkel abgeschlagen hatte. Ach, nun war *sie* dazu noch so schlechter Laune! Bange Befürchtungen wirrten durch Huldas Sinn, sie hatte Kopfschmerzen, es ward ihr traurig zumute. Drinnen stritten der Vater und die Stiefmutter, es war besser, wegzulaufen, hinaus aufs Feld oder auf den Kirchhof. Am Grabe der Engländerin blühten die ersten Veilchen, wenn man sich da hinsetzte, hatte man Ruh. — — —

Ida war von einer heftigen Erregung befallen worden, als sie erfuhr, daß Paschke lebte. Gestern war

ein Brief von seiner Hand bei Gottfrieds eingetroffen; hätte er nicht auch ihr schreiben müssen? Er lebte! Und ließ sie in Ungewißheit, in einer schier unerträglichen Angst?! Das war niederträchtig. Pah, und der hatte ihr von Liebe geredet? D e r und Liebe! Der liebte nur sich. Hatte er denn nicht auch zuerst daran gedacht, s i c h in Sicherheit zu bringen?! Jetzt erst kam der Gereizten alles zum Bewußtsein. Weggerannt war er wie ein Hase, hatte sie einfach im Stich gelassen. Eine Gemeinheit! Und solch einem Kerl hatte sie so viele Opfer gebracht, war ihm zuliebe hinausgelaufen auf das unheimliche Feld, hatte sich in die schrecklichsten Gefahren begeben, hatte ihm sogar noch Tränen nachgeweint?! Jetzt weinte sie auch. Aber aus Wut. Er lebte! Nicht eine Träne war er wert, nicht einen Gedanken, der Hasenfuß! Lächerlich dünkte er ihr, wenn sie sich jetzt vorstellte, wie er zitternd dagestanden hatte mit seinem Regenschirm. Julius Paschke sollte sich ihr nur noch einmal zu nähern versuchen! Den Rücken drehen würde sie ihm. Wahrhaftig, es mußte doch noch andere Männer geben!

Ein jäher Umschwung vollzog sich in der Frau. Sie hatte auf einmal keine Neigung mehr für den einst Geliebten und keine Entschuldigung. Sie suchte auch keine. Sie empfand etwas wie Schadenfreude: ordentlich verdroschen würden die Strolche ihn wohl haben, und das war ihm recht geschehen! Aber den Ärger wurde sie doch nicht los, sie ärgerte sich über ihn, über sich selber, über die ganze Welt.

Frühzeitig zog sich Ida in ihre Schlafstube zurück. Da saß sie auf dem Bettrand, starrte in die flackernde Kerze und ärgerte sich immer noch. Jetzt ärgerte sie sich am meisten über ihren Mann: der war an allem schuld, der und seine lästige Kleine!

Da tappte ein unsicherer Tritt auf der steilen Treppe.

Karl Lietzow tastete sich die Hühnerstiege hinauf. Er hatte schwer getrunken den ganzen Nachmittag; kein Gast war erschienen, den er hätte bedienen können, da hatte er sich selber bedient. Die Worte der Schwägerin hatten ihn mehr gepackt, als er es selber wußte. An seiner Seele rüttelte etwas: so klein, so mager hatte das Kind vor der Haustür gesessen! Eine Aufregung hatte sich seiner bemächtigt, deren Grund er auf falschem Wege suchte. Die Ida, die Ida — sie war ein schönes Weib — er hatte sie doch nun einmal genommen, sie, die gar nichts gehabt, in der Kaserne gewohnt hatte — und die wollte jetzt eklig zu ihm sein?! Oho!

Mit einer dumpfen Sehnsucht stieg der Mann zu seiner Frau hinauf. Die Treppe führte gerade auf Idas Tür los, es blieb nur eine schmale Schwelle zwischen Treppe und Zimmer. Er fiel mehr in die Stube hinein, als daß er eintrat.

Ida, die erschrocken aufgesprungen war, herrschte ihn an: „Was willst du?"

Den Zank vom Morgen hatte er vergessen; es war seine Absicht, sich auszusöhnen.

Als er nicht Miene machte, gleich wieder zu gehen,

stieß sie ihn unsanft hinaus. Flugs schob sie den Riegel vor, aber dann stand sie starr, heftig erschrocken. Ein Poltern dröhnte zu ihr herauf, ein dumpfes Plumpsen, — o weh, nun war er die Treppe hinuntergefallen!

Sie riß die Tür wieder auf, sie spähte hinab, sie traute sich kaum zu sehen: war er schon tot?! — Ach was, da schlorrte er ja schon wieder in seine Schenkstube hinein. Unkraut vergeht nicht — zu dumm, sich so zu erschrecken!

Mit bebenden Händen öffnete sie den Schrank, darin ihre Medizin gegen den Ärger stand. Sie nahm heute ein paar Schluck mehr noch als sonst, der Ärger war zu groß gewesen. Und sonst schlief sie auch nicht ein. —

Es ward still im Haus. Er — sie — alle hatten sie sich zurückgezogen. Hulda stand im Flur und lauschte: aber noch war's nicht sehr spät, noch würden die drüben vielleicht nicht zu Bette sein!

Das Kind stellte sich auf die Zehen, es hing sich mit beiden Händen an die verrostete Klinke der Haustür und drückte sie behutsam nieder mit einer zähen Ausdauer. Die Tür ging auf. Eilig lief es über die Straße.

Lene Lietzow war erstaunt, die kleine Hulda zu sehen, fast erschrocken, so lautlos war diese hereingekommen, ohne anzuklopfen. Wie ein spukender Geist. Gottfried war bei Kiekebusch, Lene saß allein und stopfte Strümpfe.

„Was willst du? Is das 'ne Art, so mir nichts dir nichts reinzukommen, noch dazu auf'n Abend so spät?" Lene hatte Lust, zu schelten. Aber Huldas

Augen sahen sie glänzend an. Was hatte denn die Kleine, die schien ja heute vergnügter als sonst zu sein, sie lächelte fast?!

Zutraulich lehnte sich das Kind an Frau Lenens Kniee.

„Na, Huldchen, was 's denn los? Haste was jeschenkt jekriegt?" Lene sah, daß die Kleine etwas unter der Schürze hielt.

Aber Hulda schüttelte verneinend den Kopf. Sich immer fester gegen die Frau lehnend, sah sie ihr mit immer aufglänzenderen Blicken ins Gesicht.

Es war etwas Eindringliches in diesen Blicken, etwas Suchendes, etwas bis auf den Grund Tauchendes. Lene erschrak fast davor; sie empfand unklar: so sollten Kinderaugen eigentlich nicht blicken. Aber war Hulda denn noch ein Kind? Die Zeit verrann, die Kinder wurden groß. Und daß diese hier so klein war, das änderte nichts daran — das Gesicht war ja mehr als verständig. „Wie alt biste eigentlich?" fragte Lene.

„Vierzehn wer' ich!"

Was, vierzehn schon?! Nun bekam Lene doch einen Schreck. Ihre Johanna war erst zwölf, und was war die für ein Mädel! Mit einem ganz anderen Brustkasten und mindestens einen Kopf größer. Gott, war die Hulda erbärmlich, so zurückgeblieben im Wachstum, die Händchen fast winzig!

„Kind, du mußt aber nu machen, daß du wächst," sagte Lene und streichelte das aalglatte Köpfchen. „Du bist ja man so klein! Wie kommt det bloß?!" Ihr Mut-

terherz fühlte ein Mitleid, barmherziges Mitleid: was wurde aus dieser hier, die so ungeliebt aufwuchs, die jetzt schon eigentlich nichts anderes war als eine, deren Heimat die Straße ist?! „Kind, Kind, was soll bloß noch werden?“ Die gutmütige Frau seufzte auf. „Immer treibste dich rum!“

„Was denn sonst?“ Das altkluge Gesicht nahm einen finsteren Ausdruck an, es starrte vor sich hin. Aber dann lächelte es wieder ein bißchen, wie vorhin. Wie liebkosend strich die Kinderhand an Lenes Ginghamschürze auf und ab. „Vater war heute jut zu mir!“

Das war ein Aufstrahlen. Hulda zog die Linke, die sie bis dahin verborgen gehalten hatte, unter dem Schürzchen vor. Sie legte der Verdutzten eine Flasche in den Schoß, von viereckig abgeplatteter Form, eine grünlich-schimmernde Flüssigkeit war darin: ‚Absynth‘.

„Wat soll det?“ Lene Lietzow riß die Augen auf, sie wußte nicht, was sie davon denken sollte. Sie wurde ganz verwirrt, ängstlich; es wurde ihr kalt, und gleich darauf überlief es sie glühend heiß.

„Da,“ drängte das Kind, „nimm se doch!“ Sie schmatzte: „Schmeckt süß!“ Etwas zärtlich-Dankbares kam in ihren Ton: „Ich schenke se dir!“

„Woher haste die?“ Lene fuhr auf: wie kam das Kind zu der Schnapsflasche?

Hulda lächelte schlau: „Wir haben viele so’ne!“ Und dann nickte sie wichtig: „Wir trinken von!“

Lene Lietzow packte die kleinen dünnen Hände, heftig erregt schüttelte sie das dürftige Körperchen. Sie

war entsetzt. „W i r trinken —?! Dein Vater — deine Mutter — und du?! Um Jottes willen, Kind, du trinkst doch am Ende nich auch davon?“

Da wurden des Kindes schlau-glänzende Augen stumpfschwarz, unenträtselbar. Es legte den Finger auf die Lippen: „Ich sage nichts!“

Fünfzehntes Kapitel

Draußen in Britz ging Doktor Friedrich Hirsekorn aus und ein. Er kam oft. Eigentlich öfter, als es nötig war, denn mit der Patientin ging es ganz leidlich, einen Tag wie den andern; die Sache selber schob sich noch länger hinaus, als die Familie in der ersten Bestürzung gedacht hatte. Aber der Doktor sagte sich, daß es diesen wohlhabenden Leuten ja gar nicht darauf ankommen konnte, wenn er einen Besuch mehr machte, im Gegenteil, die Britzer Besitzerin hatte es ihm geradezu gesagt, daß es ihr ein Trost sei, wenn er oft, recht oft käme. Und er kam gern.

Es ging ihm das Herz auf, wenn er die Stadt hinter sich ließ und Felder sah. Bis Tempelhof fuhr er mit der neuen, eben eröffneten Pferdeeisenbahn; von da ab ging er zu Fuß. Es nahm ihm freilich viel Zeit, aber zurück schickte ihn ja die reiche Witwe in ihrer großen Kutsche bis Berlin. Und war es nicht ein Bedürfnis für ihn, freie Luft zu atmen? Den ganzen Tag in schlecht-gelüfteten Krankenstuben, oft noch die halben Nächte. Endlich, endlich verlor sich doch einmal der Armeleutsgeruch aus seinen Kleidern.

Tief aufatmend schritt Friedrich Hirsekorn dahin,

förmlich die Luft trinkend. Sein Auge schweifte über frisch-begrünte Felder: da schoß schon die junge Saat, sie stand schön. Die Weidenstauden an den Tümpeln verloren bereits ihre goldenen Räupchen, und das wilde Kirschgestrüpp an den Wegrainen putzte sich schon mit kleinen weißen, bitterlich duftenden Blütchen aus. Von Tempelhof an war noch alles Land. Hier merkte man noch nichts von Bauspekulation. Weit, weit von hier lag noch das große Berlin.

Der Städter ging wie trunken. Er hatte von jeher das Land geliebt; mit einer unglücklichen Liebe, denn er hatte immer in der Stadt bleiben müssen. In seiner Jugend hatte er von den Alpen geträumt, von Schwarzwaldwäldern und von der See — er hatte alles noch nicht gesehen. Er war ein Mann in den Dreißigen darüber geworden. Nun genoß er dieses Wandern nach Britz wie eine Offenbarung. Die flache Landschaft mit den einförmigen Ackerkarees, mit den weidenumstandenen Tümpeln, die sich hie und da in Vertiefungen angesammelt hatten, mit den einzelnen Birken, die ihre wehenden Reiser tief niederhingen, mit den ragenden Windmühlen am Horizont dünkte ihn schön. Leises Summen war in der Luft, in den Tümpeln ein Froschquarren; ein langbeiniger Storch spazierte aufmerksam auf und nieder.

Eine Glücksahnung überkam den jetzt rascher Zuschreitenden. Es war ihm, als ließe er nun alle Not des Lebens hinter sich. Er hatte sich weidlich plagen müssen, aber nun, nun —?!

Mit einem Gefühl des Behagens trat er auf den Hof ein. Faßan kannte ihn schon, er legte sich nicht knurrend vor den Eingang, wie er es zu tun pflegte, sowie ein Fremder sich nahte. Er wedelte mit dem Schwanz und steckte die feuchte Schnauze in des Doktors Rocktasche: war ein Stück Zucker darin?

Hirsekorn atmete tief; köstlich dünkte ihn der Geruch nach Dung, nach Vieh, nach Heu, nach Milch. Und wenn erst die Rosen blühten auf den zwei runden Beeten, in deren Mitte auf hohem Postament je eine große Glaskugel stand, rechts und links vor den Fenstern des niedrigen Wohnhauses, wie doppelt köstlich mußte dann der Duft hier sein! Hier war ein guter Rosenboden.

Die reiche Witwe hatte den Doktor schon kommen sehen, sie trat ihm aus der Stube entgegen. Und dann ließ sie ihm gleich ein Glas frische Milch bringen, weiche Eier und Brot und Schinken.

Sonst wurde Besuch immer ins gute Zimmer geführt, das genau so aussah wie bei Schwester Lene auch: die gleichen kornblumenblauen Möbel mit weißen Kappen, der giftgrüne Teppich, die Makartwedel, die Alabasterschale und die Einmachetöpfe. Nur daß in Britz Mariannes Seliger — ein breites, pfiffiges Bauerngesicht mit grauer Bartfräse — von Künstlerhand gemalt, wie ein Öldruck über dem Sofa prangte. Der Doktor durfte jetzt ins alltägliche Zimmer, in dem die Witwe für gewöhnlich sich aufhielt, aß und trank, ihre Bücher führte, dem Wirtschafter ihre Befehle gab und Decken

und Sofakissen, Pantoffeln und Fußbänkchen in Kreuzstich stickte.

Der Doktor aß und trank, er hatte immer einen guten Appetit hier draußen; er bewunderte die neueste Kreuzstichstickerei und die Fuchsien und Monatsrosen, die, anderwärts erst im Sommer blühend, hier innen schon jetzt, bis hoch am Glas der kleinen Fenster hinauf, ihre Blumen reckten. Und dann fragte er nach Mieke.

Ruhig und sachlich hatte Marianne vordem mit dem Arzt über den Zustand der Schwester sprechen können; die ganzen vier Wochen, die Mieke nun schon bei ihr war, hatte sie kein peinliches Gefühl ihm gegenüber gehabt, jetzt auf einmal empfand sie: er war doch nicht bloß Arzt. Rotwerdend und stockend sagte sie, daß sie schon gefürchtet hätte, diese Nacht noch die Kutsche nach ihm schicken zu müssen.

Da ging er eilig hinauf in die Stube, die abseits von den anderen lag, und deren Fenster hinaussahen auf den verwilderten Garten, in dem kein Mensch etwas zu suchen hatte.

Marianne blieb unten zurück; sie saß am Tisch, stützte den Kopf in die Hand und seufzte auf: was hatte sie sich doch aufgeladen! Hätte sie es länger bedacht, wer weiß, ob sie es je getan hätte! Es war doch keine Kleinigkeit. Und sie selber war ja noch so unerfahren, sie selber hatte kein Kind gehabt. Eine Verwirrung fiel über sie her: wie sollte das alles noch werden?!

Da schreckte sie auf. Ein Wagen war auf den ge-

pflasterten Hof gerasselt, der Hund gebärdete sich wie rasend.

Gott im Himmel, nur jetzt keinen Besuch! Jetzt gerade, wo sie so vieles noch mit ihm zu besprechen hatte! Sie stürzte hinaus, jeden abweisen zu lassen, aber sie kam zu spät.

Schon stand Paul Längnick im Flur. Er war heute nicht schüchtern, er hatte sich Mut gemacht durch ein paar starke Gläser — die Quälerei hatte er nun satt! Er hörte nicht auf das, was die Magd ihm Abweisendes sagte; den Hund trat er so vor die Schnauze, daß dieser winselnd in eine Ecke kroch.

Seine Mutter schickte ihn her. Er hatte gehorcht, man konnte ihr ja nun einmal nicht ins Gesicht sagen ‚Ich will nicht', aber der Millionenwitwe würde er es heute zu verstehen geben, und wenn sie ihn nicht verstand, ihr es geradeheraus sagen: zwischen ihm und ihr konnte nie, nie etwas werden! Seine Blicke waren unruhig, seine Nasenflügel bebten nervös, die Finger schlang er ineinander und riß sie dann wieder voneinander, daß die Gelenke knackten.

Marianne war empört: wie konnte jemand so unverschämt eindringen?! Aber Paul Längnicks Anblick entwaffnete sie. Er war ja ein so harmloser Mensch, eine Null. Hoffentlich würde er nun nicht wieder so lange sitzen wie dazumal vor seiner Heirat! Damals hatte sie über ihn lachen müssen. Heute lachte sie nicht; der arme Mensch hatte die Frau verloren, er sollte sie sehr lieb gehabt haben. Marianne hatte ihn

nicht mehr gesprochen seit jenem Besuch. Was wollte er nur heute?

Paul saß auf dem Sessel in der guten Stube, sie auf dem Sofa ihm gegenüber. Er sah sie starr an. Und sie mußte ihn auch immer ansehen: wie verwüstet war er! Die Stirn voller Falten, die Augen glanzlos, schier ohne Blick; er sah sie an, aber das war ja eigentlich kein Sehen. War er krank? Wie ein alter Mann saß er, den Nacken vornübergebeugt, den Rücken gekrümmt.

Marianne ward unruhig; ihre Gedanken eilten oben hinauf in das Zimmer, wo der Arzt jetzt bei Mieke war. Was sollte sie nur zu Paul sagen, daß sie auch einmal hinaufgehen konnte?

„'nen Augenblick, ich komme gleich wieder!" Sie wollte aufstehen.

Aber er hielt sie am Kleide fest. „Daß Sie's nur wissen — dann gehe ich gleich wieder — ich heirate nich noch mal!"

Was ging sie das an?! Sie sah ihn verständnislos an.

Da schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß Karten und Kärtchen aus der Alabasterschale flogen: „Un wenn sie auch immer zu mir sagt, Sie warteten nur auf mich — ich kann nich — wahrhaftig, ich kann nich!" Er sagte es mit seiner früheren Treuherzigkeit. Aber dann bekam seine Stimme einen anderen Klang, wispernd-unruhig: „Sie sagen, Ethel wäre tot — es is nich wahr. Ich weiß, sie lebt. Sie kommt wieder zu mir!" Er nickte schwermütig. „Es dauert nur noch so lange!"

Marianne erschrak: wie merkwürdig war dieser Paul Längnick! Aber Furcht empfand sie nicht. Sie hatte ihn als Kind gekannt, er tat ja keiner Fliege etwas zuleide. Er war jetzt nur leider mal wieder betrunken!

„Paul," sagte sie und legte ihre weiche Hand auf seine geballte Faust: „armer Paul!" Sie konnte nicht anders, sie mußte in ihrem Bedauern jetzt wieder ‚Du' zu ihm sagen. „Ja, du hast viel verloren!"

Er nickte und nickte. Immer tiefer senkte sich sein Kopf, nun lag seine Stirn auf ihrer Hand.

Sie wagte nicht, ihm diese fortzuziehen. Sie seufzte nur auf: „Ach ja!" Seinen Kummer zu sehen, machte ihr das Herz noch schwerer.

Da hob er plötzlich die heiße Stirn von ihrer Hand und sagte ganz ruhig im alltäglichsten Ton: „Nehmen Sie's nich übel, Frau Badekow. Ich habe geträumt. Das kann einem ja mal passieren. Aber es fällt mir nich ein, mich noch mal zu verheiraten. Es tut mir leid, wenn Sie gedacht haben, ich — ich würde Sie — nee!" Er machte eine abwehrende Handbewegung; es ging über sein Gesicht wie Entsetzen, und dann brüllte er laut heraus: „Ich heirate Sie nich! Sie lebt, sie lebt, sie lebt!" Hartnäckig wiederholte er immer dasselbe. Mit geballten Fäusten stand er und stampfte den Boden, seine Augen rollten.

Was sollte das heißen?! Sie, die Marianne Badekow, auf den Paul Längnick lauern? Das war eine Unverschämtheit! Das hatte niemand anderes als seine

Mutter, die Rieke Längnick, ihm eingeredet! Zu anderer Zeit hätte die Witwe vielleicht laut herausgelacht, aber jetzt fühlte sie ein Grausen. Und das Grausen war stärker als alles andere — warum schrie er immer: ‚sie lebt‘ —?!

Sie lief in die Ecke, wo neben der Tür der Klingelzug hing, sie riß an dem aus bunten Perlen gestickten Gehänge, daß ihr der rubinrote Glasgriff in der Hand blieb. Der Doktor sollte herunterkommen, rasch! Doktor Hirsekorn! Doktor Hirsekorn!

Als er in die Stube trat, flüchtete sie sich zitternd zu ihm: welch ein Glück, daß er da war! Der da war wohl verrückt?!

* * *

Der Doktor selber brachte den jungen Längnick nach Hause. Willig ließ sich Paul fortführen, jede Erregung schien jetzt von ihm gewichen. Ruhig hörte er an, was der Arzt zu ihm sagte. Sie fuhren durch die Felder im glänzenden Sonnenschein, die freie Luft wehte belebend in den geöffneten Wagen.

Hirsekorn ließ es sich angelegen sein, den jungen Mann auf den guten Stand der Saaten aufmerksam zu machen: das waren vielversprechende Aussichten, nicht wahr?

„Was bauen Sie denn besonders, Herr Längnick? Auch hauptsächlich Roggen und Kartoffeln?“ Doktor Hirsekorn fragte viel, und dabei beobachtete er das rote, echauffierte Gesicht seines Gefährten, in dem die Augen

bald starr auf einem Punkt hafteten, bald unstet umherfuhren. Es war wohl nicht mehr viel los mit der Landwirtschaft, was? Berlin kam zu nahe. Hatte er auch schon an eine Terraingesellschaft losgeschlagen?!

Aber Paul Längnick blieb teilnahmlos. Nur als sie sich den ersten Scheunen vorm Dorf näherten, faßte er plötzlich nach des Doktors Hand; er drückte sie. „Ich danke Ihnen. Bitte, besuchen Sie mich. Ich glaube, ich habe manchmal 'nen Doktor nötig!"

Aber Rieke Längnick schien es nicht nötig zu finden, einen Arzt für Paul zu Rate zu ziehen. Mit abweisendem Mißtrauen betrachtete sie den Fremden, den ihr der Sohn ins Haus brachte. In Paul war eine Art Gastlichkeit erwacht, er ließ nicht nach, der Doktor mußte durchaus einen Augenblick ins Klavierzimmer, wo von der roten Tapete Ethels große Photographie herunterblickte.

Hirsekorn fiel das Bild sofort auf: aha, das war wohl die jungverstorbene Frau, von der Marianne Badekow ihm rasch zugeflüstert hatte. Ein wehmütiges Gesichtchen! Unwillkürlich sah er immer wieder hinauf.

„Meine Frau," sagte Paul Längnick. Weiter nichts.

Aber als der Doktor ihn dann ansah, dann wieder das Bild und dann die alte Frau mit den harten Zügen und der Nase, die wie ein Geierschnabel über dem gekniffenen Munde hing, deren scharfe Augen über ihn hinfuhren, als wollten sie alles ausmerzen, was ihr irgendwie nicht paßte, da sagte er sich: die da oben hatte das bessere Teil erwählt. Sie war gegangen.

Paul ließ Wein bringen: der Doktor sollte, mußte einmal ein Glas vom Besten probieren!

Hirsekorn wollte ablehnen, aber es half ihm nichts; sich selber schenkte Paul Längnick rasch hintereinander zweimal das Glas voll. Der Arzt konnte nicht umhin, — wenn die alte Frau ihn auch abweisend ansah und wenn es ihm auch nicht zukam, hier ungefragt einen Rat zu erteilen — zu sagen: „Sie sollten lieber nicht so viel trinken. Es tut Ihnen nicht gut!"

„Wat?" Der abweisende Blick der Alten wurde jetzt geradezu feindselig. „Nich mal trinken soll er, wenn er Lust drauf hat? Wat einem schmeckt, bekommt einem ooch. Trink du man ruhig, Paule!" Sie lachte geringschätzig. „Wat so'n Stadtdokter für 'ne Ahnung hat von'n richtigen Tempelhofer und wat dem jut tut!"

Es wollte den Arzt bedünken, als sähe sie ihn dabei höhnisch an. Das reizte ihn. Oder sprach sie nur aus lauter Dummheit so? Nein, sie wollte ihn so ärgern, daß er nicht mehr wiederkam. Aber er würde wiederkommen, trotzdem! „Auf Wiedersehen, Herr Längnick!" Er stand auf. „Jetzt muß ich fort!"

„Aber Sie kommen wieder?" Wie ein Knabe sah der breitschulterige Mann, der vornübergebückt am Tische saß, zu ihm auf.

„Gewiß. Wenn Sie mich mal brauchen, schicken Sie nur nach mir — Belle-Allianceplatz, dicht am Halleschen Tor, Schild habe ich am Hause. Ich stehe jederzeit gern zu Ihrer Verfügung!"

„Wir brauchen keenen Dokter!" Rieke Längnick

sagte es grob. Eine plötzliche Abneigung hatte sie erfaßt gegen diesen Doktor mit den spähenden Augen, vor die er sich jetzt sogar noch einen Klemmer setzte. Sie stützte beide Hände auf die Tischplatte und kehrte ihm ihr Gesicht voll zu. „Wir sind kernjesund. Un wenn uns mal wat ankommen duht, denn haben wir unsern ollen Schmidt — fremde Dokters brauchen wir hier nich!"

Das war unverschämt deutlich von der Tempelhofer Bäuerin. Aber ebenso deutlich gab ihr der Berliner zurück: „Ich komme ja nicht zu Ihnen. Ich komme zu Herrn Längnick. Also auf Wiedersehen!"

Schwerfällig gab ihm Paul das Geleit.

Die Längnick beachtete kaum des Doktors Abschiedsverbeugung, eine Grimasse schnitt sie hinter ihm drein: so einer! Eben hatte sie den Paul nun wieder so weit, daß er doch mal auf andere Gedanken kam, und nun kam so ein aufgeblasener Nichtswisser daher, so ein eingebildeter Pflastertreter, und redete ihm ein, er dürfe nichts trinken. Warum denn nicht? Und wenn Paul sich auch mal betrank, war es nicht besser, er hatte, berauscht, glückliche Stunden, als ohne Rausch lauter unglückliche? Der Kopf sank ihr auf die Brust. Freilich wäre es gut, wenn er nicht so viel zu trinken brauchte, aber —!

Jetzt hob sie wieder den Kopf. Hoch reckte sie sich und warf dem Bild der jungen Frau einen festen Blick zu: wie lange noch, und er hatte die vergessen!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Vergessen hatte Paul Längnick seine Ethel nicht; das Denken an sie war nur nicht mehr ganz so schmerzvoll. Er saß jetzt nicht mehr Stunden um Stunden vor ihrem Bild.

Das war eine große Genugtuung für Rieke. So hatte sie also doch das Richtige ergriffen, um ihn abzubringen von seiner Kopfhängerei! Freilich, die Sache mit Britz nahm noch immer keinen Fortgang. Einmal nur erst war Paul dortgewesen, und da war er unglücklicherweise mit diesem Doktor zusammengetroffen. Was hatte der Kerl eigentlich in Britz gewollt?!

Rieke Längnick witterte in ihm einen Menschen, der ihr nicht paßte. Wenn jemand in Britz krank war, warum ließ die Marianne nicht wie sonst Doktor Schmidt holen? Der hatte ihr ihren Alten doch schnell genug in die Grube gebracht; Christian Badekow hätte es vielleicht noch länger machen können. Wer war denn eigentlich krank in Britz?! Das ließ der Längnick keine Ruhe.

Sie ging hinüber zur Badekow, aber da wurde sie auch nicht klüger. Teilnahmvoll erkundigte sie sich nach Mariannes Befinden: war sie krank? Hatte sie etwa Zucker? Christian Badekow war auch an Zucker gestorben.

Aber die Mutter war völlig ruhig über Mariannes Gesundheitszustand. Für wen der Doktor dagewesen war, das wußte sie nicht.

Doch Rieke Längnicks scharfes Auge bemerkte, wie unangenehm Hanne ihr Fragen war. Überhaupt ihr Besuch. Aber hartnäckig blieb sie sitzen. Sie mußte es

erst herausbringen, warum der Doktor in Britz gewesen war. Sie erkundigte sich, um Grund zum Bleiben zu haben, nach allen Kindern. Daß der Jakob ein schwindelhohes Haus gebaut hatte, und daß es auch mit der Auguste nicht so recht nach Wunsch ging, das hatte sie bald heraus. Aber wie ging es mit der Mieke?! Die Längnick sah der Cousine flüchtiges Rotwerden — halt, da mußte etwas nicht stimmen! Was war mit Mieke los? Mieke, Mieke, Mieke — nun nannte sie die dreimal und öfter in einem Atem.

Aber Hanne sammelte sich. Sie hatte soviel darüber nachgedacht und gegrübelt, daß sie nun wußte, wie sie sich zu verhalten hatte. Ganz ruhig sagte sie: „Mieke is bei Mariannen, die fühlt sich so einsam jetzt. Un ich kann Mieken entbehren."

Die fühlte sich so einsam jetzt?! Aha! Nun wußte Rieke Bescheid. Also darum der Doktor? Aber, warte, sie war auch noch da!

Sie ging heim. Paul mußte heute wieder nach Britz, und wenn sie selber ihn hinbringen sollte! Aber Paul war fortgegangen.

„Er is nach'n Kirchhof," sagte der Knecht, der letzte von denen, die noch zu Ethels Zeiten bei den Längnicks gedient hatten. Rieke hatte mit dem sämtlichen Personal gewechselt. Nun grinste er die Frau an, er wußte, daß er sie ärgerte: „Wegjeloofen is er, wat haste, wat kannste. Se sind da von Berlin mit's Jrabdenkmal. Es soll wunderschön sind — — 'n reizender Engel, akkerat so eener wie unsre junge Frau war!"

Rieke biß sich die Lippen: kam die ihr doch wieder in die Quere?! Auch sie machte sich zum Kirchhof auf.

Paul hatte für seine Frau ein Grabdenkmal bestellt. Aus weißem Marmor. Es war ihm im Leben nichts zu teuer für sie gewesen; auch jetzt war ihm nichts kostbar genug. Ein großer Block war nötig gewesen für die Figur in Lebensgröße, die, in faltenreichem Gewande, halb Frau, halb Engel — nur die Flügel fehlten — am Sockel eines Kreuzes stand und mit der Rechten nach oben wies. Der Künstler hatte gar nicht daran gedacht, seiner Gestalt die Züge der jungen Frau zu geben, es war das übliche süße Gesicht, das mit frommem Augenaufschlag nach oben lächelte, aber Paul stand wie erstarrt.

Das war ja Ethel, s e i n e Ethel! Er erkannte sie deutlich. Das waren ihre lockigen Haare — so hatte er sie gesehen zum ersten Mal, genau so — lang und wellig waren sie ihr über die Schultern geflossen. Und das war ihr zartes Händchen! Gerade so fiel ihr der weite Ärmel vom Handgelenk zurück und ließ den weißen Arm sehen. Ach, und s o hatte sie nach oben geblickt, oft, sehr oft, wenn sie am Klavier saß und spielte!

Die Steinmetzen und der Fuhrmann, die das Monument herausgeschafft, hatten den Kirchhof verlassen, um sich im Ausschank zu stärken. Einsam stand die weiße Figur zwischen den Gräbern. Sie war noch nicht am rechten Fleck; erst wenn der Meister selber herauskam, sollte sie auf den Grabsockel gehoben werden. Sie stand am Wege wie eine weißgekleidete Frau. Die

Sonne, die ihr über die Marmorwangen spielte, machte sie lebendig.

Paul hatte lange, lange gestanden, sie stumm angestiert. Das huschende Sonnengaukeln täuschte ihn und die aufflackernde Sehnsucht. Dann, mit einem Schrei, der den stillen Friedhof verstörte, der zwischen den efeuumsponnenen Hügeln durchfuhr, die Schläfer unter ihnen jäh aufzuschrecken, stürzte der Witwer vor seiner Frau nieder. Nun hielt er ihre Kniee umklammert, nun drückte er das Gesicht an ihr Gewand. — — —

Rieke Längnick sah den Sohn liegen. Sie war zum Mauerpförtchen hereingetreten, sie bückte die Stirn, die sie sonst an dem niedrig gemauerten Bogen, der den Eingang überwölbte, gestoßen hätte. Hochgereckt war sie dahergekommen, jetzt war sie geduckt.

Das hatte sie doch nicht gedacht, daß es den Paul noch so hinreißen würde. Wie er dalag! Das helle Sonnenlicht wurde ihr auf einmal dunkel vor den Augen, wie Spinnweben hängte sich etwas vor ihren Blick. Sie war eine Hartgeschmiedete, sie hatte ihr Leben lang sich nicht abgegeben mit weichen Gefühlen, aber nun packte sie etwas an. Wie einen körperlichen Schmerz fühlte sie es an ihrem Herzen. Sie mußte aufseufzen: ihr Paul, ihr Sohn, da lag er und winselte wie ein Hund!

Sie rief ihn leise, er hörte sie nicht. Sollte sie noch einmal lauter rufen? Sollte sie nähergehen, ihm die Hand auf die Schulter legen: „Komm, Paule! Ick bin nu da!?“ Sie traute sich nicht. Sie blieb am selben Fleck stehen. Und sie mußte hinsehen, immerfort

hinsehen. Ärgerlich hätte sie werden mögen — wozu so ein Getue? — aber sie konnte es nicht. Es war des Sohnes großer Schmerz, der sie bannte. Eine Scheu erfaßte sie: nein, auch sie durfte ihn jetzt nicht stören! So wartete sie geduldig.

Amseln liefen, wie Hühner gackernd, scheltend, wie emsige Frauen über den kiesbestreuten Weg; es gab viel Würmer im beschatteten Kirchhofsgrund. Ein Fink rief sein ‚Pink, pink‘ zutraulich-nah im knospenden Fliedergebüsch. Von den Wohnungen der Toten stieg ein Duften auf nach treibendem Leben, nach erdiger Kraft. Die weiße Marmorgestalt leuchtete im Sonnengold, sie ragte über den Mann zu ihren Füßen. Strahlend stand sie, gleichsam siegend; die Hand, die sie nach oben hob, schien zu gebieten: ‚Still, nur ich bin hier!‘

Eine heiße Ungeduld faßte plötzlich die Längnick: wie lange sollte das denn noch dauern?! Mit Kraft schüttelte sie jetzt alle Weichheit ab. Sollte sie etwa noch lange hier stehen am Torpförtchen? Und ihn am Boden liegen lassen?! Starken Schrittes ging sie auf den Sohn zu und legte ihm die Hand fest auf die Schulter: „Steh auf!“

Aber er wollte nicht aufstehen: sie sollte allein nach Hause gehen, er ging nicht mit, er blieb hier. „Meine Frau!“ Zärtlich streichelte seine Hand über den Marmorleib.

Die Längnick lachte hart auf: „Deine Frau?! Stein is se un Stein bleibt se — die sagt keen Wort!“

Da fuhr sich Paul Längnick über die Stirn, als

wolle er etwas wegwischen. Die Mutter brauchte ihn jetzt nicht mehr aufzuzerren mit Gewalt, er stand nun schon von selber auf. Er war sehr bleich und schauderte. „Sie sagt nichts," murmelte er. Er faßte die Mutter ums Handgelenk und preßte es krampfhaft: „Stein is se — Stein bleibt se — ja, komm, Mutter!"

Sie verließen den Kirchhof. Der Sohn lief der Mutter mit hastigem Schritt vorauf. Jetzt wollte auch er nach Hause; ein Gedanke war plötzlich in ihm aufgedämmert — der Gedanke an seine Kinder. Er sah sie so wenig; es war ihm bis jetzt immer genug gewesen, wenn er wußte, sie sind versorgt. Heute wollte er sich ins Kinderzimmer setzen. Ach, vielleicht daß er in ihnen etwas von Ethel wiederfand, etwas Lebendiges! In ihren Gesichtchen wollte er danach suchen. Eine fast krankhafte Neugier war in ihm, es quälte ihn: sehen, sehen, suchen, in den lebendigen Kindern nach der toten Mutter suchen! Er lief.

Rieke hielt mit ihm Schritt. Aber als sie an Kiekebuschs Ecke kamen, packte sie ihn am Ärmel. „Na, halt man, renn man nich so vorbei. Jeh man 'n bißken rin!"

Aber er schüttelte verneinend den Kopf, sein verstörter Blick haftete weiter.

„Hörste, drinnen sitzen se beim Dämmerschoppen? Ja, die freuen sich ihres Lebens!"

Lachen klang heraus. Das war Bauer Hahnemanns Stimme, sein Lachen breit und fett. Und nun schlug jemand auf den Tisch: „Hohohohohoho!"

Das kam so recht von innen heraus. Wie Neid ging es über des jungen Witwers Gesicht — die konnten lachen?! Wer doch auch lachen könnte!

Er strebte nicht mehr, seinen Ärmel vom Griff der Mutter freizumachen und weiter zu eilen; jetzt stand er still.

„Hörste,“ sagte die Mutter wieder und nickte, „die sind fidel!“

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Sohnes. Noch zögerte er unentschlossen, Verlangen und Abneigung stritten auf seinem Gesicht.

Aber die Mutter, die seine Miene belauerte, sah nicht seine Qual, sie sah nur seine Unentschiedenheit.

Und sie schob ihn vorwärts, der Wirtshaustür zu.

Sechzehntes Kapitel

Das Monument der Engländerin war nun aufgestellt. Es nahm sich seltsam auf dem Dorfkirchhof aus. Es paßte gar nicht dahin. Was wollte hier die weiße Figur? Sie war etwas Fremdes unter den alten Grabkreuzen, die dunkel im dunklen Efeu standen, denen nur ausruhende Falter und schlüpfende Eidechsen hin und wieder einen Schimmer von Farbe liehen. Aber die neue Grabfigur war eine Sehenswürdigkeit. Mußte der Paul Längnick seine Frau lieb gehabt haben, daß er ihr so etwas Kostspieliges hatte setzen lassen! Schade nur, daß der junge Witwer jetzt so viel ins Wirtshaus ging!

Hanne Badekow seufzte jedes Mal, wenn sie spät in der Nacht drüben an Längnicks Haus ein Gepolter hörte. O je, da stieß er wieder mit den Füßen gegen die Tür oder trommelte, wenn Rieke ihm nicht gleich aufmachte, mit den Fäusten!

Die Badekow lag wachend im Bett, sie konnte jetzt immer nicht gut schlafen; sie faltete die Hände und legte sie auf ihr Herz, das erschreckt gegen die Rippen pochte. Drüben polterte der Längnick Sohn — ach, ach, was können einem Kinder doch für Leid antun! Die Kleinen treten auf den Schoß, die Großen aufs Herz.

Mit überwachten Augen starrte die alte Frau ins Dunkel ihrer Stube. Lieber Gott, die Mieke, die Mieke — und der Jakob! Und die Auguste! Wie ging es der Auguste?!

Wenn sich auch seit der letzten Familienzusammenkunft eine Entfremdung nicht mehr wegleugnen ließ zwischen Jakob und den anderen, man hörte doch wenigstens zuweilen von ihm, man wußte, daß sein Neubau jetzt fertig war, daß an allen Fenstern die Zettel prangten:

‚Zu vermieten!‘ ‚Zu vermieten!‘

und daß unten ein mächtiger Laden durchgebrochen war mit zwei großen Spiegelscheiben — ach, die eine wäre reichlich genug gewesen — und daß seine Frau wieder in der Hoffnung war. Aber von Auguste hörte man gar nichts. Wie mochte es ihr gehen?! Lieber das Schlimmste wissen, besser das Allerschlimmste — es ist leichter zu ertragen — als so gar nichts zu wissen!

Wenn Hanne Badekow bedachte, daß sie damals ihre Guste hatte gehen lassen, als die da, da auf dem Kanapee gesessen hatte — ach so bleich, vornüber gebückt wie eine Beladene, und immer in ihrer Tasse herumrührte — daß sie damals ihr Kind hatte gehen lassen, ohne Geld, dann wollte ihr das Herz brechen. Hätte sie doch gegeben, gegeben, was Paschke verlangte, Augusten zuliebe! Damals hätte es noch einen Zweck gehabt. Mit wie viel Liebe hatte Auguste von ihrem Mann gesprochen! Da vorm Tisch hatte sie gestanden mit flammenden Augen und hatte geschrieen: ‚Bei meinem Julius bleibe ich, zu meinem Julius gehöre ich, und wenn

ihr auch alle auf ihn schimpft, ich lasse nichts auf ihn kommen — ich liebe ihn!‘ Die Mutter wußte noch jedes Wort. Hätte Auguste ihm damals das Geld bringen können, er hätte doch sicher Liebe und Dankbarkeit für sie gefühlt, er wäre nie, niemals darauf gekommen, ihr das anzutun, was er ihr hernach angetan hatte!

Die Bekümmerte seufzte auf: Paschke gab sich mit Weibsbildern ab. Es war bekannt, Johann und Gottfried wußten es ganz genau, und es wußten's viele. Aber trotzdem mußte er doch noch gut mit Auguste sein. Daß sie nie, nie seine Untreue erführe!

Unwillkürlich breitete die Mutter die Arme aus, wieder wie damals — ‚Du kannst jederzeit kommen‘ — aber dann ließ sie sie mit einem Seufzer sinken: Auguste sollte lieber nicht heimkommen, um d e n Preis nicht! Ob es nicht selbst jetzt noch richtiger wäre, Paschke wieder aufzuhelfen?! Trotz allem und allem?! Es war nicht richtig von Johann und Gottfried, zu sagen: ‚Ja, wenn du meinst, daß er wirklich treu is, so'n richtig liebender Ehemann, denn — —‘ nein, das meinte sie gar nicht, sie wußte es ja, daß er ihr nicht treu war, aber sie hätte ihm doch das verlangte Kapital geben sollen. Und wenn es auch wahrhaftig keine Kleinigkeit war — das schöne Geld, man hatte es auch nicht auf der Straße gefunden! Ob es nicht noch an der Zeit war?

In schweren Zweifeln lag die Mutter; zögernd verrannen ihr die Stunden der Nacht, sie fand keinen Schlaf mehr. Ein Entschluß rang sich langsam in ihr durch: ja, sie würde Augustes Mann für dieses Mal doch wieder

aufhelfen. Und sie würde selber zu ihm hingehen. Sie wohnten jetzt nicht mehr Krausenstraße, aber Johann und Gottfried würden die neue Wohnung wohl wissen, und wenn die sie ihr nicht sagen wollten, dann ging sie eben zur Polizei! Es war der Mutter ein zu unerträglicher Gedanke, daß ihre Tochter, eine Badekow, gesagt hatte: ‚Ich komme nicht mehr nach Hause.‘ Die Auguste, die sollte, die mußte wieder nach Hause kommen können!

Die alte Frau fühlte sich wie zerschlagen, als sie aufstand. Aber sie konnte nicht mehr liegen bleiben, obgleich es noch sehr früh war. In ihren Gliedern war eine prickelnde Unruhe, und sie hatte ein Schwindelgefühl im Kopf. Schweratmend stieß sie den Fensterladen auf, eine köstliche Morgenfrische strömte herein, doch sie selber fand ihre alte Frische nicht.

„Jott ja, wenn man in meinem Alter nich schläft, det merkt man,“ seufzte sie. Schwerfällig setzte sie sich auf ihren Platz am Fenster, halb angezogen, in Unterrock und Nachtjacke; sie mußte sich vorerst noch ein bißchen ausruhen, ehe es mit dem Anziehen weiterging. Das war jetzt auch eine Arbeit.

Verträumt blickte sie die Straße hinunter. Noch regte sich nichts dort; kein Mensch war zu sehen; selbst die Milchkarren waren noch nicht ausgefahren. Aber schon lachte Sonnenschein in der Frühe um vier. Der Himmel war heiter, es lag wie eine Verheißung auf den alten Lindenbäumen, wie Jugend. Überall kleine, zartgrüne Blättchen, die aus den klebrig-braunen Hüllen hervorquollen, neugierig-drängend.

Hanne Badekow nickte: man sah's jetzt förmlich wachsen. Ach ja, aber die alte Freude am Wachsen war nicht mehr da! Es war ja nun bald auch hier vorbei mit der Ländlichkeit. Schon waren die Störche nicht mehr gekommen in diesem Jahr, — drüben das Nest war leer. Den Störchen war es wohl zu unruhig geworden in Tempelhof. Und gestern hatte Johann davon gesprochen, es wäre unbedingt nötig, die alte Scheune herunterzureißen, das baufällige Gerümpel mit dem Strohdach sei ein Schandfleck für die ganze Dorfstraße. Ach, früher war es hier doch viel schöner gewesen!

Die alte Frau stemmte die runzligen Hände auf die Fensterbank und sah sehnsüchtig die Straße hinab. Da sah sie jemanden kommen, und ihr Herz stand still.

Langsam kam eine Frauengestalt näher. Aber sie ging nicht den breiten Mittelweg unter den Linden; ganz an der Seite, wo die Fliederbüsche deckten, drückte sie sich entlang, als wollte sie nicht gern gesehen werden. Aber die Badekow sah. Sie erkannte die schlottrig Daherwankende sofort und unterdrückte einen lauten Aufschrei: Gott im Himmel, das war ja die Auguste!

— — — — — — — — — — — — — — —

„Wo kommste her, wo kommste her?" Die Badekow stotterte, die Zunge war ihr wie gelähmt vor Schreck, aber doch war der Schreck freudig. Auguste war da, sie hatte ihre Auguste wieder, hier bei sich in der Stube — ach, die Auguste! Sie streichelte der Tochter Gesicht — je, so eiskalt waren ja die Backen! Sie ergriff die schlaff herunterhängenden Hände und drückte sie: „Nee,

so was! Wo kommste bloß her in aller Herjotts-
frühe?!"

„Wo soll ich herkommen?! Von Berlin!" Au-
guste sagte es ungeduldig, mürrisch. „Wo soll ich denn
sonst herkommen?!" Aber dann wurde ihr ungeduldiger
Ton ein anderer, ein heftiger Schmerz schrillte darin
auf; ihre mürrische Miene verzog sich zu einer verzwei-
felten, sie schlug die Hände vors Gesicht: „Nu muß ich
doch wiederkommen!"

Die Mutter fragte nichts weiter mehr; die Kehle
war ihr zugeschnürt, wie eine würgende Hand legte es
sich ihr darum: o, die Auguste, die hatte es nun doch
wohl erfahren! „Setz dir," sagte sie leise, drückte die
Tochter auf einen Stuhl und fing an, sie auszuziehen;
nahm ihr die Mantille ab, den Hut, — es war alles ganz
naß vom Tau —, und kniete dann nieder, ihr die Schuhe
abzustreifen. Es waren nur Pantoffeln aus schwarzem
Stoff, nicht gemacht für einen so weiten Weg; sie hingen
in Fetzen.

Der Badekow flimmerte es vor den Augen, ihre
Hände zitterten; kaum daß sie die aufgelösten Zeugschuhe
herunterbrachte, und dann die völlig durchnäßten
Strümpfe. O Gott, wo war ihre Auguste herumge-
laufen? Naß war es doch jetzt auf den Wegen nicht
mehr?

„Im Felde rumgelaufen bin ich die ganze Nacht —
es hat auch geregnet!" Das war eine Erklärung. Au-
guste hatte sie gemurmelt, den Kopf hängen lassend.

Die alte Frau hauchte in der Tochter Hände, um sie

so zu erwärmen; immer wieder rieb sie ihr die kalten Füße. Sie konnte nichts sagen, ein zu großer Jammer war in ihr: was, ihre Auguste war herumgeirrt? Und die wußte doch, wo sie zu Hause war! Sie fing bitterlich an zu weinen.

Da löste sich auch Augustes starres Wesen. Schluchzend stieß sie heraus: „Er macht sich nichts mehr aus mir — gar nichts mehr! Nur 'ne halbe Stunde war ich weg gestern abend — einholen — wie ich retour komme, da steht er auf'm Treppenabsatz — er hat mich noch nich vermutet — und hält das Dienstmädchen, die Hübsche von dem Kaufmann aus'm Vorderhaus, umgefaßt. Und küßt sie, küßt sie!" Sie lachte bitter auf. „Mich hat er nie so geküßt — Mutter, Mutter!"

„Sei man stille, Juste! Er is 't nich wert, daß de so weinst!" Die Badekow trocknete sich die Augen, und dann wischte sie Auguste die Tränen ab. Ach, das arme Kind! O, wenn die erst alle Seitensprünge wüßte von ihrem Julius! „Et is janz recht, daß de fortjejangen bist von ihm," sagte sie tröstend. „Det einzigrichtige. Du wirst dir doch so wat nich jefallen lassen?!"

„Nie, nie wäre ich von ihm fortgegangen! Und was du auch sagst, und was auch gewesen wäre, — nee, nu grade nich!" Das war wieder die alte eigensinnige Auguste; aber dann weinte sie wie eine betrogene Frau. „Aber daß er 'ne andere poussiert, nein, das lasse ich mir nich gefallen! Das tut er mir an?! Un ich habe mich doch nie beklagt!"

Nein, weiß Gott, das hatte sie nicht! Erschüttert sah

die Mutter in der Tochter Gesicht. Auguste mußte schon vieles heruntergeschluckt haben — ach, es war längst nicht so gekommen, wie sie es sich in ihrem Brautstand geträumt hatte und am Hochzeitstag! Sie hätte gar nichts zu erzählen gebraucht, ihr Gesicht sagte das.

„Und was meinste, was er dann getan hat?! Gelacht hat er, gelacht: ‚Na, was ist denn da weiter!‘“ Auguste bäumte sich förmlich auf, in fieberhafter Erregung stieß sie die Worte heraus: „Mutter, ausgelacht hat er mich!“

Dieser Paschke, so ein Lump! Johann und Gottfried hatten ganz recht. Gott sei Dank, daß sie ihm noch nicht das Geld gegeben hatte, Augustes schönes Geld — nun war das wenigstens gerettet! Die Badekow beruhigte sich, zärtlich streichelte sie der Tochter verweintes Gesicht.

Das schien Auguste gut zu tun. Ruhiger erzählte sie jetzt: „Da bin ich aus der Stube gerannt. Hätte er mich noch um Verzeihung gebeten — aber i wo! Da habe ich mir die Pelerine umgeworfen, rasch den Hut auf, und denn bin ich weggelaufen. Raus aus'm Tor und raus ins Feld — wo sollte ich hin?! Ich habe erst gar nich gemerkt, daß ich bloß Hausschuhe anhatte. Erst im Feld wurde ich's gewahr, als es so quatschte. Stockdunkel war's auch!“

„Jesus, Aujuste!“ Hanne Badekow rang die Hände. „Un da biste nich schnurstracks nach Hause jelaufen?“

„Nein!“ Auguste schob die Brauen zusammen, sie hob den Kopf und sah die Mutter vorwurfsvoll an. „Du

hattest mich ja auch im Stiche gelassen. Und denn die anderen" — sie zitterte — „ach, die haben so schon immer auf ihn geredet!"

„Jotte doch, Aujuste, da denke doch jetzt bloß nich dran. Kind, Kind, wat hätte dir allens passieren können nachts in det dunkle Feld! Erst vor kurzem soll da einer umjebracht sind!" Es schauderte die Badekow noch.

Aber Auguste lächelte mit blassen Lippen: „Hätte mich man einer umgebracht!" Und dann schrie sie wieder: „Mutter, Mutter!"

Es war ein Jammer. Auguste wollte niemanden sehen, sie war ganz verscheucht. Mit verstörten Augen sah sie sich um: „Es kommt doch niemand? Johann? Grete? Ach, nur nich!"

Die Mutter hatte Mühe, sie zu beruhigen. Nein, es kam kein Mensch, es war ja noch viel zu früh. Auguste würde sich nun hinlegen, oben in ihrer alten Stube, da konnte sie sich wärmen im Bett. Und einen Kaffee kriegte sie da herauf, der würde ihr gut tun, und dann würde sie schlafen, schlafen, ganz ungestört.

„Wo is denn Mieke?" Auguste riß verängstigt die Augen auf: auch die konnte sie jetzt nicht sehen, nein, o nein!

„Mieke is jar nich zu Hause. Sie is bei Mariannen!"

Nun erwachte doch eine Verwunderung in Auguste. „Was tut sie denn da?"

Da sagte die Badekow schnell — es mußte Augusten

ja doch einmal gesagt sein —: „Mieke hat — Mieke is — Mieke hat ein Kind jekriegt. Heute vor vierzehn Tagen!“

„Was?!“ Auguste schnellte vom Stuhl empor, auf dem sie so matt gesessen hatte. Nun war sie auf einmal nicht matt mehr. Ihre Augen glühten. „Mieke hat ein Kind gekriegt — Mieke?! Und ich —?“ Sie streckte die Arme aus, als wollte sie das Kind an sich reißen. „Dann wäre es nie so gekommen, nie! Die hat eins?!“ Es ergriff sie eine förmliche Wut.

„Aber es is tot,“ sagte Hanne Badekow ernst. „Es hat nur 'n paar Tage jelebt. Es war ja man so schwach!“

* * *

„Wat det bloß is mit meinen Kindern?“ sagte die Badekow bekümmert zu Doktor Hirsekorn. Sie hatte sich nun auch für Auguste den Arzt kommen lassen müssen, der ja doch nun einmal um alles wußte. Und mochte sich Doktor Schmidt auch darüber beklagen, daß man ihm den Berliner Arzt vorzog, es war darin so wie in allem anderen: Berlin bekam eben die Oberhand. Und Doktor Hirsekorn verstand seine Sache wirklich, er hatte Mieke vorzüglich behandelt in ihrer schweren Stunde. Es ging mit ihr so weit jetzt wieder ganz gut; Marianne wollte sie nur noch ein bißchen dabehalten, denn sie bekam noch mitunter Stunden, in denen sie anfing, laut zu weinen; sie hatte eine so kindische Freude an dem Püppchen gehabt.

„Sagen Se bloß, Herr Dokter —“ die alte Badekow seufzte —, „is et denn schlimm mit Aujusten?“

Er konnte sie beruhigen: nein, es stand nicht schlimm mit Frau Paschke. Es war nur der natürliche Rückschlag nach einer großen Aufregung. Dazu kam noch eine Erkältung, die sie sich jedenfalls zugezogen hatte bei ihrem Umherirren in den dünnen Schuhen auf dem nächtlichen Feld. „Ich habe ihr ein beruhigendes Mittel verschrieben. Und dann lassen Sie sie noch ein paar Tage ruhig im Bett!“

„Ja, aber —!“ Die Badekow schüttelte den Kopf. „Ick weeß doch jar nich, Herr Dokter, wie det mit meine Kinder zujeht! Se sind doch nich janz so, wie se sein sollten; wenigstens nich alle. Der Johann is ja 'n kreuzbraver Mensch, aber — mein Mann war bedeutend heller. Un der Jakob is so fahrig, hat bei nichts nich Bestand. Un die Aujuste — na, Sie kennen ihr ja nu. Un denn die Mieke! Manchmal denke ick, ick bin jar nich so unjlücklich mehr, det mein Wilhelm dot is!“ Es zuckte in ihrem Gesicht, aber dann lächelte sie ein klein wenig wie in Rückerinnerung früherer Zeiten: „Badekow war doch damals so'n strammer, jesunder Mensch, un ick — na, ick war ooch nich von Pappe dazumal, det können Se jloben!“

„Will ich gerne glauben!“ Hirsekorn lachte. „Sie sind doch jetzt noch 'ne stramme Frau. Von der heutigen Generation macht Ihnen das keine mehr nach. Aber, Frau Badekow,“ — er legte ihr die Hand auf die Schulter — „hier in Tempelhof ist zuviel untereinander ge-

heiratet worden. Nicht immer wieder in die Sippe rein, das tut auf die Dauer nicht gut! Die Längnicks, die Lietzows, die Lüdeckes, die Schellnacks, die Badekows und wie sie alle heißen, sind sie denn nicht alle miteinander blutsverwandt, näher oder ferner?"

„Det stimmt!" Hanne Badekow nickte. „Aber man kann sich doch ooch nich Jott weiß wen heiraten. Det sagen Sie so: nich in de Sippe rin! Ick sehe keinen Sejen dabei, wenn eener aus der Sippe rausheirat't. Wenn Sie zum Beispiel den Karl Lietzow kennten — wat der Bruder von meinem Schwiegersohn Jottfried is —, un dem seine Frau, na, ich danke! Die hat er sich aus Berlin jeholt. Un nu verschlampt se ihm de Wirtschaft. Wat 'ne richtje Tempelhofern is, da kommt so wat jar nich vor. Un denn allens det andere ooch nich. Na, un denn sehn Se mal meine Aujuste an, hat die jut dran jetan, den Paschke zu nehmen? Die hätte besser eenen aus der Familie jeheirat't, so wie die Marianne. Denn wäre se jetzt fein raus!"

„Das sagen S i e!" Der Arzt sah sehr ernst aus. „Aber Ihre Tochter Marianne hat keine Kinder!"

„Nee, det leider nich!"

„Sehen Sie. Kommt auch davon. 'nen andern Mann hätte die heiraten müssen, nich so 'nen alten Onkel, keinen aus der Sippe, die seit hundert und hundert Jahren sich immer wieder miteinander vermengt hat. Die sollte wohl Kinder kriegen!"

„Och, wat die Dokters ooch allens wissen wollen!" Die Badekow wurde etwas ärgerlich: was ging den

Doktor Mariannens Heirat an?! Dies Thema war ihr unangenehm; sie wollte es gerne wechseln. „Sie wissen eben nich, wie det Mode is auf'm Dorf," sagte sie abweisend. Dann aber fragte sie wieder freundschaftlich: „Sie haben woll immer in der Stadt jelebt, wat?"

„Ich stamme aus dem Berliner Handwerkerstand. Mein Großvater hat mit Bürsten und Besen noch auf dem Markt gesessen. Mein Vater hatte dann sein Geschäft — es war nicht groß — in der Sebastianstraße. Alles selbstgemachte Bürsten, Pinsel und Besen!"

„Nee, is't möglich?!" Die Badekow freute sich. „Uf welchem Marcht hat denn Ihr Herr Jroßvater jesessen? Auf'n Wochenmarcht — Dönhoffsplatz, Schandarmenmarcht? Da habe ick ja ooch jesessen! Oder man bloß uf'n Weihnachtsmarcht? Aber ejal, er hat uf'm Marcht jesessen, darum hab ick Ihnen noch mal so jerne!" Sie ergriff seine Hand und schüttelte sie kräftig: „Na so wat!"

Des Doktors Augen hinter den Kneifergläsern funkelten hell. „Na, denn will ich Ihnen auch noch weiter was sagen, Frau Badekow!" Er schöpfte tief Luft, und dann sagte er alles rasch hintereinander, ohne Atem zu holen: „Ich bin ein armer Teufel; studierte Leute, die kein Vermögen hinter sich haben, sind das immer, aber mein Vater wußte das nicht, er hat sich jeden Groschen abgezwackt für mein Studium. Doktor! Er versprach sich goldene Berge für mich und sehr viel Ehre. Na, so heftig ist das nicht damit, die Hirsekörner haben kein Talent, Schätze zu sammeln; aber ich möchte

Sie nun fragen, Frau Badekow, wollen Sie mir Ihre Tochter Marianne zur Frau geben?"

Das kam so urplötzlich, so überraschend, daß die alte Badekow den Doktor stumm ansah, minutenlang, und dann erst, ganz wie erstarrt, ganz langsam abermals sagte: „Na, so wat?"

War der Doktor verrückt geworden? Ein Studierter, einer aus der Stadt und ihre Marianne?! „Nee!" Sie schüttelte den Kopf. Aber dann besann sie sich: sein Großvater hatte doch auch auf dem Markt gesessen. Ihm fest in die Augen sehend, fragte sie: „Haben Se ihr denn ooch lieb?"

„Wenn ich sie nicht lieb hätte, würde ich sie nicht fragen: ‚Wollen Sie meine Frau werden?'"

„Na, denn fragen Se ihr man!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Es gab wieder einmal einen Sturm in der Familie. Was, die Marianne wollte sich verheiraten mit dem Berliner Doktor?! Das wollte Johann gar nicht in den Sinn; er und Grete hatten sich so daran gewöhnt, die reiche Witwe als die kinderlose Familientante anzusehen. Da entging den Zwillingen unter Umständen ein schönes Stück Geld.

„Hättste mich man nich zu dem jeschickt, damals!" sagte Johann nachdenklich.

Aber Grete wälzte diese Schuld aufs entschiedenste von sich ab: s i e hätte ihn zu Doktor Hirsekorn geschickt?! Was für eine Idee! Sie hatte kein Wort von Hirsekorn gesagt, den Namen nicht einmal gekannt. Übrigens,

das hatte sie damals sofort bemerkt, gleich beim ersten Zusammensein, mit was für Augen die Britzer Schwägerin den Berliner Doktor angesehen hatte! Die geborene Schellnack war über diesen Ausgang gar nicht weiter erstaunt. Umsonst hatte Marianne die Mieke doch nicht nach Britz genommen!

Gottfried fiel auch nicht aus den Wolken, aber auch er gönnte eigentlich dem Doktor die Marianne Badekow nicht. Sollte nun wirklich ein anderer trommeln?

Heute spannte sich das pralle Seidenkleid noch praller über den Busen der Britzer Witwe. Sie machte nach der sonntäglichen Kirchenzeit mit dem Bräutigam einen feierlichen Besuch bei den Geschwistern. Und sie sah so freundlich, so einladend aus wie nur je —, das Glück verschönt. Und Marianne Badekow war glücklich.

Als der Doktor zu ihr herausgekommen war — gleich von Mutter Badekow weg war er zur Tochter Badekow gegangen, eigentlich gelaufen, es packte ihn plötzlich wie Ungeduld — als er dann nur ein paar Worte zu ihr gesprochen hatte, hatte sie ihm die Hand gereicht: ja, sie hatte volles Vertrauen zu ihm, ja, sie hatte ihn auch gern — ja —, dann hatte sie aber doch angefangen zu stocken. Ein rosiges Aufblühen war in ihr Gesicht gekommen und in ihre Augen ein paar Tränen: ja, sie hatte den Wunsch, sich noch einmal zu verheiraten!

Fest hatten sie sich die Hand gedrückt und minutenlang so ihre Hände ineinander gelassen.

Gern hätte Hirsekorn ihr einen Kuß gegeben, aber

er fand, daß er sich hier nicht so benehmen konnte wie ein junger, verliebter Fant. Und sie wiederum, die nicht an Zärtlichkeiten Gewöhnte, fand es ganz in der Ordnung so. Aber als sie dann beim Frühstück saßen, sie ihm die Butterbrote strich, den Schinken auflegte — alles mit der sorglichen Miene einer liebenden Hausfrau — da konnte er doch nicht mehr an sich halten. Er schlang seinen Arm um ihre Schultern, drückte sie herzhaft an sich und gab ihr den Verlobungskuß. Und sie gab ihm den Kuß wider. —

Sie würden bald heiraten, in vier Wochen schon; auf was sollten sie denn noch warten? Es dünkte der Witwe, daß sie es eilig habe. So viel hatte sie in ihrem Leben entbehren müssen; jetzt drängte es sie, das nachzuholen. Und Friedrich konnte nicht alle Tage nach Britz herauskommen, dazu war es zu weit; zweimal in der Woche kam er für eine Stunde und nur Sonntags auf länger. Dann fuhr sie ihm entgegen bis Tempelhof, lud ihn auf wie eine kostbare Beute und brachte ihn sich heim. Oder sie ließen auch den Wagen voranfahren und wanderten zu Fuß hinterher durch sommerahnende Felder. Dann nahm sie nicht seinen Arm, sondern sie gingen Hand in Hand, wie vormals die Burschen und ländlichen Mädchen gingen auf Liebesgängen. —

Man hatte in der Familie als selbstverständlich angenommen, daß der Doktor heraus nach Britz ziehen würde. Hirsekorn aber dachte gar nicht daran, seine Praxis aufzugeben, und Marianne war auch damit einverstanden. Nein, das sah sie vollkommen ein, daß er

nicht nur der Mann seiner Frau sein wollte. Der Wirtschafter blieb auf Britz, sie konnten ab und zu hinausfahren und kontrollieren — ach, und ihr Herz hing ja gar nicht an Britz! Es waren zu freudlose Jahre dort gewesen. Wenn sie jetzt zurückdachte, kamen sie ihr doppelt freudlos vor. Lange Jahre, träge Jahre, Jahre, in denen ein Tag gewesen war wie der andere: kein großes Leid, aber auch keine große Freude — wie hatte sie das nur aushalten können?! Sie war's eben nicht anders gewöhnt gewesen, aber jetzt —?! Ihr Mund, ihre Augen, ihr ganzes Wesen lächelten: sie würden Britz verkaufen, sowie sich eine günstige Gelegenheit bot.

Marianne dachte es sich sehr schön, ihren Mann auf die Praxis zu begleiten; sie konnte ja dann im Wagen auf ihn warten. Aber dafür war er nicht: Praxis apart, Frau apart! Aber wenn sie sich beteiligen wollte, konnte sie für seine armen Patienten Suppen kochen, denn aufgeben würde er die Armenpraxis nicht, wenn er nun auch in die feinere Wilhelmstraße zog, Equipage hatte und es Gott sei Dank nicht mehr zum Lebensunterhalt nötig brauchte, fünf Treppen hoch zu steigen und in die Keller hinabzuklettern.

„Kiek eener an, er heirat't doch in ihr nich nur't jroße Portemonnaie!“ sagte Gottfried Lietzow bewundernd. „Na, denn will ick ooch nich mehr so futterneid'sch sein — mag er denn trommeln!“

Siebzehntes Kapitel

Wenn die Störche hätten wiederkommen wollen, hätten sie längst da sein müssen. Die Längnick stand im Hof und sah hinauf zum Scheunenfirst, auf dem das Rad des Storchenpaule mit dem mächtigen Reisigneſt sich im Sonnenschein des Frühsommers recht einladend zeigte; aber es war leer. Ganz leer. Wo nur das gewohnte Storchenpaar blieb? War es tot, beim langen Flug zu Schaden gekommen oder von einem fürwitzigen Sonntagsjäger heruntergeschossen worden?

So oft Rieke Längnick auch drunten stand und emporstarrte, ihre spähenden Blicke sahen keinen schwarzweißen Vogel mit rotem Schnabel sich langsam niedersenken; ihre Wünsche hatten nicht die Kraft, ihn herbeizulocken. Sie hatte immer noch gehofft. Ihre Hoffnungen waren zuschanden geworden. Die Millionenwitwe war nicht mehr zu haben. Der Doktor, der Hungerleider, der abgefeimte Berliner, den ihr Paul auch hatte ins Haus bringen wollen, der hatte sie wegstibitzt. So rasch als möglich hatte er sie geheiratet, so flugs in aller Stille, daß man eigentlich erst darum gewahr wurde, als sie am Sonntag nach Pfingsten drüben bei der alten Badekow in der Doktorkutsche vorfuhren, und

die Marianne an seiner Hand heraushopste in einem funkelnagelneuen weißen Roßhaar-Kapottehut mit rosa Hyazinthenkranz und mit einem Crêpe-de-chine-Schal über dem Seidenkleid.

In einem Grimm, der etwas von Angst in sich hatte, streckte die Längnick die geballte Faust zum First empor — wo waren die Vögel, die Glücksvögel? Pah, Glücksvögel — Teufelsvögel! Mochten sie wegbleiben!

Sie kehrte der Scheune den Rücken und ging ins Haus. Aber es litt sie nicht in den Räumen der Villa. Wieder ging sie hinaus auf den Hof und stand abermals und starrte hinauf zum Scheunenfirst. Man war es doch so gewohnt, daß um diese Zeit das Storchenweibchen da oben brütete und das Männchen Atzung zutrug von Fröschen und Schlänglein. Sie kehrte sich ab: man würde sich eben anders gewöhnen. Dann s o l l t e n sie wegbleiben, in drei Teufels Namen — mochten sie verrecken anderswo!

Aber auch in der Nacht sah Rieke Längnick immer das leere Nest vor sich; sie wälzte sich rastlos in ihrem Bett. Hundert Jahre, vielleicht viel länger schon, hatten immer Störche da oben genistet; im vergangenen Herbst noch hatten sie und der Paul die Vögel zum Fluge sich üben sehen, und nun, nun —! Schweiß brach ihr aus. Sollte es auf einmal vorbei sein mit dem Glück bei den Längnicks?!

Es war eine unerquickliche Nacht; wie Träume, die quälen, kam es der Längnick. Als die Wachspuppe, das spillrige Ding, hier noch herumgegangen war, da —

ach was, zum Kuckuck, was hatte das mit dem Glück zu tun?! Besser war es, die lag im Grabe — — — aber war es wirklich besser?!

Der Schwiegertochter zarte Gestalt erhob sich plötzlich vor der Schlaflosen. So zart die Wachspuppe war, sie war doch riesenstark. Seit sie tot war, wie war's seitdem mit dem Paul?!

Die Längnick kniff die Augen zu, sie zwang sich, gleichmäßig ruhig zu atmen; mit Gewalt mühte sie sich, den Schlaf auf sich herabzuziehen. Aber er wollte nicht kommen, er floh sie beharrlich.

Mit Augen, deren hartes Weiß von rötlichen Äderchen durchschossen war, stand sie am andern Morgen auf. Es drängte sie zum Fenster: es könnte doch sein, sie kämen noch verspätet. Hatte nicht etwas geklappert heute bei Tagesanbruch? Wenn sie es wären!

Aber sie zwang sich, vom Fenster zurückzubleiben: was ging es sie an, ob die Störche da waren oder nicht? Zu Zeiten des Storchen-Paule, da gab man noch was auf ihr Erscheinen, das Glück bringen sollte, aber jetzt hatte kein Mensch mehr solch einen Aberglauben!

Als der erste Knecht, schlaftrunken noch, über den Hof schlorrte, rief die Längnick ihn an: he, die große Leiter angelegt, die Feuerleiter, da an die Scheune, das Nest runtergestoßen, das leere Nest!

„Wat, dat Storchennest runterstoßen? Dat Storchennest?!“ Der Knecht versuchte Ausflüchte: es war verdammt hoch, man konnte den Hals dabei brechen!

„Dann brecht 'n!“ sagte die Bäuerin kurz. „Wenn

Ihr nich ruffsteigt, steige ick selber ruff. Runter muß et!"

Da legte er denn murrend die Leiter an. Aber die Leiter war zu kurz, und ein eiserner Haken an langer Stange reichte auch nicht bis zum Rad des Storchen-Paule. Der Knecht mußte selber aufs Dach hinauf. Wie ein Reiter rutschte er den First entlang, die Stange wie eine Waffe vor sich gestreckt; unsicher genug.

Unten feuerte Rieke an: „Man zu, man zu! Denn jibt's ooch 'n Schnaps. Ihr kriegt ooch zehn jute Jroschen. Los, man los!"

Er stieß mit der Stange, aber das Nest saß fester im morschen Rad, als man hätte denken sollen; es stürzte nicht. Wohl aber bekam der Dachreiter beim heftigen Stoß das Übergewicht, er ließ die Stange fahren, griff wild um sich, mit einem Aufschrei kollerte er abwärts über die schräggeneigten Ziegel. Der Fall war hoch, aber unten war gerade der Mist.

War er tot? Die Längnick konnte sich gar nicht rühren; sie traute sich nicht, nach dem Gestürzten zu sehen, erst das Schreien der Mägde, die aus dem Hause gelaufen kamen, brachte sie zu sich.

Alles, was an Dienstleuten auf dem Hofe war, kam herbei: „Den Dokter! Holt den Dokter!" Ach, der Gustav, war er tot? Der arme Mensch! Aber auch sowas, ihn oben auf das Dach raufzuschicken! Das war doch keine Arbeit für einen ehrlichen Knecht. Es war eine Gemeinheit von der alten Längnick!

Zornige Blicke trafen sie, laut wurde gemurrt:

„Leuteschinder'n!“ Einer hielt ihr die Faust unter die Nase: he, was gab sie nun dem armen Teufel dafür, daß er sich Arme und Beine gebrochen hatte?

Die Längnick senkte den Kopf, sie murmelte etwas von: „Kurkosten zahlen“ — „Schmerzensgeld“ — „nich so schlimm“ — und dann, ohne sich weiter um etwas zu kümmern, ging sie in die ihr zunächst liegende Tür des alten Hinterhauses und schlug sie hinter sich zu.

Lautes Schimpfen erhob sich draußen. Sie halfen jetzt dem Gustav auf, er kam aber schon wieder allein auf die Beine; er war nur ein wenig betäubt gewesen vom Sturz. Schon hinkte er herum und schimpfte gewaltig: „Hat man je so wat erlebt, 'n Storchnest runterstoßen? Det bringt allemal Unjlück!“ Es sollte ihr teuer zu stehen kommen, der alten Hexe. Eine Rechnung würde er ihr aufsetzen für Doktor und Kurkosten, daß sie sich wunderte. Und wenn sie nicht gutwillig zahlte, dann klagte er. Das war jetzt nicht mehr so wie früher, auch auf dem Lande nicht mehr; man war klug geworden wie die Berliner. Man hatte es gar nicht nötig, sich aufs Dach schicken zu lassen. Aber die Reichen, die dachten, für ihr Geld könnten sie sich alles herausnehmen. Oho!

Der Sturz vom Dach war eine willkommene Gelegenheit, sich im Wirtshaus ein wenig zu stärken. Sie zogen alle miteinander ab.

Rieke Längnick dachte nicht daran, die Abziehenden zurückzurufen. Sie saß auf der Alteisenkiste im verödeten Raum, in dem als einzig Lebendiges Mäuse huschten. Ein Entsetzen hatte sie gepackt: o weh, die

Störche waren nicht wiedergekommen, und das leere Nest blieb ihr zum ewig-drohenden Zeichen aufgestellt! Es schüttelte sie wie Frost. Ihr Gesicht war grün-fahl, sie schmeckte wieder die Galle; wieder wie damals, als sie sich hatte so ärgern müssen über die Schwiegertochter. Ha, die war an allem schuld, die war auch an diesem schuld, die hatte das Unglück übers Haus gebracht!

Ein heftiges Anklagen erhob sich in der Mutter Brust gegen die Tote. Was hatte die aus dem Paul gemacht? Noch jetzt, da sie im Grabe lag, zerrte sie ihn so mächtig hinter sich her, daß er trinken mußte, trinken, um nicht um seinen Verstand zu kommen in seinem Schmerz. Der arme Junge! Und trotzdem fand er noch Zeit, alle Tage auf den Kirchhof zu rennen, wo jetzt an dem Kreuze die Marmorfrau stand, die er immer wieder mit seiner Frau verwechselte, und die ihm mit ihrem weißen Arm winkte. Sie mußte weg!

Dieser Gedanke erhob sich plötzlich in Rieke, riesengroß, und ließ sie alles andere vergessen. Ihre Zerknirschung fing an zu weichen, wieder regte sich etwas in ihr wie ein leiser Triumph. Das Bild im Klavierzimmer hatte sie schon vor einiger Zeit weggehängt, und er hatte es gar nicht bemerkt — nun mußten auch die Gänge auf den Kirchhof aufhören! —

Oft war die Längnick ihrem Paul nachgegangen in stillen Stunden, wenn der Mond wie eine blasse Sichel neben dem verdämmernden Holzturm der alten Kirche stand und vom Park der Engländer herüber sehnsüchtige Nachtigallen lockten. Sie war ihm immer gefolgt, und

es war ihr jedesmal durchs Herz gefahren wie Messer — sie konnte ihre Augen ja nicht blind machen, so gern sie dies auch gewollt hätte, — wenn sie seinen Schmerz sah. Und sie fing jetzt auch an, diesen Schmerz zu begreifen. Aber er sollte nicht Schmerz empfinden, er durfte nicht Schmerz empfinden, ihr Sohn, ihr Paul, ihr einziges Kind!

In Gedanken verloren ging die Längnick über den Hof ins Haus zurück, tiefe Falten hatten sich auf ihrer Stirn eingegraben. Lange hatte sie in der öden Kammer gesessen, eine Stunde, lang wie ein Jahr — der große Entschluß war in ihr reif geworden: sie konnte ihm helfen!

Wenn er doch jetzt da wäre! Aber er war schon zum Frühschoppen bei Kiekebusch. Wenn sie ihn jetzt dagehabt hätte, sie hätte ihm gern über die Wangen gestreichelt. Heute hatte sie ein Bedürfnis danach; ihr Herz war weicher als sonst. Es fühlte Zärtlichkeit, und doch hatte es nie wilder gehaßt als heute. Und als sei das Gewicht dieser beiden Empfindungen zu schwer zu tragen, so ging sie mit gesenktem Kopf; sie schritt nicht so aufrecht wie sonst. —

Die Dienstleute grinsten hinter ihr drein: das war der Alten doch höllisch in die Knochen gefahren! Was die sich wohl ärgerte, daß sie dem Gustav ordentlich was würde zahlen müssen für seinen Schreck!

Rieke Längnick überlegte: sollte sie nicht lieber jetzt gleich zum Totengräber Tudichum gehen, der den Kirchhof auf- und zuschloß, und das Nötige mit ihm besprechen? Ein hohes Trinkgeld mußte sie ihm zusagen, damit

er sich nicht weigerte. Aber warum sollte er sich weigern? Was man auf den Kirchhof gebracht hat, kann man doch auch wieder wegholen. Er würde die Pforte aufschließen, morgen war Vollmond — die Leute wurden gleich noch heute bestellt — wenn Paul morgen nacht von Kiekebusch nach Hause kam, war alles erledigt!

Tief atmete die Längnick auf: ja, sie wollte gleich gehen. Aber eh'e sie die blaue Leinenschürze abband, eine andere Haube aufsetzte und statt der Holzpantinen, in denen sie stets auf dem Hof herumklapperte, die knarrenden Lederschuhe anzog, dauerte es eine Weile. Sie konnte heute nicht rasch fertig werden; das Band ihrer Schürze verknotete sich, ihre Finger waren so zittrig.

War das schwül! Die Luft hatte schweren Druck, das Atmen wurde ihr sauer; wie eine Last legte es sich ihr auf die beklemmte Brust. Lahm trat sie hin und her, — da schellte es an der Villentür heftig. Sie hörte ihren Namen rufen und erschrak.

Ein Bote von Kiekebusch war gekommen: „Der Herr Längnick is besoffen! Der Herr Längnick macht so'n Krach! Der Herr Längnick schlägt allens kaputt — sie wollen schon nach 'm Schandarmen schicken. Die olle Längnicken soll mal rüberkommen!"

Nun waren ihre Füße nicht lahm; sie war nicht langsam mehr.

Schon draußen auf der Straße hörte sie den Lärm. Alle paar Minuten flog etwas anderes durchs Fenster von Kiekebuschs Wirtsstube: eine Flasche, ein Krug, ein

Stuhlbein, ein Bierseidel; die Scheiben zerklirrten. Und man hörte das Umwerfen von Tischen, das Krachen von Stühlen; ein Scharren und Trampeln, ein Schleifen von Körpern, ein Poltern, ein Stoßen, als wenn Männer ringen. Und ein dumpfes Brüllen.

„Zehn Männer können 'n nich halten, er brüllt wie'n Ochs!" Die Tür war von Neugierigen dicht belagert, die durch die weißgestrichenen Drahtgitterchen, die das Glas des Einganges undurchsichtig machten, zu spähen versuchten. „Schade, man kann jar nischt sehen — hör, nu schreit er wie'n jestochnet Schwein!"

Die Längnick stieß die Neugierigen beiseite. Jemand stürzte mit erschrockenem Gesicht jetzt grade aus der Tür, sie drängte sich schnell hinein.

Drinnen eine Wolke von Staub, ein Nebel von Zigarren- und Pfeifenrauch, ein undurchsichtiger Dunst; aber sie sah doch sofort.

In der Mitte unter der schaukelnden Hängelampe stand Paul. Eben hatte er einen zu Boden geschleudert — es war Bauer Hahnemann, der, sich den Bauch haltend, unter einen Tisch kroch. Die Fäuste aufs neue schwingend, die blutunterlaufenen Augen stier geradeaus gerichtet, die schweißtriefenden Haare strähnig ins Gesicht hängend, stand der Längnick Sohn. Sein Gesicht war krampfhaft verzogen, und kein Glied des Körpers konnte er ruhig halten, alles flog an ihm.

„Paule!" Die Mutter wollte auf ihn zueilen.

Aber der Wirt hielt sie zurück: „Nich, nich, Längnicken, er haut Euch eene rin! Er is rein wie doll!"

„Laßt, laßt ihn man bloß!“ Die anwesenden Gäste hatten sich auf einen Haufen geschart in allgemeiner Panik. Das war ja gräßlich mit dem Paul Längnick! Ganz aus heiler Haut hatte den plötzlich die Wut gepackt — Kiekebusch hatte ihm nur nicht noch einen Schnaps geben wollen — losgegangen war er gegen jeden, zerhauen hatte er alles, was ihm unter die Finger kam. Eine Schande, sich so toll zu betrinken!

Paul Längnick brüllte jetzt auf. Schaum stand ihm vorm Mund, seine starren Augäpfel fingen an zu rollen. Jetzt packte er die Hängelampe — ein Ruck, sie war von der Decke herunter. Er holte zum Wurf aus. Da hingen sich ihrer fünf, sechs an seinen erhobenen Arm, von hinten packten ihn auch ein paar: man mußte den Kerl doch bändigen können!

Aber krach, die Lampe flog im Schwung, wieder klirrte eine Scheibe, und dann senkte Paul Längnick den Kopf wie ein Stier, der stoßen will. Er bäumte sich mit gewaltiger Kraft gegen die ihn Haltenden — er war wieder frei. Er fuhr auf den Schenktisch los, da lag ein Bandmesser, er packte es mit einem wilden Triumphgeheul. Das wurde gefährlich.

„Paule!“ Mit harter Stimme schrie die Mutter ihn an, mit einer Stimme, die in ihrer Strenge nichts von der Qual, dem Entsetzen, der Angst verriet, die ihr das Herz zerrissen.

Er hörte sie nicht. Das Messer in der erhobenen Faust blickte er wild umher, blindlings stach er darauf los in die Luft, immer laut brüllend.

Alle waren geflüchtet, hinter den Schenktisch drängten sie sich; er kehrte sich gegen sie.

Da packte die Mutter des Sohnes Handgelenk: „Paule! Hörste nich?" Sie schlug ihm ins Gesicht.

Er duckte sich.

Sie hielt ihm die bewaffnete Faust mit eiserner Willenskraft. Aber es war nicht die Stärke ihrer Hand, die ihn zwang. Sie sah ihm starr ins Gesicht, die Festigkeit ihres Blickes hemmte sein Augenrollen. Immerfort, immerfort sah sie ihn so an; keine Muskel in ihrem Gesicht zuckte.

„Paule! Paule!" Es klang mahnend, drohend, wie man einen Knaben anruft, der nicht hören will.

Da ließ seine Faust das Messer fallen. Der Längnick Fuß stieß es in eine Ecke. Verächtlich streifte der Blick der Frau die Zusammengedrängten hinter dem Schenktisch, spöttisch verzog sie den Mund. Und dann packte sie ihren Sohn unter den Arm: „Jetzt kommste!"

Sie zog ihn zur Tür, und er ließ sich ziehen.

„Alle Achtung, Donnerwetter nochmal," sagte Bauer Hahnemann, der nun unterm Tisch hervorgekrochen kam, und spuckte auf die Diele. „So'n Aas!" — —

Rieke Längnick brachte ihren Sohn nach Hause, ohne fremde Hilfe. Unter den Linden, die blühen wollten, zog ihre starke Hand ihn weiter. Sie schob ihn, sie stieß ihn, sie zerrte ihn; er konnte allein nicht gehen, er taumelte. Ihre Stirn war heiß und rot, der staubige Gewitterwind, der sich plötzlich aufgemacht hatte, riß ihr unter der Haube die Haarsträhnen hervor, blähte

ihr die blaue Schürze von schwerem Hausmacherleinen um den hageren Leib und peitschte ihr den Rock zwischen die Beine. Jeder Schritt ward ihr erschwert. Sie biß die Zähne aufeinander.

Die Neugierigen, die vor Kiekebuschs Wirtschaft sich angesammelt hatten, wagten nicht, dicht zu folgen; nur von ferne spähten sie nach. Der Blick der Frau hatte sie zurückgeschreckt.

Die knochige Gestalt aufgereckt, den Kopf hochgehoben, stieß Rieke Längnick den Willenlosen vor sich her in ihre Haustür hinein, und dann schloß sie mit Riegel und Kette.

Kein Mensch bekam heute noch etwas zu sehen. Die Tür öffnete sich heute nicht mehr; wie ausgestorben lag die Längnicksche Villa. Es zeigte sich auch am Abend kein Licht, finster blieben die Räume nach der Straße hinaus. Da erlosch die Neugier: der Paul schlief wohl noch immer seinen Rausch aus, es war ja auch ein Mordsrausch gewesen! Das würde eine schöne Rechnung sein, die die Alte bei Kiekebusch zu zahlen hatte; was der Mensch in der Geschwindigkeit alles zertrümmert hatte! Kiekebusch hatte ganz recht, wenn er ihr's ordentlich ankreidete. So ein Skandal, schon beim Frühschoppen! Sämtliche Stammgäste waren außer sich. Wenn so etwas noch einmal vorkommen sollte, dann konnte Kiekebusch sich nach anderen Stammgästen umsehen.

Der Wirt war in Verlegenheit: sollte er seine guten Kunden verlieren? Wer stand ihm dafür, daß so etwas

mit dem jungen Längnick nicht noch einmal passierte? Aber wie sollte er dem seine Gaststube verbieten?!

Er hätte es nicht nötig gehabt, auf einen Ausweg zu sinnen. Rieke kam, zahlte, ohne mit der Wimper zu zucken, die beträchtliche Rechnung, und Paul Längnick ließ sich in seinem alten Stammlokal nicht mehr sehen.

Er hatte sich überhaupt ein paar Tage gar nicht gezeigt; als man ihn zum ersten Mal wiedersah, wanderte er dem Kirchhof zu. Aha, wieder zum Grabe seiner Frau! Er war trotz allem ein armer Kerl. Wie setzte er doch die Füße komisch, und keinen Menschen schien er zu bemerken! Man ging ihm nicht nach.

Nur einige Kinder stellten sich draußen am kleinen Mauerpförtchen auf, mit einer gewissen Spannung warteten sie auf sein Wiederherauskommen: wie der wohl aussah, der neulich bei Kiekebusch beinahe alle Gäste totgestochen hatte?! Sie mußten lange warten. Trotzdem sie auf dem nahen Pfuhl mit Steinen flitschten und die Enten und Gänse, die dort herumpaddelten, mit ihren Würfen ängstigten, wurden sie ungeduldig: er kam ja so lange nicht!

Es wurde schon dunkel. Rieke Längnick war heute ihrem Sohne nicht nachgegangen. Unbeobachtet blieb der Witwer am Grabe. Niemand rief ihn, als die Sonne sank.

Die Arme weit von sich ab gestreckt, lag Paul Längnick platt vornüber hingestürzt, bewegungslos, besinnungslos, völlig erschöpft nach dem neuen Anfall, der ihm eben wieder Körper und Geist durchrüttelt

hatte. Das Kreuz hatte er umklammert, wie in tob- süchtiger Wut daran gerüttelt, versucht, es umzustürzen, aus dem Boden zu reißen; die Fäuste hatte er sich daran blutig geschlagen: wo war sie?! Seine Frau, seine Ethel!

Seine Frau, seine Ethel stand nicht mehr hier. — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Längnick hatte Doktor Schmidt kommen lassen. Paul war krank. Was fehlte ihm eigentlich? Bewußt- los hatten sie ihn vom Kirchhof heimgebracht.

Aber der alte Tempelhofer Doktor zuckte die Ach- seln und machte ein betroffenes Gesicht. Wenn es ihm auch klar scheinen wollte, was für ein Fall hier vorlag, es war ihm doch lieber, wenn noch ein Berliner Kollege zugezogen wurde. Er enthielt sich jeder weiteren Äuße- rung. — — —

An der Lippe nagend, stand Rieke Längnick vorn- übergebeugt am Fenster; sie horchte auf das Rollen eines Wagens. Bald mußte der Bote zurückkommen, den sie zu Doktor Hirsekorn geschickt hatte. Nun hatte sie selber ihn holen lassen müssen, diesen Besserwisser, diesen Pflastertreter, diesen aufgeblasenen Berliner. Aber sie wußte sich keinen anderen Rat. Und Doktor Schmidt hatte gestern abend gleich nach einem Berliner Arzt verlangt und heute morgen wieder, und Hirsekorn sollte ja tüchtig sein. Es wäre ernst, sagte der alte Schmidt.

Ernst?! Ein ungläubiges Lächeln zuckte um den Mund der Bäuerin; sie zog die Schultern hoch. Ihr

Paul lag doch nun ganz friedlich in seinem Bett, sah gegen die Stubendecke an, aß und trank und sah dann wieder den oben kreisenden Fliegen zu. Da war doch nichts Ernstes weiter dabei? O nein, o nein!

Sie unterdrückte den zittrigen Seufzer, der sich ihr entringen wollte, ihre gebeugte Gestalt richtete sich gerade auf: der Tempelhofer verstand ja gar nichts, der Berliner würde am Ende doch mehr verstehen. Wenn er nur erst käme!

Sie lauschte wieder. Eintönig rauschte draußen Landregen nieder, der Himmel war dunkel, kein Stern daran. Hätte sie doch lieber eher geschickt! Den ganzen Tag hatte sie dazu Zeit gehabt, aber sich nicht entschließen können. Nun war es schon spät, Hirsekorn war am Ende nicht zu Hause, war mit der Marianne zu einem Vergnügen gegangen — der konnte ja nun lachen, der hatte die Millionenwitwe geschnappt. Ach was, Millionenwitwe, das war jetzt ganz gleich — wenn er nur kam!

Der Längnick Herz klopfte beschleunigt, sie stützte beide Hände auf das Fenstersims und beugte sich weit hinaus. Der starke Regen schlug ihr hart ins Gesicht. Wenn er nun nicht mehr so weit über Land auf Praxis käme?! Es wäre ja auch eigentlich dumm von ihm, er hatte es jetzt ja gar nicht mehr nötig. Noch immer ließ kein Wagenrollen sich hören. Er kam nicht! Wütend schlug sie das Fenster zu.

Aber sie konnte sich doch nicht beruhigen: es wäre doch besser, wenn er käme! Paul schien der Ver=

liner so gut gefallen zu haben, er hatte gesagt: ‚Sie kommen doch wieder?‘ Betroffen senkte die Frau den Kopf: dumm, dumm, daß sie es nicht gleich bedacht hatte, Hirsekorn wollte wohl nicht in ihr Haus kommen, sie war zu grob gewesen damals. Wäre sie lieber höflicher gewesen! Aber wer konnte auch denken, daß man ihn einmal gebrauchen würde?!

In einer rastlosen Unstetigkeit trat die Längnick hin und her. Bald war sie in des Sohnes Stube — er warf sich stöhnend, und sein Gesicht war verzerrt — bald stand sie am Fenster, bald sogar an der Haustür. Und dann wieder saß sie in der Stube, hielt sich die Vossische Zeitung vor die Augen, las aber nicht, und stand dann wieder auf. Es wurde immer später. Und sie hatte dem Boten doch so eingeschärft, daß er's dringend machen sollte, sehr eilig. Vom Turm schlug's halb — Herr Gott, schon halb elf Uhr! Sie erschrak: nun kam er wirklich nicht mehr!

Wie erschöpft sank sie auf ihren Stuhl. Nun kam wieder die Nacht, die lange Nacht! — Da hörte sie einen Wagen rollen.

Er fuhr vor. Seine Laternen warfen huschenden Schein herein. Sie eilte ans Fenster: weiß Gott, der Hirsekorn kam doch noch! Jetzt sprang er aus der Kutsche, er warf den Schlag zu — huh, war das ein Regen! Es goß, es strömte. Sie eilte hinaus auf den Flur, sie schrie: „Rasch dat jroße Hoftor aufmachen! Den Wagen in den Schuppen unterfahren lassen! Den Kutscher in die Küche reinnehmen!“ —

Hirsekorn war nach neun erst aus seiner Praxis gekommen; er saß mit seiner Frau noch beim Abendbrot, da war der eilige Bote aus Tempelhof erschienen. „Du wirst doch heute abend nich noch hingehen?“ hatte Marianne gesagt.

„Selbstverständlich!“ Er zog die Serviette, die er vorn in die Weste gesteckt hatte, heraus und stand auf.

Ach, und sie hatte sich so auf diese einzige ruhige Stunde gefreut!

Er sah in ihr Gesicht, das in der Stadtluft ein wenig schmaler geworden war; es zeigte deutlich die große Enttäuschung. „Arme Doktorsfrau!“ Es klang ein wenig spöttisch. Aber dann sagte er ernsthaft: „Du weißt doch, was vor ein paar Tagen bei Kiekebusch passiert ist, du selber hast es mir ja erzählt. Es muß mit dem jungen Längnick schlecht stehen, sehr schlecht, daß die Alte m i c h rufen läßt!“ Er rief zur Tür heraus: „Noch mal anspannen!“

„Der arme Kerl dauert mich!“ Und dann legte er seinen Arm um seiner Frau rundliche Schultern: „Na, nun bist du wohl sehr schlecht auf mich zu sprechen?“

„I wo!“ Sie sprang auf; ihre Grübchenhand gab ihm einen Klaps: „Ich möchte dich gar nich leiden, wenn du anders wärst. Geh man schnell, geh!“ Sie hatte ihm selber in den Regenmantel geholfen und ihm noch ein seidenes Cachenez umgeknüpft. —

Das ermüdete Pferd hatte nicht rascher traben wollen. Der Regen goß einen Strom über die dunkle

Chaussee, die Räder holperten zwischen den unterspülten Pferdbahngeleisen. Man hatte doppelt so lange Zeit gebraucht als sonst nach Tempelhof. — — — — —

Der Doktor sah müde aus! Die Längnick fühlte etwas, was an achtungsvolle Dankbarkeit grenzte, als er eintrat: sieh mal einer an, er war doch gekommen, trotzdem! Sie reichte ihm die Hand: „Ick habe Ihnen rufen lassen. Icke!“

Er setzte sich ans Krankenbett, seine Kneifergläser funkelten, stumm betrachtete er den Daliegenden. Eine lange Weile. Dann sagte er leise: „Herr Längnick hat wohl wieder viel getrunken in letzter Zeit?“

„I wo! Mal ab und zu 'n Jlas. Warum soll er denn nich?“ Ein Zorn kam über sie, die dankbare Aufwallung von vorhin verschwand: was, wollte der Berliner wieder kontrollieren? Da sollte er nur weiter fragen, von ihr erfuhr er nichts! Sie kniff die Lippen ein und stand finster, die Arme verschränkt, regungslos am Fußende des Bettes.

Paul warf sich unruhig. Da legte der Arzt, der sich über ihn gebeugt und sein Herz behorcht hatte, ihm die Hand auf die Stirn. Gleichmäßig strich er ihm über den Schädel, sacht und immer in gleicher Richtung. Auch eine lange Weile. Das schien den Kranken zu beruhigen, sein rastloses Werfen hörte auf.

„Geben Sie mal das Licht her!“

Eine flackernde Kerze stand auf dem Tisch. Mit großen Augen sah die Längnick zu, wie der Doktor jetzt Pauls Lider in die Höhe zog, wie er nahe hineinleuchtete

in die starrenden Augäpfel. Was machte er, wozu tat er das? Die Frau fühlte eine Ungeduld und eine plötzliche Unruhe. „Wat fehlt ihm denn nu?“

Der Arzt gab keine Antwort. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf den Patienten gerichtet, einen Augenblick nur sah er die Frau an. Sie glaubte etwas Vorwurfsvolles in seinem Blick zu bemerken, das Funkeln seiner scharfen Gläser erregte sie. Warum sah er ihren Paul immerfort so an? Und warum fragte er sie denn gar nichts mehr? Ein seltsames Frösteln kroch ihr über den Rücken, die Hände wurden ihr kalt, der Kopf wurde heiß. Mit starren Blicken folgte sie jeder Bewegung des Arztes; sie belauerte ihn.

Er blieb noch immer stumm.

Da hielt sie's nicht mehr aus. Derb trat ihr Lederschuh auf den Boden: „Nu sagen Se doch! Det er sich neulich bei Kiekebuschen 'n bißken ufjeregt hat, det 's doch nich schlimm!“

„Ich weiß. Weiß schon.“ Er nickte kurz, und dann, als sie weitersprechen wollte, machte er eine abwehrende Handbewegung: „Sst!“

„Haben Sie Kopfweh, Herr Längnick?“ fragte er jetzt sanft.

Der Kranke hatte gestöhnt. Nun öffnete er für einen Moment die Augen, sah den Frager verständnislos an und schloß die Lider wieder.

„Kennen Sie mich nicht, Herr Längnick?“ Hirsekorn sprach lauter, er faßte den Kranken jetzt an.

Keine Antwort.

Da schwatzte die Längnick dazwischen: „Ihnen nich kennen? Warum soll der Paule Ihnen denn nich kennen?“ Sie lachte spöttisch auf. Aber dieses kurze Auflachen war das Lachen heimlicher Angst. „Nu is et doch wohl endlich jenug mit die Untersuchung? Wat's denn eijentlich los?“

Der Doktor stand auf vom Bett, er winkte ihr ins Nebenzimmer.

Obgleich sie ihn nicht hatte leiden können, obgleich sie ihn auch jetzt nicht leiden konnte, folgte Rieke Längnick ihm, widerwillig, aber sie folgte. Dicht trat sie vor ihn, ihre Blicke sprangen ihm förmlich ins Gesicht: „Na?“

Ihr Ton reizte ihn. Was er ihr vielleicht sonst nicht so unverblümt gesagt hätte, jetzt sagte er's grade heraus: „Frau Längnick, Ihr Sohn ist leider geistig erkrankt!“

„Wa—a—at?!“ Sie lachte ungläubig. Aber dann, als verstünde sie jetzt erst, was der Arzt meinte, riß sie die Augen weit auf; man sah all das harte Weiß grell leuchten.

„Gei—geistig erkrankt? Sie meinen wohl damit verrückt?!“ Laut schrie sie auf: „Det is nich wahr! Mein Paule verrückt?! Sie verstehen ooch nischt — wie unser Tempelhofer — jar nischt!“

Ihr Gesicht war verzerrt, ein solcher Ausdruck von Qual lag darauf, daß sie ihn plötzlich dauerte: er hätte es ihr doch rücksichtsvoller sagen sollen! Der Blick des Städters forschte in dem harten Gesicht der Bäuerin: sie hatte am Ende doch wohl mehr Empfindung, als sie für gewöhnlich zeigte?!

Aber jetzt sprühte nichts als Zorn aus den Augen der Frau. „Det is nich wahr — det kann ja jar nich wahr sein — det darf nich wahr sein!“ Sie rang die Hände ineinander, und dann, dem Doktor noch näher tretend, ballte sie die Fäuste. „Ick jloobe Ihnen nich!“

Unwillkürlich war er einen Schritt zurückgetreten, so fauchte sie ihn an. Er zuckte die Achseln: „Fragen Sie andere Ärzte, sie werden Ihnen leider meine Diagnose bestätigen. Ich habe Herrn Längnick bereits einmal beobachtet, in Britz, im Hause meiner damaligen Braut!“

Die Längnick zuckte zusammen.

„Und wenn Sie sich erinnern, ich habe Ihnen bereits damals gesagt“ — der Arzt hob den Finger — „nicht so viel trinken!“

„Na, un warum denn nich?“ Die Längnick hatte sich wieder gesammelt. Jetzt stemmte sie die Arme in die Seite. „Trinken Sie man nich, wenn Ihnen der Jram das Herze abfrißt. Kucken Se mir nur nich so an, ick weeß schon, wat ick due! Ick vertrete det ooch allezeit. Janz richtig war et — det einzige. Soll ick zusehen, wie mein Paule, mein armer Junge, dem spillrigen Ding, der Engländerin, die kein Hemde uf'm Leibe hatte, nischt als falschen Schmuck, der ihr Vater mir betrogen hat um Jott weiß wieviel, die ihm nischt als Unjlück gebracht hat, det er der nachjault wie'n verlassner Hund? Denn lieber verrückt! Denn hat er ihr wenigstens verjessen. Un er *soll* ihr verjessen, er *muß* ihr verjessen!“

Wie eine sinnlos Wütende hob die Frau beide Hände, ihre Finger krallten in die Luft. „Dot soll sie sein — dot — uf ewig dot!“

Das war nicht mehr ein Weib, ein Bauernweib, roh, ungebildet, mit Gefühlen, von denen es sich selber keine Rechenschaft gab! Vor Hirsekorns Augen wuchs die aufgereckte Gestalt mit den drohenden Armen ins Übergroße, weit über gewohntes Maß hinaus. Das war eine Furie, eine gewaltige Hasserin! Und doch — unwillkürlich schoß ein vergleichender Gedanke an seine Schwiegermutter durch Hirsekorns Kopf — auch eine Mutter!

Er senkte den Kopf. Er fühlte Mitleid. Die drohend erhobenen Arme zog er ihr herab: „Frau Längnick! Ich begreife Ihre Erregung. Wir wollen heute nicht rechten. Sie lieben Ihren Sohn. Seien Sie ruhig! Wir wollen ja alles Mögliche versuchen. Vielleicht läßt sich doch noch eine Besserung erzielen. Die hereditäre Belastung ist schwer — und starker Alkoholgenuß immer Gift, bei dieser psychischen Veranlagung doppeltes Gift — aber wir werden zuerst versuchen, ihm systematisch den Alkohol zu entziehen. Am besten, Sie tun ihn in eine Anstalt und dann —“

„Wat? In 'ne Anstalt?“ Grob unterbrach sie ihn. „Sie sind wohl doll? Ick meinen Sohn in 'ne Anstalt jeben? In 'n Dollhaus meinen Sie wohl — in det Mäsong nach Schöneberg? Da kennen Sie mir schlecht. Mein Paule bleibt zu Hause, mein Paule bleibt bei mir. Ick wer' schon für meinen Paule sorgen. Och, Sie mit

Ihre Fremdwörter, bleiben Sie mir man vom Leibe! Allens Unsinn, wat Sie jeredt haben!" Sie atmete tief auf.

„Ich wünschte, es wäre so!" Er empfahl sich kurz. „Doktor Schmidt wird wohl die weitere Behandlung übernehmen?" Er sagte es fragend; er wollte ja trotz allem gern wiederkommen, dem unglücklichen Menschen da drinnen zuliebe. Er wartete: würde sie nichts sagen?

Aber sie verharrte in eisigem Schweigen. Als schiene sie jedes Wort, das ihr entschlüpft war, jetzt zu gereuen, so setzte sie die Zähne fest aufeinander.

Da griff er nach seinem Hut.

Sie reichte ihm nicht die Hand zum Abschied, sie nickte nur ein wenig mit dem Kopfe.

Ein Grunzen wurde plötzlich im Nebenzimmer laut, ein ganz tierisches Grunzen. Nun horchte der Arzt doch auf und zögerte noch.

Aber die Längnick sagte, ruhig abweisend: „Er schnarcht man bloß!" Dem Doktor den Rücken kehrend, ging sie ins Zimmer des Sohnes und machte die Tür hinter sich zu.

Hirsekorn eilte fort. Es war ihm, als brennte ihm der Boden unter den Füßen, und doch war's ihm eiskalt. Morgen würde er sich mit dem behandelnden Arzt in Verbindung setzen, Doktor Schmidt seine Beobachtung mitteilen — was sollte er denn auch noch hier?! Er empfand mit einem Schauder das Trostlose: zu helfen war hier nicht!

Fröstelnd stieg er in den Wagen und fuhr durch die

finstere Regennacht dem Berlin zu, das seine Lichter wie Feuerzeichen über dem Dunst des dunklen, durchweichten Feldes aufsteigen ließ. Er fühlte eine Sehnsucht nach warmen und weichen Armen. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Einsam blieb die Mutter am Bett des Sohnes zurück. Nun der Doktor gegangen war, hätte sie ihn doch noch einmal zurückrufen mögen: stand es wirklich so schlimm mit dem Paul?!

Sie nahm das Licht, und wie vorhin der Arzt getan hatte, beleuchtete sie jetzt hell das Gesicht ihres Sohnes. Paul schien zu schlafen. Sie hielt das Licht bald von der linken Seite, bald von der rechten, sie ließ den Schein der flackernden Kerze von oben herunterfallen und von unten heraufleuchten — nirgendwo, nirgendwo fand sie mehr den jungen und hübschen Mann. Etwas Fremdes schien ihr in diesem Gesicht. Viel Fremdes.

Mit bebender Hand stellte sie die Kerze wieder hin. „Verrückt — verrückt?“ Sie murmelte es fragend. Und dann gab sie sich selber laut die Antwort: „Unsinn — wer det jloobt. Ick jloobe et nie!“ Sie verließ das Zimmer.

Im strömenden Regen schritt sie über den nächtlichen Hof, die Stallaterne unter der Schürze bergend. Das Hinterhaus, das früher immer offen gewesen war, war jetzt immer verschlossen. Sie zog den Schlüssel aus der Tasche.

In den rostigen Angeln kreischte die Tür, der Laternenschein leuchtete auf. Nun schloß die Längnick noch

an einer Tür, an der Tür zu der Kammer, wo früher die Kornhaufen gelegen hatten. Außer den Mäusen wohnte jetzt noch jemand darinnen — die marmorne Frau.

Den Arm erhoben, stand die weiße Gestalt und winkte beständig. Mochte sie winken! Durch die dichtvergitterten, spinnenverwebten Fensterchen sah ihr Winken kein Mensch.

Rieke Längnick stellte die Laterne zu Boden und ließ sich schwer auf die Alteisenkiste nieder.

Einen großen Schatten warf die Marmorfigur an die helle Tünche der rissigen Wand und wuchs vom Boden bis empor zur Decke.

Die Längnick rückte die Laterne anders; sie rückte sie noch einmal: der Schatten, übergroß in seiner Unbeweglichkeit, blieb. Und der Arm der weißen Frau winkte nicht, sondern er drohte gebietend. Ein huschendes Lächeln ging übers Steingesicht — wurde das lebendig?

Lebendig?! Ein eisiger Schreck rieselte der Längnick durch den Körper, wie gelähmt blieb sie sitzen. Was rührte sich da? Wollte die, die da stand, sich jetzt auf einmal regen, anfangen zu seufzen, nach Paul zu rufen?!

Ein paar Mäuse fegten über den zerbröckelten Estrich — pah, nur Mäuse! Und draußen der Wind zwischen den Scheunen! Rieke tat einen tiefen Atemzug: weiter war's nichts.

Entschlossen stand sie auf, trat vor die weiße Gestalt hin, hielt ihr die Laterne dicht ans Gesicht: „Du,

ha, du!“ Stein — bloß Stein — nein, die wurde nicht mehr lebendig!

Ein triumphierendes Lachen huschte über der Längnick Gesicht, sie hob ihren Finger. Nun konnte *sie*, *sie* der da gebieten.

„Du! Siehste, nu kannste nischt mehr. Jar nischt mehr. Nu kannste ihn ooch nie, nie mehr quälen!“

Achtzehntes Kapitel

Der Sommer stand auf der Höhe, seine Sonne brütete auf dem staubigen Feld. Kein Quell, kein Schatten. Schon bei der Frühjahrsparade waren verschiedene Mann umgefallen, bei den großen Herbstparaden konnte es auch noch schlimm werden. Wer von Berlin kam, war froh, das Feld hinter sich zu haben; aber wenn man erst in Tempelhof war, dann war man gut daran. Da gaben die alten Lindenbäume köstlichen Schatten, im Park der Engländer leuchteten die Rosen; man genoß den starken ländlichen Geruch, der sich mit dem Blumenduft der Gärten vermengte.

Berlin hatte erst jetzt, seit die Pferdebahn ging, Tempelhof so richtig entdeckt. Nun waren Landpartieen nach Tempelhof an der Tagesordnung; Schulklassen, Vereine, kinderreiche Großstadtfamilien, alles ergoß sich dorthin. Sonntags war bei Kiekebusch kein Platz zu finden, und in der neuen Restauration draußen beim Birkenwäldchen am Wege nach Schöneberg, konnten Familien Kaffee kochen.

Während die Birken sonst so still dagestanden, dem Wetzen der Sichel, dem Dengeln der Sense gelauscht, dem Sämann zugeschaut hatten und dem fleißigen

Pflüger, wurden jetzt ihre schlanken Stämmchen umtost vom Lärm der Pfänderspiele, vom Lachen und Kreischen der losgelassenen Stadtmenschen. Die Bäume der einsamen Heide sahen jetzt weiße Unterröcke flattern und bunte Schärpen.

Die Wachtel im nahen Kornfeld war verstummt, ihr Püttperütt ließ sie nicht mehr hören. Und die Ähren standen dünn; sie hingen wie müde, der Hauch der Großstadt war über sie hingefahren. Das nächste Jahr schon sah hier kein Kornfeld mehr. Das Hämmern und Klappern des großen Krankenhausbaues hatte die Wachtel vertrieben. Der Lärm rückte der Stille immer näher und näher.

Kiekebusch vermietete jetzt an Sommergäste, das ganze Haus hatte er voll Berliner. Auch andere Familien vergaben Sommerwohnungen: warum sollte man sich's nicht zunutze machen, daß die erholungsbedürftigen Städter gern im Dorfe wohnen wollten?! Nur die alten reichen Geschlechter hielten ihre Türen noch zu.

Hanne Badekow war jedesmal ganz empört, wenn so ein Berliner anklingelte und fragte, ob Sommerwohnung zu haben sei. Das sollte ihr fehlen! Sie hatte ohnedies genug von dem Berlin. Das war nicht das Berlin mehr, dem sie vormals etwas gebracht hatte, das war das Berlin, das ihr etwas wegriß, eines nach dem andern mit Gewalt.

Die alte Frau hatte nichts darüber gehört, kein Mensch hatte etwas davon zu ihr gesagt, aber sie fühlte, sie wußte: sowie sie die Augen zugetan hatte, suchte

auch Johann zu verkaufen. Grete sprach immer davon, was sie der Erziehung der Zwillinge schuldig seien, und daß man hier auf dem Dorfe nichts für seine Kinder tun könne. Ach ja, nach Berlin! Hanne Badekow seufzte. Drei Kinder hatte sie der Stadt schon hingegeben, den Jakob, die Marianne und die Auguste. Denn wenn die Auguste auch wieder hier lebte, ihr Herz war doch nicht in Tempelhof. —

Die erste Wärme des Wiederheimfindens, das Gefühl des Geborgenseins waren Auguste entschwunden und mit ihnen der heftige Zorn über die Kränkung, die ihr von Paschke angetan worden war. Sie begriff jetzt manchmal nicht, wie sie ihm hatte so mir nichts dir nichts fortlaufen können. Sie hätte ihn wenigstens doch erst einmal anhören sollen. Es w a r am Ende gar nicht so schlimm! Sie zürnte, daß Johann und Gottfried sie gar nicht mehr mit ihm hatten reden lassen. Aber so waren die ja immer gewesen, einfach über sie weg wurde bestimmt! Auguste vergaß ganz, daß sie selber es so gewollt hatte — nein, nein, nie, nie wollte sie ihn mehr sehen! — Bruder und Schwager hatten mit Paschke verhandeln müssen. Unter vielen Tränen hatte sie ihre Sachen dann ausgepackt, die man Paschke abgefordert hatte. Wenn es auf sie angekommen wäre, sie hätte ihm alles gelassen, denn hatten nun diese Möbel, dieses Leinen, diese Kochtöpfe noch einen Wert für sie?! Aber die Familie hatte darauf bestanden: es waren Augustens Sachen, von Augustens Geld gekauft; mochten sie lieber jetzt auf dem Speicher stehen! Und Gottfried hatte ge-

sagt: ‚Verkloppen tut er sie ja doch in vierzehn Tagen.‘

Wie es ihm wohl gehen mochte? Manche Nacht lag Auguste wach im Bett und dachte an ihren Mann. Und am Tage saß sie oben am Fenster ihrer Mädchenstube und träumte hinaus in die Lindenwipfel. Sie konnte von hier aus nicht nach Berlin hinsehen, aber in Gedanken sah sie immer dorthin. Wo er jetzt wohl wohnen mochte?! ‚Er wird wieder möbliert jezogen sein, bei seine alte Liebste, die Amanda in der Lindenstraße. Du kennst ja die Nummer‘, hatte der Schwager auf ihre Frage geantwortet. Da fragte sie nicht mehr. Es war ihr unangenehm, an jene Zeit erinnert zu werden, sehr schmerzlich — sie hatten nie Verständnis für ihre Liebe gehabt.

Nutzlos, tatenlos verträumte die Frau, die nun wieder Mädchen sein sollte und doch kein Mädchen mehr war, den Sommer. Ihr Mann erschien ihr jetzt in der Erinnerung anders, als er in Wirklichkeit gewesen war. Nun wurde er wieder ganz so wie vor der Verheiratung. Die blasse Auguste wurde glühend rot, wenn sie sich vorstellte, da — da unter den Linden käme er plötzlich heranspaziert! Er klingelte an der Haustür: ‚Gebt mir meine Auguste raus‘, — wenn er doch käme!

Sie vergaß alle die Enttäuschungen, die sie erlebt hatte von Anfang an. Heimliche Tränen hatte sie freilich oft vergießen müssen, daß sie nicht hübscher war, und sich gehärmt: wo blieb er, was trieb er?! Von alledem wußte sie jetzt nichts mehr. Und auch nichts

von den Küssen, die er jenem Dienstmädchen aufgedrückt hatte. Ach, was war sie doch dumm und voreilig gewesen!

Es gefiel Auguste nicht bei der Mutter, sie konnte sich gar nicht mehr daheim zurechtfinden. Nein, und sie wollte auch nicht immer parieren! Ihr alter Eigensinn wachte auf. Was, die Scheidungsklage sollte sie einreichen?! Bald — jetzt — am liebsten morgen schon? Alle in der Familie rieten dazu; selbst Marianne, und die mußte doch jetzt selber, wie schön es ist, einen lieben Mann zu haben.

Man bedrängte die Zurückgekehrte. Fast am meisten tat das die Mutter. Die alte Frau fühlte jetzt oft eine Mattigkeit, sie war müde geworden vom Leben: ach ja, es müßte schön sein, nun ganz auszuruhen! Aber es war ihr ein unerträglicher Gedanke, ihre Auguste dann noch als Paschkes Frau zurückzulassen. Wie würde er das schutzlose Mädel behandeln?! Auguste mußte sich scheiden lassen.

Johann und Gottfried bestärkten die Mutter: Auguste mußte sich scheiden lassen, die ganze Erbschaft war sonst in einem Jahre dahin. Denn was war der Paschke jetzt? Wieder Stadtreisender in Zigarren; ganz klein, ganz erbärmlich, und dazu hatte er noch einen Haufen Schulden abzuzahlen. Wie alles nach dem großen Aufschwung jetzt abgeflaut war, so war es auch mit ihm geschehen. „Heute noch auf stolzen Rossen, morjen durch die Brust jeschossen,“ summte Gottfried. Eigentlich hatte er doch seinen Spaß an dem Paschke: ein Windhund, aber doch ein Kerl, nicht tot zu kriegen.

Der kam schon nicht unter die Räder. Darum Vorsicht, doppelte Vorsicht — Auguste mußte sich scheiden lassen!

Man würde Auguste so lange zureden, sie antreiben wie ein störrisches Pferd, bis sie sich endlich doch dazu aufraffte. Sie stellten es sich zur Aufgabe. Immer wieder hörte die blasse Frau das ‚Du mußt dich scheiden lassen!‘ Alle möglichen Schandtaten Paschke's wurden ihr hinterbracht; aber sie glaubte sie nicht.

Oben in der Mansarde baute sie sich sein Bild auf, das heißt, nur in Gedanken. Ihre einzigen guten Stunden waren die, in denen man sie ungestört da oben ihren Träumen nachhängen ließ. Ach, daß sie auch nichts, gar nichts mehr von ihm hörte! Ob er sie denn nicht doch vermißte? Sie war sicher, er dachte viel an sie. Wer weiß, was er alles zu Johann und Gottfried gesagt hatte? Er hatte sicherlich Tränen der Reue vergossen, sein Herz war ja so weich. Aber die beiden waren von Stein, die konnten hartherzig einen Menschen sich verzehren sehen vor Kummer. Ach, er konnte so um Verzeihung bitten! Er hatte gewiß den beiden so vieles für sie aufgetragen, Worte der Liebe, Bitten, aber die hatten ihr keine Silbe davon gesagt. Nein, sie ließ sich nicht scheiden, nein und nein und abermals nein — nun gerade nicht!

„Man redet jejen Aujusten an wie jejen 'ne Mauer," klagte die alte Badekow. Sie konnte nicht mehr so wie früher, so wie damals im Wagen beim Einzug, sagen: ‚Aujuste, setzte dir!‘ Die Kraft war ihr ausgegangen, jetzt konnte sie nur bitten. Und sie bat die Tochter. —

Auguste hatte einen Brief erhalten. Wie durch ein Wunder. Sie war zum Glück gerade im Flur gewesen, als der Postbote kam, darum war dieser Brief der Mutter nicht in die Hände gefallen. Sie hatte gleich die Handschrift erkannt, diese flotte Handschrift mit den kühnen Schnörkeln, und einen Augenblick gedacht, sie müsse umsinken. Zitternd hatte sie das Kuvert in die Tasche geschoben. Verwirrt, errötend, mit niedergeschlagenen Augen ging sie ins Zimmer zurück.

Sie konnte es kaum abwarten, bis sie wieder hinauf in ihre Mansarde kam. Aber da war Mieke. Daß sie auch noch mit der die Stube teilen mußte, nicht einmal ein Loch hatte man für sich allein! Unsanft fuhr sie die Schwester an: „Geh doch runter!“

Aber Mieke griente. Sie kauerte sich zu Füßen der Schwester nieder, auf dem Tritt am Fenster, wo der Nähtisch stand, und schlang die Hände ums Knie.

Wenn sie so dasaß, die kantige Stirn vorgestreckt, auf dem Gesicht das dumme Lachen, dann war nichts mit ihr anzufangen. Gierig fühlte Auguste nach ihrem Brief: was schrieb er, was wollte er von ihr? Ach was, wenn Mieke auch dabei war, die verstand ja von nichts etwas! Sie *mußte* es wissen, sie mußte gleich lesen, was er ihr schrieb:

‚Fern von dir ist schal mein Leben,
Ruhelos mein armes Herz,
Und der Trennung Tage geben
Nichts mir als der Sehnsucht Schmerz.

Ziellos ist, was ich vollbrachte,
Ist nicht nahe mir dein Bild.
Schreib nur eine einz'ge Karte,
Die des Herzens Glut mir stillt!'

Die letzten beiden Zeilen waren dick unterstrichen. Keine Unterschrift. Aber Auguste wußte: es kam von ihm! Die Stube fing an, sich mit ihr herumzudrehen; sie schloß die Augen, heiß quoll es auf in ihrem Herzen, eine Tränenflut brach ihr die geschlossenen Lider wieder auf und strömte hin über ihre bleichen Wangen. Sie schluchzte laut: „Ach Gott, Julius! Mein lieber Mann!" Er sehnte sich nach ihr! Sie löste sich auf in Weinen.

Mieke war ruhig sitzen geblieben, nun drehte sie ihr Gesicht der Schwester zu. „Weine man nich," sagte sie gutmütig, „laß dir scheiden!" Sie redete nach, was sie so oft gehört hatte.

Aber da wurde Auguste wild: kam ihr dieses dummerhaftige Frauenzimmer auch damit? Schwapp, hatte Mieke eine Ohrfeige weg.

Das Mädchen verzog das Gesicht, man konnte nicht sehen, war es zum Weinen oder zum Lachen. „Na du," sagte es und sah von unten herauf die Schwester an.

„Mach, daß du wegkommst!" Unsanft schob Auguste das Mädchen zur Tür hinaus.

Gott sei Dank, die Lästige war nun fort! Aufatmend schloß und riegelte Auguste sich ein: Gott sei Dank, jetzt war sie allein, jetzt konnte sie noch einmal seinen Brief in Ruhe lesen!

Und sie las und las immer wieder die Zeilen, die Julius, ihr Julius gedichtet hatte. Ach, wie schön er alles sagte! Nichts hätte sie mehr von seiner Liebe und Sehnsucht in Kenntnis setzen können, und von seiner Reue. Denn sprach nicht aus jeder Zeile, aus jedem Worte heimlich die allerbitterste Reue?

Ja, er sollte das haben, was er erbat! Er sollte auch wissen, daß sie ihm noch immer gut war, und daß sie ihm nichts mehr nachtrug! Hastig kritzelte sie, ohne sich zu besinnen, auf ein Zettelchen und betaute es mit ihren Tränen:

‚Mein teurer Julius! Ich danke Dir für Dein schönes Gedicht, es hat mich sehr erfreut. Wenn Du wüßtest, was ich hier ausstehe! Sie wollen alle, ich soll mich von Dir scheiden lassen, aber ich tue es nicht. Auch mein armes Herz ist ruhelos. Ich bin noch immer

Deine A.‘

Das trug sie, nachdem sie eine Stunde lang ihre roten Augen gekühlt hatte, zur Posthilfstelle. Sie schützte einen Gang zum Kirchhof vor. Sie mußte so vorsichtig sein, sie paßten ihr ja alle auf; aber was vermag treue Liebe nicht?!

Sie hatte auf gut Glück adressiert nach: Lindenstraße 104, bei Fräulein Amanda Schulze. Und dann hatte sie noch eine Idee gehabt, auf die sie sehr stolz war. Wenn er ihr nun wieder einmal eine Nachricht zukommen lassen wollte, so hatte sie auf alle Fälle auf dem Kuvert als Absender vermerkt: ‚X. Y. Tempelhof. Poste restante.‘ Sie würde dann nachfragen. Oder auch Mieke hinschicken, die merkte ja nichts.

Diese Nacht schlief Auguste süß. Schon am folgenden Nachmittag ging sie aufs Postbureau. „Post restante X. Y. was da?" fragte sie mit schüchterner Stimme und niedergeschlagenen Augen. Es konnte ja noch gar nichts da sein, aber sie hatte doch gehofft. Am folgenden Tage jedoch fand sich etwas für sie ein.

Auf dem Kirchhof las sie es, hinter der Erbbegräbnisstätte der Badekows verborgen, das verhärmte Gesicht von seligem Rot übergossen, die blassen Augen dunkler vor Glück.

‚Meiner Auguste!

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein,
Ich schaue dich an und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt,
Betend, daß Gott dich erhalte
So schön und rein und hold.‘

Ach Gott, Gott, wie der Julius dichten konnte! Dieses war ebenso schön wie das erste Gedicht. Die blasse Frau fühlte sich über sich selber emporgehoben. Auf einmal hatte sie Flügel, ihr war es, als schwebte sie über alles hinweg. Sie war nicht die unterdrückte, die unscheinbare, die unbedeutende Auguste mehr, die nichts galt in der Familie, sie war wie ein Blume, hold und schön und rein.

Am Hügel das Vaters sank die Tochter aus dem Hause Badekow nieder. Sie mußte knieen, sie mußte danken, ihr Herz ward vor Freuden zum Himmel geführt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Was war denn nur mit Auguste los? Mutter Badekow war verwundert. Wie freundlich die auf einmal war! Als läge ein Sonnenschein auf ihrem Gesicht. Und ein immerwährendes heimliches Lächeln spielte um ihren Mund. Das wäre wahrhaftig schön, wenn die Auguste es endlich einsehen wollte, wie gut man es doch mit ihr meinte!

Auguste war glücklich, glücklich, wie sie es nur in ihrer Brautzeit gewesen war. Wenn ihr auch mitunter sorgenvolle Gedanken kamen, sie schüttelte sie ab. Es würde schon alles noch gut werden, wenn sie nur treu zusammenhielten. Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden! Nun konnten sie alle reden, was sie wollten, sie hatte nur ein verträumtes Lächeln dafür.

Die Korrespondenz wurde lebhaft, die Briefe flogen hin und her. Über Paschke schien ein wahrer Liebesfrühling gekommen zu sein, alle paar Tage kam ein Gedicht, eines immer schöner als das andere.

Auguste hatte nicht anders gekonnt — es mußte ja auffallen, wenn sie so oft hintereinander ins Postbureau ging — sie hatte Mieke ins Vertrauen gezogen. Sie versprach der jüngeren Schwester eins von den neuen blanken Markstücken, wenn sie hinging und für X. Y. nach-

fragte. „Aber ganz heimlich! Keinem Menschen 'n Wort sagen, hörste? Es is für Mutter — 'ne Überraschung!"

„'ne Überraschung," griente Micke und trottete ab. Für die Mark würde sie sich was beim Konditor kaufen, wenn sie mal nach Berlin hereinkam, oder bei Lietzows rote Bonbons.

‚Heimlich' hatte Auguste anbefohlen; Mieke kam aus der Poststube heraus und trug den Brief offen in der Hand. Da begegnete ihr Gottfried, er kam vom Frühschoppen bei Kiekebusch.

Donnerwetter, da lief ja die Mieke doch wieder alleine herum, und er hatte doch so davor gewarnt! Er stellte sie: „Was haste da?" Er sah den Brief in ihrer Hand.

„Es is heimlich," sagte Mieke wichtig.

„Jieb mal her!" Der Schwager nahm ihr den Brief ab: was hatte es die Mieke denn damit so wichtig? ‚X. Y. postlagernd Tempelhof' — Donnerwetter noch mal, das war ja Paschkes Handschrift mit den auffallend kühnen Schnörkeln! Aber er hielt an sich. „Na, für wen holste denn X. Y., Miekechen?"

„Na, doch für Aujusten!" Miekes einfältiges Gesicht war sehr vergnügt. „'ne Mark hat sie mir for jejeben. Aber — st!" Sie legte die Hand auf den Mund.

„Selbstverständlich!" Gottfried steckte den Brief in die Tasche. „Na, ich schenke dir ooch 'ne Mark, Miekechen. Un denn sagste zu Aujusten: es war nischt da. Verstanden?"

Sie lachte übers ganze Gesicht: nun hatte sie n o ch

eine Mark. Sie nickte und wiederholte: „Es war nischt da!“ Aber dann fiel ihr ein: „Es soll doch 'ne Überraschung sein für Muttern!“

„Ja, ja, ich weiß!“ Gottfried klopfte ihr die Pausbacken. „Sag man ja nischt, keen Wort, hörste? Denn wird es ooch 'ne Überraschung für Aujusten!“ — — —

Gottfried und Johann machten zusammen den Brief auf. Sie waren beide dabei etwas beschämt — aber handelten sie nicht so zu Augustes Bestem?

‚O lieb, so lang du lieben kannst!
O lieb, so lang du lieben magst!‘

Sie lasen beide zu gleicher Zeit; Johann guckte dem Schwager über die Schulter.

„Wo er det nur abjeschrieben hat?“ Gottfried rieb sich die Nase. „Oder sollte er am Ende det selber jedichtet haben?!“

‚Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!‘

„Jar nich so übel!“ Gottfried schlug eine mächtige Lache auf, aber Johann sagte ärgerlich: „Ich finde dabei jar nischt zu lachen. Wenn er sie so andichtet, will se sich natürlich nich scheiden lassen. Was machen wir nu?“

„Ick wer' ihm mal auf sein Jesäusel eins hinpfeffern,“ beruhigte Gottfried. „Siehste so!“ Er setzte sich an Johanns Zylinderbureau und schrieb mit verstellten Krakeln:

‚Behalten Sie gefälligst Ihre Machwerke für sich, alter Schafskopp! In Tempelhof lacht man über so'n Gequatsche. X. Y.‘

Aber Johann war dafür: lieber keine Antwort. Er würde jetzt gleich gehen und Augusten zur Rede stellen. Das sollte sie wohl bleiben lassen, mit dem Kerl sich zu schreiben!

Dafür war nun wiederum Gottfried nicht. Widerspruch machte Auguste immer erst recht eigensinnig. „So lange er bloß dichtet, is er nich so jefährlich. Laß man. Erst wenn er ihr anpumpt. Aber wir werden beizeiten 'nen Riegel vorschieben!"

Am Abend, ganz gegen seine Gewohnheit — er kegelte sonst immer bei Kiekebusch — erschien Lietzow bei der Schwiegermutter. Er hatte seine Pfeife mitgebracht und richtete sich nun zu längerem Bleiben ein auf der grünen Bank, die unterm Vorbau des Hauseinganges stand. Gemütlich streckte er die Beine von sich und hielt dann Auguste, die nach oben gehen, in ihr'em Zimmer verschwinden wollte, mit starkem Arm fest. „Nee, nee, bleib du man hier!"

Es half ihr nichts, sie mußte sich neben ihn auf die Bank setzen.

Gegenüber auf der anderen Bank saß Mutter Badekow, wollte stricken, ließ aber die Maschen fallen und sah dann nicht mehr scharf genug, um sie aufzunehmen. Die Augen fielen ihr zu; das passierte ihr jetzt öfter. Plötzlich schreckte sie auf.

Gottfried hatte dröhnend gelacht. „Na, wieso biste denn heute so empfindlich, Juste? Et is doch keene Beleidigung, wenn ick sage: mancher Mensch besitzt 'ne jroße Dichterbejabung. Et bedarf man bloß 'ner klee-

nen Veranlassung. Zum Beispiel: er liebt unjlücklich, er hat Schulden, oder er lebt von seiner Frau jetrennt, oder auch beides zusammen, denn dichtet er los, det et man so plätschert. Is't nich so, Aujuste?"

Diese war entsetzt aufgesprungen: ach Gott, er wußte alles! Hatte Mieke sie am Ende doch verraten, oder, oder — sie machte sich gar nicht alle Möglichkeiten klar. Sie zitterte am ganzen Leibe.

„Na, na," sagte Gottfried gutmütig; er sah ihre Angst, und sie tat ihm leid. „Nischt für unjut, ick wollte dir ooch nich ärjern, Aujuste, ick wollte dir man bloß 'nen kleenen Wink jeben!" Er blinzelte der dem Weinen Nahen mit einem, wie es sie dünkte, ganz niederträchtigen Lächeln zu. Und rief ihr dann, als sie mit einem scheuen „Gute Nacht!" entschlüpfen wollte, in wohlwollendem Tone, der ihr aber boshaft klang, nach:

„O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der andre aber geht und klagt!"

Er schmunzelte in sich hinein: das hatte er aber mal fein gemacht, nun traute sich Auguste sicherlich nicht mehr.

Aber während Gottfried jetzt befriedigt zu Kiekebusch schob, saß Auguste oben in der Mansarde und schrieb. Ach, der Schwager mußte einen Brief von Julius abgefangen haben — wo hätte er sonst solche Verse her?! Vielleicht heute? Mieke hatte zwar gesagt, es wäre nichts dagewesen, aber —

Mieke schlief schon, Auguste sprang ans Bett und schüttelte sie unsanft: „Was haste ihm gesagt?"

„Jesagt?“ die Verschlafene sah sie dumm an.

„Ja, was?!“ Auguste war so wütend, daß sie die Schwester am liebsten an den Haaren gerissen hätte. In zornige Tränen ausbrechend, schrie sie: „Du, du hast mich verraten!“

In den Augen des Mädchens funkelte etwas wie Schadenfreude: ha, nun ärgerte die Auguste sich! Sie gönnte der Älteren den Ärger; warum hatte die ihr neulich eine Ohrfeige gegeben, sie aus der Stube herausgeschmissen?! „Weine man nich, laß dir scheiden,“ kicherte sie und versteckte sich unter der Decke.

Auguste wandte sich ab: was half es, mit Mieke zu rechten?! Weinend setzte sie sich an den Tisch.

Und sie schrieb ihrem Julius jetzt, was sie ihm schon längst hatte schreiben wollen, wovon sie aber bisher noch etwas Unbestimmtes zurückgehalten hatte — eine Scham, ein Stolz — daß sie sich sehne, ihn zu sehen, und daß sie sich treffen wollten wie ehedem. Er sollte ihr nur Platz und Stunde bestimmen. In der Dämmerung am Park der Engländer, oder auf dem alten Kirchhof oder am besten wohl draußen auf dem Tempelhofer Feld. Aber er durfte nicht mehr unter X. Y. schreiben; er sollte es lieber in die Seufzerecke der Vossischen setzen lassen, auf das letzte Blatt unten rechts, sie würde jeden Tag da nachsehen.

Eine feine Röte war langsam in das Gesicht der Badekowschen Tochter gestiegen, als sie dies schrieb. War sie ihm nicht doch zu weit entgegengekommen? Nein! Entschlossen leckte Auguste ihren Brief zu und

wischte sich dann die Tränen ab: er war doch ihr Mann, sie war seine Frau, es war nichts Unrechtes dabei wie ehedem.

* * *

Jakobs Frau hatte vor Jahr und Tag auf der Rückkehr vom Familienabend im öden Feld, in unwirtlicher Schneenacht, sich hoch und teuer verschworen: nie mehr ging sie wieder nach Tempelhof. Die Familie ihres Mannes konnte ihr gestohlen werden! Aber nun kam sie doch. Und sie brachte ihre fünf Ältesten mit.

Wie die Orgelpfeifen standen die kleinen Berliner Badekows bei den Lietzows in der Stube. Julie war zuerst zu Gottfried gegangen. „Der is immer noch der beste von der Bande," hatte sie damals zu ihrem Mann gesagt, und in heftigen Worten die ganze Schale ihres Zorns über die anderen ausgegossen.

Jetzt war sie still. So still saß sie da, zog nur ab und zu eins ihrer Kinder zu sich heran und zupfte verlegen an ihm herum, daß Lene auch ganz verlegen wurde. Da sie nichts zu sagen wußte, stopfte sie die fremden Kinder mit Kuchen und schenkte der Schwägerin immer wieder die Kaffeetasse voll.

Julie trank in durstigen Zügen; sie war mit den Kindern zu Fuß gekommen, den weiten, staubigen Weg, und nur langsam war es gegangen, die vierjährige Irma hatte krumme Beine und ließ sich zerren an der Mutter Kleid.

Gottfried beobachtete das magere Gesicht von Jakobs

Frau: wie verhärmt die aussah, und so verängstigt. Wenn sie so still dasaß, ihren Mund nicht groß auftat, sah man der Jule doch an, daß sie einmal sehr hübsch gewesen sein mußte! Gottfried war kein Unmensch. Und sie tat ihm auch leid. Er vergaß, daß man sich schwer über sie geärgert hatte.

„Na, wie steht et denn mit Jakob?“ fragte er gutmütig. „Noch immer so voll Pläne? Det is wirklich nett, daß Sie mal rausjekommen sind, Jule, da hört man doch mal wieder was von dem ollen Jungen!“

In die hohlen Augen der Frau schossen Tränen, ihre Lippen zuckten, als müßte sie weinen, aber sie bezwang sich. Sie schluckte die Tränen herunter und seufzte nur. „Danke, es jeht ihm ja so weit janz jut, wenn nur nich —“, sie schluckte wieder etwas herunter. Die Augen, die nicht mehr so unruhig brannten wie sonst, fast flehend auf Lietzow richtend, sagte sie hastig: „Ich möchte jerne mal mit seiner Mutter sprechen. Jlauben Sie wohl, daß sie mich annimmt?“

„I, warum denn nich?! Sie sind doch Jakob'n seine Frau!“

Etwas wie Genugtuung flog über Juliens Gesicht, aber ihr Ausdruck wurde doch gleich wieder unsicher. Leise sagte sie und senkte dabei den Kopf: „Ich dachte — ich meinte — se wäre vielleicht noch böse, weil —“

„Ach, Sie meinen wohl von wejen dazumal?“ Gottfried gab ihr einen ermunternden Klaps auf die Schulter und lachte schalkhaft dabei: „Nee, da kennen

Se die Olle schlecht. Darum können Se ruhig hinjehn!"

Es schien Julien eine Last vom Herzen genommen zu sein. Gottfried und Lene fragten sich, als sie mit den Fünfen abgezogen war: was wollte die nur? Sie kam doch nicht aus lauter Herzensneigung nach Tempelhof?! —

Bei der Schwiegermutter saß Julie. Die alte Badekow hatte Jakobs Frau freundlich willkommen geheißen und so, als käme die Schwiegertochter alle Tage. Sie hatte keine Verwunderung merken lassen und auch keine Empfindlichkeit. Seit jener verunglückten Zusammenkunft hatten die Berliner Badekows sich nicht mehr bei ihr sehen lassen.

„Jotte doch, wie die Kinderchens ranjewachsen sind, seit ich se nich jesehen habe," sagte sie bloß und strich den fünf vermickerten, blassen Stadtpflanzen über die blonden Köpfe. „Aber se müßten mehr raus an de frische Luft. Se sehn kümmerlich aus!"

Sonst wäre Julie aufgefahren — es gab ja für sie nichts Hübscheres und Blühenderes als ihre Kinder — heute aber nickte sie beipflichtend. Einen schweren Blick ließ sie von einem Kind aufs andere fallen, dann sagte sie: „Wenn ich denke, wie i ch ausjesehen habe, als ich 'n Kind war! S o 'ne Arme! Un s o ne Waden!" Sie zeigte den Umfang eines Riesenbeins. „Wahr is 't, es is nich jut für Kinder, wenn se so in der Stadt drin stecken!"

Das war etwas für Hanne Badekow. Zum ersten

Mal war sie mit der Schwiegertochter ganz einverstanden: Jule war am Ende gar nicht so unvernünftig?! Und ob es denn wirklich wahr war, daß sie schon wieder erwartete?

Einen so prüfenden Blick ließ die alte Frau über die Gestalt der Jungen gleiten, daß diese, rot werdend, hastig versicherte: „Sie können sich beruhigen — nee, es is nischt los!“

Da nickte die Badekow befriedigt, und Julie fuhr gedrückt fort: „Die beiden Jüngsten zu Hause sind ja man noch so klein! Wir werden zu tun haben, daß wir se alle anständig jroß kriegen!“ Mit einem schmerzlichen Seufzer faßte sie sich plötzlich nach beiden Schläfen: „Es steht nich jut um uns!“

„Det habe ick mir jedacht!“ Die Alte verzog keine Miene, nur ein etwas höheres Rot stieg in ihre Wangen, die jetzt verschrumpelt waren wie Borsdorfer Äpfelchen, mit denen es zur Neige geht. „Det hab ick mir jleich jedacht,“ wiederholte sie nickend noch einmal, „jleich als ick dir heute hier rinkommen sah. So is et mit die Kinder: wenn der Karren in'n Dreck jefahren is, denn soll Mutter 'n wieder rausholen. Eher hören se nich!“ Sie sagte es ohne Bitterkeit, sie stellte nur die einfache Tatsache hin.

Doch die Schwiegertochter erschrak: nun war die Alte doch böse! Wäre sie lieber nicht hergekommen! Aber dann sah sie ihre Kinder an, und eine Liebe, die etwas von der ängstlichen Fürsorge einer Glucke für ihre Brut hatte, preßte ihr die Worte heraus, von denen sie selber

nicht genau wußte, wie sehr sie begründet waren, Worte voll unbestimmter Furcht: „Jakob muß Pech jehabt haben. Wann, wo? — ach Jott, Jenaues weiß ich ja nich!“ Ihre Blicke irrten angstvoll-unsicher umher. Wenn sie ihn fragte, hörte sie ja nur: ‚Das verstehst du nicht!‘ Und doch, wenn sie auch nur im Winter hatte die Schule besuchen können — im Sommer hatte sie hüten gehen müssen, ohne Strümpfe und Schuh — dumm war sie darum noch lange nicht. Wenn er sich nur einmal so recht mit ihr aussprechen wollte!

Heute schämte sich Julie ihrer Magdschaft nicht, sie war der Ängste voll, und unter diesen drückenden Ängsten ging all ihr mühsam behauptetes städtisches Vornehmtun in Trümmer. Sie vergaß, daß sie immer gefürchtet hatte, von der reichen Verwandtschaft ihres Mannes über die Achsel angesehen zu werden. Mochten sie die Nase rümpfen über die Magd, sie ungern sehen als Jakobs Frau! Jetzt war ihr dieser Gedanke, bisher ihres Lebens Ehrgeiz, gar nicht so wichtig mehr. Was sollte werden?

Die teuersten Wohnungen im Hause standen leer. Jakob war schon mit der Miete heruntergegangen, aber nur oben die zwei billigeren waren besetzt. Doch auch die waren zum Oktober wieder gekündigt. Dem Geheimen Rechnungsrat war es zu laut in der Friedrichstraße, auch wollte er nicht der Tänzerin gegenüber wohnen; und das Fräulein wiederum hatte keinen zahlenden Liebhaber mehr. Woher andere Mieter bekom-

men? Es standen auf einmal so viele, so entsetzlich viele Wohnungen leer. Und mit dem Aktienkonsumverein war's nichts geworden, und die Räume unten, die ganz darauf eingerichtet waren, standen nun auch leer. Was aber das allerschlimmste war — das verängstigte Weib riß die Augen auf und starrte in eine Ecke, als sähe es da Gespenster — der Laden, der Laden gegenüber in dem neuen Hause!

Die Sprache versagte Julie, sie konnte nicht weiter mehr, krampfhaft packte ihre Hand den Rock der alten Frau, als müsse sie sich daran halten. „Der — der is auch 'n Telekatessenjeschäft!" Sie stieß es heraus wie ein furchtbares Geheimnis.

Das war in der Tat für Jakob sehr unangenehm!

„Un wie das Jeschäft drüben jeht," jammerte Julie auf. „Rein, raus, den janzen Tag; ich liege immer auf der Lauer. Un zu uns, zu uns kommen se nich!" Sie rang die Hände.

„Der Käse nich mit 'ne Jlocke zujedeckt, die französ'schen Trauben jeschimmelt — na ja," sagte die Badekow langsam.

„Der verfluchte Laden! Der Teufel soll den Kerl holen! 'ne Jemeinheit, sich einem so auf die Nase zu setzen. Wir waren eher da, zu uns müßten se kommen, alle kommen — aber nee! Ach Jott, Jott, was soll aus uns werden!" Die verzweifelte Frau ballte die Fäuste, und dann packte sie sich in die frisierten Haare und riß sich daran. „Wenn Jakob die Zinsen nich bezahlen kann?! Ach, ich jlaube, er hat viel, schrecklich viel zu bezahlen!

Wer werden rausjeschmissen, das Haus wird uns versteigert über'm Kopf — meine Kinder, meine armen Kinder!" Sie schrie auf; mit beiden Armen ihr Häuflein umfangend, riß sie es an sich und weinte laut.

Die erschrockenen Kinder weinten laut mit.

„Na na, so schlimm wird det nich jleich," tröstete die Alte.

„Doch, doch!" Die Junge ließ sich nicht trösten; wie eine Irrsinnige, wirr vor Angst, fuchtelte sie mit den Händen in der Luft: „Anspucken könnt ich den Kerl da drüben, totmachen!" Sie lachte wild auf. Und dann weinte sie wieder aufs neue: „Ach, die Kinder, die armen Kinder, un der Jakob — ach Jott, mein Mann, er kann ja auch nischt dafür!"

„Doch, det kann er wohl!" Die Badekow zog die Brauen zusammen und blickte sehr ernst. „Wat jibt er sich mit all so'n Berliner Schwindel ab! Mit eene Spiejelscheibe wär et ooch jenug gewesen — die war schon zu ville!" Aber dann kam ein Mitleid in ihr Gesicht, ihre Augen wurden freundlicher, sie sah die fünf Kinder an, die sich erschrocken zusammendrängten, und dann nahm sie die Hand der Schwiegertochter in ihre Hand. Sie klopfte auf die kalten Finger: „Na, na!" Aber sie war auch erregt. Sie konnte jetzt nicht mehr so an gegen alles. Kummervoll vor sich hinnickend, schlang sie die Hände ineinander: „Det Berlin, det Berlin!" Weiter sagte sie nichts. Bis sie, nach einer Weile sich aufraffend, der Schwiegertochter nochmals die Hand reichte: „Schicken Se 'n mir mal her!"

Das war ein Hoffnungsstrahl! Julie ging weit ruhiger fort, als sie gekommen war. Ja, die Alte, die würde sie nicht im Stiche lassen. Und so nett war sie mit den Kindern gewesen — ja, die fühlte es doch wohl nach, wie es einer Mutter zumute war! Jedem Kind hatte sie beim Adieusagen einen Taler ins Händchen gesteckt. Nun konnte man's sich getrauen, mit der Pferdebahn bis zum Tor heimzufahren, jetzt würde es keine zu große Ausgabe sein. — — —

Alle Tage wartete Mutter Badekow nun auf ihren Jakob. Es war merkwürdig, daß sie jetzt das Warten so wenig gut mehr vertragen konnte.

„Mutter wird recht klapprig, merkste's nich?" sagte Grete zu ihrem Mann.

Johann sagte: „So?" Er ging sogleich zur Mutter hinüber: „Fehlt dir was?"

„Nee, wieso denn?" Die Alte schüttelte den Kopf.

„Na, Jrete sagt doch, du wirst so klapprig!"

Da lächelte die Badekow recht wehmütig, aber ein bißchen von dem alten Humor war doch noch in dem Lächeln: „Ick jloobe, et wird nu Zeit, det ick abschramme; meine Kinder brauchen mein Jeld!"

Johann war betroffen von dieser Antwort: wie meinte sie das?! Er war aufrichtig besorgt um die Mutter, aber Grete hatte recht, man mußte sich doch mit dem Gedanken vertraut machen an ihren Tod. Es würde dann manche Veränderung geben.

— — — — — — — — — — — — — — —

Jakob war sehr böse auf Julie: wie konnte sie nur

wieder nach Tempelhof laufen, wo sie sich so unmöglich gemacht hatte?! Mit seinem Wissen hätte sie es nie gedurft. Und doch war etwas in seinem Herzen, das trieb auch ihn hin, trieb ihn mehr, als das ewige Darumbitten und Zureden seiner Frau ihn treiben konnten. Eine Angst hatte ihn ergriffen; alles war ihm verquer gegangen, nun war es ihm, als stürze auch sein neuer Bau ein über ihm. Und es waren doch nur seine Projekte, die zusammenbrachen. Nun hätte er seinen Kopf verstecken mögen wie als Kind unter der Mutter Schürze. Aber es war ihm zu peinlich, zu ihr zu gehen; was wollte er denn von ihr? Geld, Geld und wieder Geld. Nein, so einer wie dieser Paschke, von dem ihm Marianne erzählt hatte, so einer war er denn doch noch nicht!

Er saß bei der Schwester; heimlich war er gekommen, zu einer Zeit, da er den Doktor auf Praxis wußte. Nur seine Lieblingsschwester hörte ihn, sonst niemand. Da konnte er eingestehen, was er sich selber noch nicht gewagt hatte, ganz einzugestehen: daß er das Haus nicht mehr halten konnte. Es war mit Hypotheken zu schwer belastet; nun ihm die Wohnungen leer standen, brachte er die zu Oktober fälligen Zinsen nicht auf. Und wenn ihm Marianne auch das Geld vorstrecken würde — nein, er wollte das gar nicht. Das war nur eine Verlängerung der Hinrichtung; mit ihm war's doch aus. Die Altenburger Gesellschaft, für die er sich so ins Zeug gelegt, auf die er so viele schwindelnde Hoffnungen gesetzt hatte, die gab jetzt auch keine Dividende mehr.

Nach dem großen Krach war eben alles aus, er konnte mit seinen Aktien sich das geheime Kabinett austapezieren. Mutlos saß er bei der Schwester, den Kopf hing er auf die Brust.

Marianne sah ihn bekümmert an: fahl, grau, alt war der Jakob geworden. Ein gebrochener Mann!

„Geh zu Muttern!" Er schüttelte verneinend, und doch sah sie auf seinem Gesicht etwas aufflimmern wie einen Hoffnungsschein. „Geh! Geh! Wenn du nich alleine willst, dann wer' ich mit dir kommen!"

Da nickte er bejahend. —

Während der ganzen langen Fahrt in der Pferdebahn hatte sie leise und eifrig auf ihn eingeredet: „Sag ihr nur alles, ganz gerade raus, das versteht Mutter am besten. Und denn wollen wir sehen!"

„Sie wird denken, ich komme bloß um Geld — und das alleine is es doch nich!" Er stöhnte so laut auf, daß sie ihn erschrocken anstieß. Als wären sie ganz allein, die Menschen nicht beachtend, stieß er jetzt heraus: „Geld alleine kann mir nich helfen, mich nich glücklich machen. Mir fehlt sonst noch zu viel!"

„Julie?" fragte sie ganz leise und schob dabei ihre Hand in die seine.

Er nickte.

Da wurde ihr Gesicht tiefnachdenklich und ganz betrübt. —

„Mutter, hier ist Jakob," sagte Marianne, als sie eintraten.

Die Mutter saß im Lehnstuhl. Ihre Augen waren

offen, aber sie mußte doch wohl geschlafen haben, sie fand sich nicht gleich zurecht. „Wer?" fragte sie.

„Jakob!" Marianne hatte den Bruder hinter sich hergezogen, nun stieß sie ihn vor.

Über das Gesicht der alten Frau lief's wie ein Erzittern, sie machte die Augen wieder zu. „Ick habe schonst 'ne janze Weile uf dir jelauert!"

Der Sohn wagte nicht, ihre Hand zu ergreifen. Dieser alten Frau sollte er nun den Kummer machen, ihr geradeheraus sagen: ich bin ruiniert? Nein, das konnte er nicht! In Scham und Scheu wich er zurück. Hatte er so lange die Mutter denn nicht gesehen, daß sie so alt geworden war?! Er war erschrocken.

„Ick hatte eben an dir jedacht. Ick muß wohl janz wunderlich jewesen sind," sagte jetzt langsam die Badekow und machte die Augen auf. „Det kommt von's Träumen. Na, nu setz' dir mal hin. Nu sage mal, wat du noch willst!"

Er sagte kein Wort. Ein Ausdruck lag auf der Mutter Gesicht, der ihn befremdete. Ihre Miene war nicht streng, auch nicht kalt, aber auch nicht freundlich; sie war so, als wäre die Mutter mit ihren Gedanken nicht so recht bei der Sache mehr.

„Wat machen denn deine Kinderchens?" fragte die alte Frau. „Ach ja, wenn die Kinder klein sind, machen se Freude. Meine Kinder waren ooch mal klein!"

Das war ein Vorwurf! Jakob fühlte sich getroffen. Wollte die Mutter damit sagen, daß er ihr jetzt keine Freude mehr machte? Er biß sich auf die Lippen.

„Nee, nee, so meine ick det nich. Komm man her!“ Sie streckte die Hand nach dem Sohn aus. „Ick weiß ja Bescheid, ooch wenn du nischt sagst. Siehste, mein Sohn, ick wer' det Jeld nich mitnehmen, ick will det ooch jar nich. Aber ick möchte dir ooch nich jerne allens jetzt rausjeben, wat du noch mal zu kriejen hast, det Berlin steckt dir zu sehr in de Knochen. Denn haste nachher, wenn deine Kinderchens jroß sind, mal nischt, um ihnen auszuhelfen. Ick denke immer bloß drüber nach, wie det mit dir am besten zu machen is, aber —“ sie seufzte tief, und es rasselte dabei in ihrer Brust — „ick bin wohl zu alt, mir fällt jar nischt ein!“

„Wenn das Haus zur Subhastation kommt, ich übernehm' es,“ sagte Marianne jetzt rasch. Sie hatte sich bis dahin ganz still verhalten. Nun nickte sie dem Bruder zu. „Ich wer' mit Friedrich über die Sache reden — ihm is 's aber recht, das weiß ich. Vielleicht, daß wir denn da in die erste Etage ziehen können. Jedenfalls übernehmen wir es!“

„Marianne!“ Der Bruder wollte auffahren: nein, das durfte nicht sein! Er kam sich so tief gedemütigt vor.

Aber die alte Frau sagte: „Sei man janz stille. Marianne macht det Verjnügen; un se kann et ja ooch. Se wird ooch schon nischt bei verlieren!“

„Nee, sicher nich!“ Marianne lachte fröhlich. „Ich kann es gut mit ansehen, wenn das Haus auch 'ne Weile nichts bringt. Und Friedrich denkt ganz so wie ich!“

„Jannchen!“ Jakob hatte sie umgefaßt. Ja, es war ihm ein Stein vom Herzen! Das Haus, das Haus, das

hatte ihn beinahe um den Verstand gebracht. Wenn er das mit nicht zu enormem Verlust loswerden könnte! „Es ist zu gut von dir!“ Mit einem Seufzer ließ er den Kopf auf die Schulter der Schwester sinken.

Es war ganz still in der Stube. Die Badekow sah sich die beiden an, und dann machte sie ihre Augen zu: die Marianne würde schon mit ihm fertig werden! Sie selber war heute so müde.

„Zu gut von dir,“ stammelte Jakob an der Schwester Hals. „Es ist mir aber schrecklich, daß ich dir das aufladen muß!“

„Wieso denn?“ Marianne klopfte ihm den Rücken. „Da schweig man von. Eine Hand wäscht die andere. Friedrich sagte neulich, wenn du den ganzen Krempel doch loswerden könntest! Denn solltest du rausziehen und unsern Hof verwalten!“

„Ich — ich, nach Britz?“ Jakob hatte den Kopf gehoben, sehr erstaunt sah er die Schwester an. „Nach Britz, aus der Stadt so ganz raus?!“ Neigung und Abneigung stritten in seinem Gesicht.

„Du täteſt uns 'n großen Gefallen damit!“

Marianne war eine gute Rechnerin, jetzt rechnete sie geschwind dem Verdutzten vor, was sie alles einbüßen würden, wenn nicht immer einer mit Augen, die wie aufs Eigene sahen, bei allem nachguckte. Mit dem Wirtschafter ging das doch nicht auf die Dauer. Und Friedrich hatte keine Zeit, sich um die Landwirtschaft zu kümmern, und sie keine Lust. Man hatte es bereits bei den letzten Monatsabschlüssen bemerkt, daß es mit dem Be=

triebe längst nicht so wie früher mehr war; ein Drittel Milch weniger war nach Berlin geliefert worden! Sie sprach sich in Eifer, ihre Wangen waren sehr rot. „Du sollst ja nich ‚ja‘ sagen, wenn du nich willst,“ redete sie auf den Zögernden ein, „nee, man ja nich! Es wäre ja auch nur, bis wir gut verkaufen könnten. Jetzt is Britz noch 'n bißchen weit ab. Aber nich mehr lange, meint Friedrich!“

„Ich bin kein Landwirt.“ Jakob suchte eine Ausrede; es war ihm zu überraschend gekommen. Er ließ den Kopf hängen: „Alle meine Pläne!“

„Na, wenn schon!“ Marianne lachte heiter. „Sind sie dir nich oft schon zu Wasser geworden? Denn machste eben wieder neue!“

„Und mein Geschäft?“ fragte er.

Da machte plötzlich die Badekow die Augen wieder auf: „Über'n Käse keene Flocke, schimmelige Beeren mang de Trauben — nee, dein Jeschäft, da is nu jar nischt mit los!“

Darauf sagte der Sohn nichts mehr; er konnte nichts sagen, dazu war er zu ehrlich heute. Warum sollt'e er denen hier etwas vorlügen?! Die Mutter sah ihn mit Mariannens Augen, Marianne mit der Mutter Augen; die kannten ihn doch. Und sie hatten ihn beide sehr lieb.

Mit einer hastigen Wendung trat er an den Lehnstuhl, er ergriff der Mutter Hand: „Meinste denn wirklich, ich tue recht dran, ich kann Jannchen da auch wirklich von Nutzen sein?“

Die alte Frau erwiderte kein Wort, sie nickte nur.

Aber Marianne sagte schnell: „Für deine Frau und deine Kinder ist es sicher das Beste. Du sollst mal sehen, da is Julie am Platz. Die wird sich schon in Britz bewähren!“

„Det jloobe ick ooch!“ Die Mutter hatte aufmerksam zugehört. Nun legte sie dem Sohn, der vor ihr stand, die Hand auf die Schulter; vielmehr sie versuchte es. Sie zog ihn zu sich herunter.

Er bückte sich.

„Die Jule is noch lange die Schlimmste nich,“ sagte sie leise. „Die is nur janz aus die Fugen jejangen in dem Berlin. Laß die man wieder auf 'm Lande sein, denn jibt sich manches; denn fühlt se sich sicherer, wo se jewöhnt is. Hab man Jeduld, mein Sohn!“ Sie strich ihm mit kühler Hand über die heißgewordene Wange. „Freilich, die will jelernt sein. Ick habe jetzt Jeduld!“

„Mutter is müde,“ sagte Marianne. Die alte Frau hatte die Augen geschlossen. „Schlaf man noch 'n bißchen, Mutter, wir ruhen uns auch!“

Die Geschwister saßen ganz still auf dem Sofa. Der Regulator tickte, Fliegen summten unter der niedrigen Decke, ein Strauß von Levkojen duftete süß; aber er duftete schon nach Herbst. Hanne Badekow hatte die Hände ineinander gefaltet, ein zufriedenes Lächeln war auf ihrem Gesicht.

„Es is Muttern 'ne große Beruhigung,“ flüsterte Marianne Jakob zu.

Er flüsterte zurück: „Ja, ja!“ Und ohne den Blick von der Schlummernden zu wenden, flüsterte er weiter:

„Aber findest du nich, sie hat seit letzten Winter sehr abgenommen?“

„Ach ja! Friedrich soll morgen mal rauskommen!“

Und dann schwiegen sie. —

Ein Pochen an der Stubentür unterbrach den stillen Frieden. Gottfried streckte den Kopf herein.

„St, Mutter schläft!“ Marianne wollte ihm wehren.

Aber er trat hastig ein. Sein Gesicht war sehr rot; er war erregt, man sah es ihm an. „Die Hulda is weg!“

„Wer? Was für 'ne Hulda?!“

„Na, die Tochter von meinem Bruder, von Karl — det kleene Mächen! Sie jeht mit Johanna zur Schule. Die is weg. Seit jestern nachmittag schon. Un keen Mensch weiß wohin. Jestern haben se se weiter nich jroß jesucht — se wird wiederkommen, se is losjejangen mit den Teckeln — aber Karl hat die Nacht schon nich schlafen können, hat immer auf se jelauert. Nu is er wie vor den Kopp jeschlagen. Die Kleene, die Hulda — verflucht, wo se diesmal nur steckt?!“

„Es wird ihr doch nichts passiert sein?!“ Mitleidiger Schreck sprach aus Marianne.

Gottfried zuckte die Achseln; ein tiefe Niedergeschlagenheit legte sich auf sein gutmütiges Gesicht. „Die Teckel sind wiederjekommen, janz abjehetzt, vor 'ner Stunde etwa — det Mächen nich!“

Da sagte plötzlich die Stimme der alten Frau wie aus dem Schlafe: „Wenn man seine Kinder lieb hat, denn kommen se immer wieder!“

Neunzehntes Kapitel

Nun wartete Karl Lietzow schon vier Wochen auf seine Hulda; sie kam noch immer nicht zurück.

Sie würde wohl auch nicht mehr zum Vorschein kommen, darüber war man sich in Tempelhof einig. Aber dem Vater hätte man es nicht gesagt. Wer hätte gedacht, daß der Karl Lietzow sich das so zu Herzen nehmen würde! Die Angenehmste war die Kleine wirklich nicht gewesen — ein recht unfreundliches, verschlagenes Ding, das sich immer auf der Straße herumtrieb — aber er mußte doch wohl viel von ihr gehalten haben. Zur Polizei war er gerannt wie ein Verrückter, alle Reviere in Berlin hatte er abgelaufen. Ein Aufgebot von Schutzleuten streifte das Feld ab und die ganze Nachbarschaft. In alle Blätter hatte er's setzen lassen, eine Belohnung ausgeschrieben, eine hohe Belohnung. Aber alles war bis jetzt vergebens gewesen. Keine Nachricht kam über Hulda; und die Hunde, die sie mitgehabt hatte, die waren stumm. Die saßen jetzt nur immer auf den Steinstufen der Haustür, mit trüben Augen, und winselten leise.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war in den letzten Monaten mehr Zuspruch ge=

wesen in Lietzows Ausschank. Die schöne Frau in dem Dorfwirtshaus war entdeckt worden wie ein Wunder. Am Bau des Lazaretts waren jetzt die feineren Handwerker beschäftigt: Maler, Dekorateure, Monteure, auch die Herren Ingenieure, und sie kamen alle ins Dorf herein und verkehrten alle bei Lietzows.

Ida ging nun in hellen Zephyr gekleidet, war sorgfältiger frisiert und lachte oft. Das waren doch endlich Menschen, Menschen, mit denen es sich lohnte, freundlich zu sein! Berliner, die da wußten, was hübsch und was fein war! Sie war nicht mehr spröde.

Huldas schlaue Augen hatten viel zu sehen gehabt, und ihre feinen Ohren auch viel zu hören. Sie wußte selber nicht, warum sie so gern zuhörte. Von Berlin ging immer die Rede, von Berlin. Und es waren alles so feine Leute, lauter freundliche Herren! Hulda wurde jetzt öfter einmal getätschelt, sie bekam auch wohl etwas geschenkt, und einer hatte sie sogar einmal gehascht, sie auf den Arm nehmen wollen und mit seinem Schnurrbart ihre Wange gekitzelt. Sie war nicht mehr so weit fortgelaufen wie sonst, wie die Katze hielt sie sich beim Hause. Sie strich durch Schenkstube und Kegelbahn, überall war sie. Sie war sehr neugierig.

Und diese Neugier wurde brennender. Wer doch auch so hübsch und groß wäre wie die Stiefmutter! Die tat schön mit all den freundlichen Herren, und die freundlichen Herren mit ihr. Aber da war einer, der Stuckateur mit dem schwarzen Schnurrbärtchen und den lockigen

Haaren, der schien ihr ganz besonders zu gefallen. Ja, der war aber auch hübsch! Und immer so lustig! Des Kindes Augen wurden groß, wenn er eintrat. Dann ging es nicht gern aus der Stube; aber die Frau jagte es hinaus.

Als Hulda sich doch einmal wieder hereingeschlichen hatte, in einer Ecke stand und den schönen lustigen Berliner mit glänzenden Augen immerfort ansah, da bekam sie einen Schlag von der Stiefmutter Hand. Der Schlag war nicht kräftiger, als sonst eine Ohrfeige, aber Hulda fühlte ihn viel, viel stärker. Vor dem jungen Mann da mußte sie sich schlagen lassen, züchtigen wie ein kleines Kind?! Sie stampfte mit den Füßen. Ein haßerfüllter Ausdruck kam in ihr Gesicht. Was hatte sie denn Schlimmes getan? Sie hatte doch weiter gar nichts gesehen, als daß ‚er' am Tisch saß und ‚sie' bei ihm stand, den Ellenbogen auf den Tisch stemmte und sich zu ihm hinüberbeugte, ganz dicht.

Des Mädchens Fäustchen ballten sich, ein wissendes Lächeln machte den jungen Mund alt: aha, die wollte nur allein, ganz allein mit ihm sein!

Von nun an paßte Hulda der Stiefmutter auf. Sie belauerte die Frau. Sie schlich ihr nach mit Katzenschritt. — — —

Es war ein heißer Tag gewesen; eine müde Nachmittagsstunde lastete schwer auf Tempelhof. Nichts gab Laut. Etwas Brütendes war in der Stille; von fernher nur kam Hammerschlag vom großen Bau des Lazaretts. Die Linden standen mit schlaffen Blättern, die Häuser

hatten ihre Augen zugemacht, überall lagen vor den Fenstern die Läden.

Matt krochen in Lietzows Schenkstube die Fliegen. Um diese Zeit waren kaum je Gäste da; der Wirt hatte sich lang auf eine Bank gestreckt und schlief, den Mund offen. Sein gedunsenes Gesicht war fahl-bleich im dämmrig-schläfrigen Licht. Er hatte heute mittag schon vier Absynthe getrunken — s i e war ihm wieder so grob gekommen, noch dazu vor Gästen. Darum verschlief er jetzt alle Gedanken. Er träumte angenehm, da fühlte er sich am Ärmel gezupft.

Vor ihm stand Hulda, ganz blaß, aber ihre Augen funkelten, sie glitzerten förmlich in der dunklen Stube. Sie legte den Finger auf den Mund.

Verdutzt starrte Karl seine Tochter an.

Sie zog ihn auf, sie sagte kein Wort, ihre Rechte zerrte ihn mit sich zur Stube hinaus, ihre Linke hielt sie noch immer an die Lippen. Und sie zog ihn weiter; er war so verschlafen, daß er nichts fragte, willenlos ließ er sich ziehen. Zur Hintertür führte sie ihn hinaus, immer leise schleichend; seine weichen Filzschuhe trappten auch nicht.

Hinter dem Haus lag die Kegelbahn; ein düsterer, langer Gang, links von Büschen bestanden, rechts von altersgedunkelten Planken geschützt, und am Ende die halb verfallene Laube.

Ein Hahn krähte verschlafen von irgendwo her. Sonst war nichts zu hören. Hulda ließ jetzt des Vaters Hand los. Vorsichtig das Buschwerk der Kegelbahn aus-

einanderbiegend, winkte sie ihm; ein schadenfrohes Zucken ging um ihren Mund, ihre Augen öffneten sich weit mit fiebrigem Leuchten.

Karl Lietzow stieß einen Wutschrei aus — da war sie! Auf der Kegelbahn, in der Laube! Und sie lag in den Armen des Stuckateurs!

Blitzschnell hatte sich Ida bei dem Schrei umgedreht, den Liebhaber stieß sie von sich. Er sprang davon, schwang sich über den Plankenzaun; sie aber konnte nicht entwischen, ihr Mann hielt sie fest.

„Du, — du!“ Lietzow keuchte. Also darum war sie immer so grob zu ihm? Er schüttelte sie gewaltig, mit plötzlich erwachter Kraft.

Einen Ausweg suchend, irrten ihre Augen verängstigt umher, da traf ihr Blick auf Hulda.

Wie festgezaubert stand das Mädchen, ein seltsames Lächeln hob seine Mundwinkel.

Die Frau entsetzte sich: da stand sie, die Schlange, die Schleicherin — was würde die nun noch alles verraten?! Eine flammende Röte schlug Ida zu Kopf, starr, gebannt hing ihr Blick an der Stieftochter: o weh, die wußte alles!

Aber auch Hulda befiel eisiger Schreck, sie zitterte: wie sah die da, die da sie an?! Huh, die böse Stiefmutter! — —

Und nun hatte sich Hulda den ganzen Nachmittag nicht mehr nach Hause getraut. Als es Abend war, spähte sie durch den Ladenspalt hinein ins Schenkstubenfenster. Wenn der Vater allein drinnen war,

dann klopfte sie an. Er würde ihr dankbar sein — sie durfte ihr dann nichts tun, er würde seine Tochter schützen.

Der Vater war drinnen, auch keine Gäste, aber — Huldas Augen wurden stier vor Verwunderung und vor Entsetzen, ihr Herz setzte den Schlag aus — sie war bei ihm. Seite an Seite mit ihm auf der Bank, ganz einig. Und er legte den Arm um sie und patschte sie auf den Nacken.

Da war das Mädchen mit einem Seufzer, der zitternd in der Nacht verklang, langsam zurückgetreten. — Es pfiff seinen Teckeln.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ob sie in Berlin unter die Räder gekommen war? Sie war doch so gewohnt an die Straße. Und klug war sie auch. Die kriegte keiner mit, wenn sie nicht wollte! Das war des Vaters Hoffnung; er hoffte noch immer. Die Blätter fingen an zu fallen. Wenn es draußen nun kalt wurde, ungemütlich und regennaß, dann würde sie schon wieder heimkommen!

Die Rumtreiberin! Der Wartende ballte die Fäuste: Dresche sollte sie dann aber kriegen, Dresche! Doch dann fiel die Hoffnungslosigkeit seines Harrens über ihn her wie Verzweiflung. Dann stemmte er beide Ellenbogen auf, preßte den Kopf zwischen die Hände, und weinte laut.

Das Berlin, das Berlin — wo sollte sie denn anders hin sein? — das hatte seine Hulda verschluckt. Oder hatte das weite Feld zwischen Dorf und Stadt sie ge=

kommen? Er wußte es nicht. Aber wie er Berlin abgesucht hatte, so suchte er jetzt auch das Feld ab.

Alle Tage wanderte er hinaus, planlos, ziellos über die Brache, deren Grasbüschel gelb geworden waren vom glühenden Hauch des Sommers und von den Reifnächten des Herbstes, fahl und saftlos wie dürrer Strandhafer. Er wanderte, wanderte immer hin und her, obgleich seine Kniee einknickten und seine geschwollenen Füße ihn schmerzten. Wie ein Irrlicht schwebte eine unklare Ahnung ihm vor, er näherte sich der Stadt: da mußte sie drinnen sein! In dem Riesenberlin war es ja am leichtesten, sich zu verstecken. Aber dann streifte er wieder weiter davon ab, jenen fernen Nebeln zu, in denen das Riesenfeld verdämmerte. Vielleicht war sie auch da?! Er wurde todesmüde.

Und wenn er dann nach Hause kam, saß er da, als wäre es nicht mehr sein eigenes Haus; er kümmerte sich um nichts mehr, er nahm nicht mehr teil an irgendetwas, er überließ seiner Frau alles. Und mochte sie auch sonst machen, was sie wollte! Brütend, beide Arme aufgestützt, saß er in der Schenkstube und trank.

Und ihm gegenüber trank noch ein anderer. Paul Längnick hatte sich im Ausschank von Karl Lietzow jetzt als Stammgast angefunden; er ging ja nicht mehr zu Kiekebusch. Alle Abend, wenn es dämmerte, erschien er; dann setzte er sich zu Karl an den Tisch. Mochten andere Gäste da sein, mochten sie nicht da sein, ihn kümmerte kein Gast.

Ohne Wort, ohne Blick saßen sich die beiden gegen=

über. Der eine stemmte die Arme auf und stierte vor sich hin, der andere stemmte die Arme auf und stierte vor sich hin; nur wenn der eine einmal aufseufzte, seufzte der andere nach. Zu sagen hatten sie sich nichts.

Jeden Abend Glock zehn kam Rieke Längnick und holte den Sohn ab. Ob es regnete, ob es stürmte, ob die Nacht dunkel war oder die Sterne leuchteten, sie holte ihn ab. Dann führte sie ihn an der Hand die Linden entlang; sie stützte seinen unsicheren Tritt mit immer noch starkem Arm. Er kam nicht ins Stolpern, wenn sie ihn hielt. Sie wachte über ihm, daß er sich nichts tat.

Tag und Nacht wachte sie so. Doktor Schmidt hatte ihr vorgeschlagen, wenn sie den Sohn denn durchaus nicht fortgeben wollte, einen Wärter ins Haus zu nehmen. Aber das wollte sie auch nicht. Sie hatte keinen Wärter nötig, er war ja jetzt ruhig. Nur die Kinder hatte sie fortgegeben, die blonden Kinder, die ihrer Mutter glichen; deren Anblick regte ihn jedesmal auf. Er hatte sie sogar eines Tages beim Essen bedroht mit Messer und Gabel.

Die Mutter blieb ganz allein mit dem Sohne, all ihre Zeit gehörte ihm, und nur, wenn er beim Dämmern in den Ausschank stolperte, dann ging sie über den Hof ins Hinterhaus. Dann saß sie eine Weile auf der Alteisenkiste und bedachte ihr Werk.

Rieke Längnick hatte gealtert, ihr Haar war schlohweiß geworden. Aber ihre Gestalt war ungebrochen. Mit harten Augen sah sie ihre Gefangene an, unbeug=

samer Wille sprach aus diesem Blick: die da, die rührte sich jetzt nie und nimmermehr! Die war jetzt wirklich auf ewig tot!

Und die einsame Frau trug den weißen Kopf hoch, sie atmete ruhig, wenn sie den öden Raum dann wieder verschloß: es war d o c h am besten so!

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Winter meldete sich. Heute nacht hatte es zum ersten Mal gefroren, übers schutzlose Feld schnob der Wind unbarmherzig.

Mit einem fast irren Ausdruck blickten die verdunsenen Augen aus Karl Lietzows zerstörtem Gesicht: die Hulda kam nicht, sie kam nicht! Lange hatte er gegen den Wind angekämpft, nun stand er still auf dem Feld; er konnte nicht mehr weiter. Er hatte gerufen, er hatte geflucht, er hatte geweint, er hatte jede Vertiefung durchstöbert; bis zu den Akazien der Hasenheide hin war er geraten, und dann bis an die neuen Häuser von Schöneberg. Er hatte das Riesenfeld gequert in der Länge und Breite.

Überall Spuren. An den Rändern Papier, Lumpen, zerrissene Stiefel, zerbrochenes Geschirr, Kohlstrünke; allerlei Schutt, verkohlte Überreste von Feuerstellen, die anzeigten, wo Leute genächtigt hatten.

Jetzt, am hellen Morgen, gingen keine Gestalten hier, aber nachts, nachts, dann wankten sie herum, die aus Gräbern, aus Grüften Erstandenen, und trieben hier ihren Spuk. Ob die Hulda auch so ein Nachtgespenst wurde?! Der Vater wimmerte auf, und dann horchte

er: dort, am Franzosenpfuhl, unten in der Senkung, regte sich etwas!

Aus dem Gestrüpp der ruppigen Zwergkiefern kroch eine Gestalt hervor. Der Rixdorfer schob seinen Kopf vorsichtig über den Rand der Sandwehe. „Nanu?“

Mißtrauisch lugte er, dann wagte er sich näher: das war keiner von den Blauen, die jetzt immerfort die Gegend hier unsicher machten! Er tippte dem in sich Zusammengesunkenen, der schon wieder auf nichts mehr achtete, behutsam auf den unbedeckten Kopf. „Wat weimerste denn so erbärmlich? Nanu, wat 's denn los? Hier wird nich jeweimert, hier wird immer jelacht. Jelacht!“ Er schlug eine mißtönende Lache auf. „Lustig, Männeken! Det is allens nich halb so schlimm, wie man sich det denkt. Wenn man erst keen Dach mehr überm Koppe hat und de Blauen hinter einem her sind, denn is allens andere bloß'n Spaß. Haste Motten in'n Kopp? Da, trink man!“ Er streckte die noch halbvolle Schnapsflasche dem anderen hin: „Trink man, trink, denn kriegste Kurasche!“

Mit Gier griff der Unglückliche nach der brüderlich ihm gebotenen Flasche.

Der Rixdorfer erkannte Karl Lietzow nicht mehr, und dieser auch nicht mehr den alten Strolch. Aber sie tranken aus einer Flasche.

Der Schnaps war stark, gegessen hatte Karl heute noch nichts, der Fusel verfehlte seine Wirkung nicht. Als er die Flasche absetzte, fühlte er sich warm werden und viel wohler.

Der Alte trank den Rest aus, er schüttete ihn hinunter, ohne zu schlucken, und dann machte er: „Brrr!“ Er schüttelte sich vor Behagen, ein Grinsen überzog sein verschmutztes Runengesicht. „Wenn man det nich hätte, wat, Bruderherz?“

Karl Lietzow nickte, er fühlte keinen Ekel vor dem Verkommenen. Nach der schmutzigen Hand greifend, drückte er sie: „Danke dir, Bruder!“

Der Alte betrachtete ihn neugierig: das war doch keiner von der gewohnten Sorte? Die Schnapsnase stimmte, aber die Kleidung war nicht danach! „Na,“ sagte er, „wat suchst du denn hier?“

„Meine Tochter!“ Weiter sagte Karl Lietzow nichts, mit einem Stöhnen vergrub er das Gesicht in beide Hände.

Nanu, ging es schon wieder los?! Der Rixdorfer schüttelte den Kopf: dem hier schien ja ordentlich was in die Krone gefahren zu sein. Auf keine Frage hörte er mehr!

Eine Weile noch blieb der Vagabund mitleidig stehen, aber als der andere sich nicht rührte, immer so das Gesicht in den Händen behielt, wandte er sich ab. Ganz hinten, jetzt noch weitab, sah er eine Gestalt wandeln, und er lugte scharf. Dafür taugte das Auge des alten Strolches immer noch, sein Blick wurde gierig: Ha, da war ein Herr — feingekleidet — man sah's am Gang, an der Haltung! Er witterte es förmlich. Murmelnd setzte er sich in Trab: „Der hat Pinkepinke!“

Schnell zog er das Gesicht in die gewohnte Gri=

masse: ‚Meine Eltern sind dot, meine Frau liegt in de Wochen. Ha'm Se nich en Sechser iebrig, lieber Herr, vor 'n armen Mann?‘

Karl Lietzow blieb allein. Einen einzigen Blick warf er noch rundum — leer, alles leer! Sie war fort, und sie kam niemals wieder!

Er rutschte in die Sandkuhle hinab unter die ruppigen Kiefern.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Rixdorfer kam nach einer Weile zurück, sehr mißgestimmt. Der feine Herr war ein kräftiger Mann gewesen, einen Stoß vor die Brust hatte der ihm gegeben und ihm mit der Polizei gedroht. Ach! Der alte Vagabund seufzte: er konnte gegen das alles jetzt nicht mehr an, er war schwach geworden und nicht mehr flink auf den Beinen. Ja, es war nichts mehr los auf dem Tempelhofer Feld, die goldene Zeit war vorbei!

Unzufrieden knurrend näherte er sich seinem gewohnten Versteck, am Franzosenpfuhl war noch immer der ungestörteste Platz. Da sah er den Mann von vorhin hängen. An der größten der Kiefern. Aber auch die war noch nicht hoch genug gewesen, er hatte die Füße heraufziehen müssen, um richtig zu baumeln.

„Na also!“ Mit Ruhe betrachtete der Achtzigjährige den Toten. Es wollte ihn fast wie Neid überkommen — d e r hatte nun Ruhe. Der brauchte nun keinen Versteck mehr im Feld zu suchen und keinen Schluck mehr in der Flasche!

Lüsternen Auges betrachtete der Obdachlose den, der

es nun gut hatte. Der Mann hing an seinen Hosenträgern. Wenn man ihn nun vorsichtig abschnitte? Die Strippen wären noch mal dazu zu gebrauchen! Aber: „Nee, nee," brummte der Greis und wandte sich ab. „Laß 'n man hängen. Meine Zeit kommt nu ooch bald!"

Müde streckte er sich platt hin, da, wo er gerade stand.

Nichts war mehr von ihm zu bemerken. Eins war sein Gewand mit dem Schmutzgrau des Feldes, sein Körper schmiegte sich dem Boden dicht an; sein weißes Haar vermengte sich mit den gebleichten Gräsern, sein Schnarchen verklang im Sausen des Windes.

* * *

Ida Lietzow hatte sich weiter nicht groß darum, daß ihr Mann so geendet hatte. Traurig war's ja, und sie mochte in der ersten Zeit keinen Augenblick allein bleiben; sie hatte immer Angst, die Tür ginge auf und er käme wieder herein. Aber sie war denn doch zu froh, um ein Hehl daraus zu machen, daß sie sich nun wie erlöst fühlte. Nach dem Testament, das Karl bei seiner zweiten Verheiratung gemacht hatte, war sie die alleinige Erbin, denn das Kind war ja nicht mehr. Gottfried hatte Einspruch erheben wollen: die Kleine konnte doch noch wiederkommen. Nun ja, die gesetzliche Frist würde abgewartet werden, aber dann — dann!

Hoch aufatmend packte Ida Körbe und Kisten zu ihrer Übersiedelung nach Berlin. Sie wartete kaum ab, bis der neue Wirt zuzog, der Ausschank hatte gleich

einen Liebhaber gefunden. Den Laden ließ man eingehen, Berlin war zu nahe, die Leute kauften lieber dort alles ein. Was Karl Lietzow noch an Land besessen hatte, gab die Witwe in Auftrag zu verkaufen, um jeden Preis. Mochte Gottfried Lietzow auch protestieren im Interesse der Tochter — ach was, die kam ja nicht wieder! Nur zu Gelde gemacht, was zu Geld zu machen war, und dann fort! Der Boden brannte ihr unter den Füßen.

Der Tod des Bruders hatte Gottfried sehr mitgenommen. Wahrhaftig, da konnte einem Tempelhof verleidet werden! Auch er sprach vom Fortziehen.

Ein schwerer Winter lastete über dem verschneiten Dorf und machte die Tage traurig.

Mit der alten Badekow ging es auch nicht mehr zum besten. Sie saß in ihrem Stuhl, man sah sie nicht mehr auf der Straße. Einmal noch war sie in Berlin gewesen bei ihrer Tochter Marianne.

Bei Doktor Hirsekorns ging es gut, sehr gut; ein Kind sollte ihnen zum Frühjahr geboren werden. Aber die Leiden fochten Marianne nicht an, sie fühlte nur die Freuden. Emsig war sie beschäftigt, Hemdchen und Jäckchen zu nähen, Wickelbänder zu stricken und Steckkissen auszulanguettieren.

„Ob ick det Hirsekörnchen noch wer' zu sehen kriegen?" fragte die Mutter lächelnd, als sie bei ihrem letzten Besuch die Tochter in diesen Vorbereitungen fand. Nun, wenn sie es denn auch nicht mehr zu sehen kriegen sollte, Hanne Badekow fand sich auch darein. Sie war

jetzt nicht mehr so hitzig auf etwas. Auf nichts mehr. Nur ihren alten König hätte sie gern noch einmal gesehen.

Friedrich und Marianne wechselten einen Blick: wie komisch von der Mutter! Aber natürlich, wenn sie das gern wollte! Es rührte den Berliner, als er die Freude der alten Frau sah. Er stellte ihr seinen Doktorwagen zur Verfügung, ging selber einmal zu Fuß auf die Praxis, und Marianne fuhr die Mutter unter die Linden.

Zur bestimmten Stunde stand der Kaiser immer am Eckfenster seines Palais. Es hatten sich, so wie alle Tage, auch heute viele Leute angesammelt, Fremde und Einheimische; eine ganze Schar Kinder stand vorne an. Noch waren sie zu früh gekommen. Erst um ein Uhr zeigte der Kaiser sich, guckte dann über den kleinen Fenstervorsetzer, in den ein englisches Tüllgardinchen eingespannt war, weg und grüßte die Menge.

Die Badekow bestand darauf, den Wagen zu verlassen: s o konnte sie ja nicht genug sehen. Es wehte ein scharfer Nordost, die breiten Linden schnob er herunter und durchpustete bis ins innerste Mark, aber fast ärgerlich wies die Alte Mariannens Pelzkragen zurück: sie fror doch nicht! Da hatte sie bei ganz anderem Wetter auf dem Markt gesessen, und ein Abgesandter aus der Hofküche war gekommen und hatte, als der Kaiser noch nicht mal König, sondern erst Prinzregent gewesen war, bei ihr schon Gemüse und frische Eier, die allerersten Spargel und den frühen Salat gekauft, und sie hatte ihm nie zu viel abgefordert!

Das alles erzählte die Badekow. Ihre Bäckchen blühten wie Rosen, ihre Augen glänzten. Als sei ein Hauch ihrer rüstigen Jugend wieder über sie gekommen, so sah sie aus. Und sie war geschwätzig geworden, sie konnte kein Ende finden.

Die Umstehenden amüsierten sich, nickten der alten Frau zu und lächelten; ein ganzer Kreis hatte sich um sie gebildet. Aber Marianne lächelte nicht, sie hätte eher weinen mögen. Nicht, daß ihr die laute Erzählung der Mutter ärgerlich war; eine bange Rührung scheuchte das Lächeln von ihrem Gesicht.

In der vordersten Reihe stand die Bauersfrau, als der Kaiser sich pünktlich zur Minute zeigte. Sie hatte ihr Schnupftuch gezogen. Sie winkte, er winkte — er nickte, sie nickte. „Er hat mir, mir janz besonders jejrüßt," sagte sie nachher stolz zu dem Schwiegersohn.

Den ganzen Tag hielt die frohe Erregung noch an, aber am Abend fiel Hanne Badekow ab. „Nu habe ick det Letzte jesehen aus die alte Zeit," sagte sie wehmütig.

Sie sagte nichts von ‚Abschied', aber die, die sie liebten, ahnten ihn.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Laß dir scheiden, ick bitte dir," sagte Mutter Badekow schwach zu ihrer Auguste.

Noch immer wollte Auguste nichts davon wissen, sie blieb bei ihrer Weigerung. Und sie hatte doch schon so viel Ärger deswegen gehabt. Johann und Gottfried waren nicht bloß hinter ihre Korrespondenz, sondern

auch hinter die Rendezvous gekommen, die sie sich mit ihrem Manne gab.

Paschke hatte erklärt, Tempelhof würde er nicht betreten, und selbst nicht einmal aufs Tempelhofer Feld hatte er kommen wollen, so hatte Auguste sich mit ihm treffen müssen bald unterm Kreuzbergdenkmal, bald auf einer Bank des Belle-Allianceplatzes, bald unter den Kolonnaden am Tor, bald in einer der neuangebauten Straßen, die auf den früheren Äckern an den Sandbergen sich jetzt hinzogen.

Fürchterliche Szenen hatten stattgefunden; Johann und Gottfried hatten förmlich getobt, Auguste wurde heruntergeputzt, als wäre sie noch ein unmündiges Kind: man mußte sie bewachen, einsperren, wenn sie so verrückt war. Aber Auguste war nicht einzuschüchtern, sie blieb fest dabei: nein, sie ließ sich nicht scheiden. In der Liebe ihres Julius vergaß sie, was ihrer zu Hause an Unannehmlichkeiten wartete.

Nie war er früher so zärtlich, so innig zu ihr gewesen. Wenn er auch arm war, jetzt ganz arm — in seiner augenblicklichen Stellung verdiente er sehr wenig — sein Gemüt war so reich. Ach, daß er sich so herumdrücken mußte! Mit welcher Sehnsucht gedachte er des einstigen gemütlichen Heims!

Auguste brachte ihm alles, was sie augenblicklich besaß. Die Mutter hatte ihr ein Taschengeld ausgesetzt, sie verwendete nichts davon für sich. Ihr Julius hatte sich zwar zuerst geweigert, auch nur einen einzigen Pfennig davon anzunehmen, — ‚Wo denkst du

hin, nie, nie!‘ — aber welche Wonne war es ihr doch, ihm geben zu können. Sie bat ihn unter Tränen, sie drängte ihm das Geld auf.

Mit hochroten Wangen kam sie jedes Mal von ihrem Manne zurück, ihre Augen hatten zwar geweint, aber sie leuchteten doch. Heimlich war sie zu ihm gegangen, heimlich wollte sie von ihm zurückkehren, aber wie sie's auch anstellte, jedes Mal traf sie, gerade wenn sie ins Haus schlüpfen wollte, entweder mit Johann zusammen, oder Gottfried kam ihr in den Weg. Ihr Haar war verwirrt, ihr Mund gerötet von Küssen.

Das ging nicht länger so. Die Mutter wurde zusehends schwächer, wer weiß, eines Tages —! Sie getrauten sich nicht, es auszusprechen — möchte die gute Frau noch recht lange leben! — aber mit so einer alten Frau konnte es mal rasch aus sein. Und der Paschke, der lauerte ja nur auf Augustes Erbschaft. Und Auguste war so dumm. Es war höchste Zeit, der Sache mußte vorher ein Ende gemacht werden!

Lange hatten Gottfried und Johann hin und her überlegt, bis Grete ihnen auf die beste Idee verhalf: man mußte zusehen, daß, da Auguste ja nicht dazu zu bringen sein würde, von Paschke die Scheidung ausging. Wenn man ihm Geld bot, ein gutes Stück Geld — es würde doch immer noch nicht so hoch zu stehen kommen, wie eine verlorene Erbschaft — dann ging er sicher darauf ein, selbst auf Scheidung zu klagen.

„Donnerwetter noch mal!“ Gottfried stieß einen kurzen Pfiff aus.

Johann sah Grete bewundernd an: ja, seine Frau war klug!

„Jott sei Dank, meine is nich so klug!“ Gottfried bekam einen bösen Blick von der Schwägerin, aber er trug seine harmlos-gutmütigste Miene zur Schau: das war eine Idee, eine Idee! So eine Idee konnte nur ein Frauenzimmer haben! Er stieß seinen Schwager an: „Also los, denn fahr man morjen rein!“

„Ich?!“ Johann war nicht erpicht darauf. „Nee, fahr du!“

„J wo wer' ick! Deine Frau hat es ausjeheckt!“

Johann kratzte sich den Kopf: „Ja, aber —“

„Na, denn fahr doch keiner,“ sagte Grete geärgert. „So lange werdet ihr machen, bis Mutter tot is und Aujuste mit dem Jelde zu Paschken abjeht. Ich sehe es schon!“

Nein, das wollten sie denn doch nicht; auf keinen Fall. Sie einigten sich, beide zusammen zu fahren. — — — —

Der Schnee lag dick auf der Welt; es war ein langer Winter, der für ungeduldige Herzen schwer zu ertragen war. Auguste hatte ihren Mann schon seit ein paar Wochen nicht gesehen, bei der letzten Zusammenkunft hatte er kein neues Rendezvous mit ihr ausgemacht. ‚Wer weiß, wie sich alles ändert!‘ hatte er gesagt, und hatte so unternehmend, so gewissermaßen fröhlich dabei ausgesehen, daß sie sich mit seltsamen Hoffnungen trug.

Er mußte doch irgendwelche Aussichten haben?! ‚Wer weiß, wie sich alles ändert‘ — ach Gott, am Ende

hatten sie ein Einsehen und gaben es dann zu, daß sie wieder mit Julius Paschke zusammenzog. Gaben vor allen Dingen auch das nötige Geld her; sie würde es ja bei Heller und Pfennig zurückerstatten, sowie sie erst ihr Erbteil in Händen hatte. Allzu lange würde das ja nicht mehr dauern!

Auguste wischte sich über die Augen und seufzte. Ach, war es nicht herzlos von ihr, daß sie so etwas denken konnte? Aber sie hatte ihren Julius doch zu sehr lieb. Er war doch ihr Mann, und ihr Wunsch, bei ihm zu sein, nur natürlich — und doch! Wie ein Vorwurf brannte es in ihrer Seele: die Mutter, die alte Mutter war immer so gut gewesen — ach, es war traurig, daß sie zu ihrem Glück erst kommen konnte durch deren Tod!

Es trieb sie plötzlich zur Mutter hinunter: wie ging es ihr heute? Es war am Morgen, sie hatte die alte Frau noch nicht gesehen.

Die Badekow lag jetzt immer länger im Bett, und wenn sie aufstand, mußte ihr eine der Töchter zur Hand sein, es wollte nicht mehr so recht gehen mit dem Haarmachen, und wenn ihr etwas hinfiel und sie sich danach bücken mußte, ging ihr der Atem aus.

Als Auguste eintrat mit verweinten Augen, war Mieke gerade dabei, der Mutter die Strümpfe anzuziehen. Gott, was hatte die Mutter für dicke Füße! Die waren doch nicht etwa so geschwollen? Auguste bekam einen großen Schreck. Sie nahm sich vor, es drüben bei Johanns zu sagen, vielleicht daß Hirsekorn auch bald einmal herauskommen konnte! Da klopfte es.

Der Briefträger reichte Auguste einen Brief herein: „An Ihnen!“ Er reckte den Hals: „Na, wie steht's, Frau Badekow, immer noch flink uf de Beene?“

Er hatte Lust, ein Schwätzchen anzufangen, aber Auguste machte ihm rasch die Türe vor der Nase zu; sie hatte Paschkes Handschrift erkannt.

Nun war alles andere vergessen.

Er schrieb, er schrieb hierher?! Welche Unvorsichtigkeit! Aber er konnte sich das jetzt vielleicht kühn herausnehmen — ‚wer weiß, wie alles sich ändert‘ — er hatte eine bessere Stelle, er konnte ihr wieder so viel bieten, daß die anderen nichts mehr dagegen haben konnten. O, wäre das schön, wäre das schön! O Gott, wie glücklich wäre sie, könnte sie wieder bei ihm sein!

Klopfenden Herzens eilte sie die Treppe hinan, sie stürzte auf ihre Stube, sie preßte den Brief ihres Mannes fest an die Brust, sie lachte und weinte, mit bebenden Fingern zerriß sie hastig den Briefumschlag:

‚Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen stehn,
Und was das arme Herz auch sehnt und dichtet,
Zum Schlusse kommt das Voneinandergehn.
In deinen Augen hab ich einst gelesen,
Es blitzte drin von Lieb' und Glück ein Schein.
Behüt dich Gott, es wär zu schön gewesen,
Behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein!

Teure Auguste!

Ich gebe Dich frei! Du sollst einem Unglücklichen nicht Dein junges Leben weihen. Ich habe die Schei-

dungsklage eingereicht, weil Du mich böswillig verlassen hast. So bringe ich das größte Opfer meines Lebens aus reiner Liebe zu Dir.

Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich bereits in Amerika. Ich komme hier doch nicht voran. Weihe meinem Andenken eine Träne und dann vergiß

Julius Paschke.'

— — — — — — — — — — — — — — —

„An dem is 'n Pastor oder 'n Parlamentsredner verloren jejangen," sagte Gottfried, als sein Schwager Johann ihm Paschkes Brief zu lesen gab. „'ne Salbe hat der Kerl, 'ne Salbe! Na, Jott sei Dank, wir sind 'n los!"

„Hat uns aber 'n schönes Stück Jeld jekostet," brummte Johann. Er war verdrießlich und nervös erregt. Mit der Mutter stand es nicht gut, mit Auguste stand es auch nicht gut, — kenne einer die Frauenzimmer aus! Erst war es doch der Mutter einziger Wunsch gewesen, Auguste geschieden zu sehen — „Det möchte ick noch erleben" — und nun ihr Wunsch erfüllt war, saß sie da, hielt Auguste im Arm, und sie weinten beide in einem fort.

„Ach, Julius, Julius!" jammerte Auguste. Sie hatte erst gar nicht fassen können, was er schrieb. Nach Amerika — er war fort nach Amerika! Und sie sollte nun nicht mehr seine Frau sein?! Eine geschiedene Frau — eine Frau ohne Mann, ohne Kind — ach, wie schrecklich!

„Ob man es ihr nich lieber sagt, was der Paschke

für'n Halunke is, daß er sich hat abfinden lassen mit fufzehntausend Mark?" sagte Johann. Es arbeitete in seinem Gesicht, er konnte es gar nicht mit ansehen, wie unglücklich seine Schwester war.

„Nee, nee, beileibe nich," wehrte Gottfried. „Laß se lieber s o weinen. ‚Behüt dich Jott, es wär zu schön jewesen, behüt dich Jott, es hat nich sollen sein' — det sind immer noch süße Tränen. Nu pflanzt se Verjißmeinnicht auf dem Jrabe ihrer Liebe un bejießt se — laß se man dabei!" — — — — — — — — —

„Weine dir man aus, Justeken," sagte die Badekow zu ihrer Tochter. „Weine dir jetzt man orndtlich aus, denn kannste nachher wieder lachen!"

„Ich lache nie mehr!"

„O je, noch manchmal!" Die alte Frau lächelte wehmütig. „Wenn de vielleicht ooch nich jrade mehr l a u t lachst!"

Sie streichelte der Tochter die heiße Wange, und dann legte sie ihr die kühle Hand, die gar kein Gewicht mehr hatte, auf den zuckenden Scheitel: „Meinen Segen haste, Aujuste!"

Zwanzigstes Kapitel

Hanne Badekow war eingeschlafen. In ihrem Lehnstuhl; auf ihrem Platz am Fenster.

Mieke war singend hereingetappt; sie war sehr vergnügt, Schwager Hirsekorn, der am Abend zuvor dagewesen war, weil die Mutter einen Schwindel bekommen hatte und Atemnot, hatte ihr gesagt, daß, wenn die Puppe erst da wäre, auf die sie jetzt lauerten, sie recht oft zum Besuch zu ihnen kommen sollte. Schwager Hirsekorn war doch der netteste von allen, und die Marianne war auch sehr nett. „Mutter," schrie Mieke, „weißte was? Wenn erst wieder Kornblumen sind, denn mach ich denen 'nen jroßen Kranz — oder ob ich ihm lieber Staublappen stricke? Was meinste, Mutter?"

Sie hatte keine Antwort bekommen.

„Ein seliges Ende," sagte Doktor Hirsekorn und beugte sich über das friedliche Gesicht mit den sanft geschlossenen Augen. „Sie hat den Tod und seine Schrecken nicht gefühlt. Möge es uns auch mal so gehen!"

Die anderen weinten laut. — — — — — — —

Und nun war Hanne Badekow begraben. Das Erbbegräbnis der Badekows war voll, sie hatte die letzte Stelle bekommen.

Die Trauerglocken waren verstummt, aber im Trauerhaus waren die Leidtragenden noch versammelt. Es war eine große Beteiligung gewesen. Die Fernerstehenden hatten sich nun verabschiedet, nachdem sie noch ein Gläschen von dem stärkenden Wein genommen hatten, den Mieke präsentierte. Man konnte etwas Erwärmendes gebrauchen, es war noch immer wie Winter, obgleich im Kalender Frühlingsanfang stand. Ein schweres Jahr — aber es mußte ja nun bald wieder grün und auch wieder besser werden!

Grete, die hochroten Wangen heute noch röter, im langen, schleppenden Trauerkreppkleid und schwarzer Jettkette, lud die Geschwister ein, drüben bei ihnen einen Löffel Suppe zu nehmen. Ein Duft von Hammelbraten und gedämpftem Rotkohl zog schon durch das Haus.

„Ach, ich kann ja doch nich essen," schluchzte Lene. „Ich will lieber hier bleiben, hier in Mutterns Zimmer!"

„Na, na!" Gottfried klopfte seiner Frau auf den Rücken. „Komm du man mit. Versuch man, du wirst schon können. Es is jar nich nach Mutterns Sinn, det de nu immerlos trauerst un det Nächstliejende verjißt!"

Ja, Gottfried hatte recht, es half nichts, man mußte essen, man war so wie so in all der Aufregung der letzten Tage und der Unruhe, die ein Trauerfall mit sich bringt, kaum zum Essen gekommen.

Grete hatte eine lange Tafel gedeckt, das Zimmer reichte kaum aus. Daran saßen sie nun alle. Obenan

Johann, als der Älteste; neben ihm auf der einen Seite Marianne und ihr Mann, auf der anderen Seite die Schwägerin Julie aus Britz und Jakob. Die anderen reihten sich an. Unten bei den Kindern saß Mieke.

Es war eine ganze Schar Kinder da, außer Johanns Zwillingen und den zwei Lietzows die fünf Ältesten von Jakob und Julie. Die Kinder waren nicht traurig: Großmutter war tot, es war alles so merkwürdig! Sie aßen und tranken und ließen sich's wohl sein. Aber auch die Erwachsenen aßen und tranken.

„Wir sind Menschen," sagte der Doktor, „wir brauchen uns deß nicht zu schämen — ja, danke, ich nehme noch 'n Stück Braten — unsere liebe Mutter war die allererste, Mensch zu sein. So ein richtiger Vollmensch, mit all dem, was einen Menschen liebenswert macht und den anderen verständlich!"

Sie sahen ihn etwas verwundert an, so recht begriffen sie nicht, was er eigentlich damit meinte. Aber Marianne faßte unterm Tisch nach seiner Hand, sie fühlte, er hätte lieb von ihrer Mutter gesprochen.

Lene führte wieder das Taschentuch an die Augen.

Gottfried nahm sein Glas und stieß es leise an das des Doktors: „Wat Sie da sagen von ‚liebenswert', det is wahr. Die Olle war 'ne Frau, ick hab keine famosere jekannt. Wat hatte se für'n Docht! Wir beide sind ausjezeichnet mit 'nander ausjekommen. Ick wer' ihr sehr vermissen!"

Das würden sie alle. Man hatte sich bei ihr immer zu Hause gefühlt, und mit allem hatte man zu ihr kom-

men können. Nun stand man auf einmal so allein da, so — so — man wußte nicht, wie.

Johann saß verlegen obenan, er fühlte, es war an ihm, er hätte jetzt eigentlich sagen müssen: ich werde die Familie zusammenhalten. Er räusperte sich auch schon dazu, aber dann schluckte er es wieder herunter: Grete und er hatten doch die Absicht, fortzuziehen, der Söhne wegen nach Berlin hinein, und hier zu verkaufen — wer weiß, wie dann alles kam! Ein Gefühl der Unsicherheit lastete auf ihm, er seufzte aus Herzensgrund. Was wohl die Mutter dazu sagen würde?!

Johanns lautem Seufzer folgte ein Schweigen. Sie seufzten alle, bis der Pudding aufgetragen wurde, ein Pudding, wie ihn Grete sonst nur zu großen Festen bereitete, mit viel Mandeln, viel Rosinen, viel Korinthen, viel Zitronat und einer geschlagenen Weinsauce dazu.

Lene sah es mit einer kleinen Eifersucht: die geborene Schellnack konnte auch gut kochen! Sie bat um das Puddingrezept. Wenn er Gottfried denn so gut schmeckte!

Er schmeckte allen ausgezeichnet. Es war gut, daß Grete noch für einen zweiten gesorgt hatte, der erste reichte nicht weit.

Nur Auguste konnte nicht essen. Sie fühlte von allen den Tod der Mutter am schmerzlichsten. Ach, und sie hatte einmal gedacht, dann käme sie wieder zu ihrem Glück! Wie hatte sie nur so etwas Schreckliches denken können?! Jetzt war sie erst recht unglücklich. Paschke war in Amerika, die Scheidung eingeleitet, und sie hatte

nun niemanden mehr, bei dem sie sich ausweinen konnte. Eine bittere Sehnsucht stieg auf in ihr nach der alten Frau: könnte sie die doch wieder lebendig machen! Wie anders sollte es dann sein! Die Geschwister waren verheiratet, gingen alle ihre eigenen Wege, Mieke war nicht zu zählen, sie blieb einsam zurück!

Die geschiedene Frau senkte tief den Kopf, eine schwere Träne nach der andern sickerte still über ihre blassen Wangen.

Da beugte sich jemand über sie. Marianne war hinter ihren Stuhl getreten: „Ach, Guste, sitz nich so da, komm, rutsch 'n bißchen zu uns rauf!"

Auguste schüttelte den Kopf. „Laß mich nur," sagte sie bitter, mühsam ein Schluchzen unterdrückend. „Ich bleibe ja doch alleine. Ich bin ja doch nur da, um die Gräber zu begießen!"

Ein Ausdruck des Mitleids verschönte Mariannens Gesicht, sie legte ihre Hand fest auf die Schulter der Schwester: „Komm man, komm! Ich will es nich haben, daß du so dasitzt und grübelst. Friedrich," rief sie ihrem Manne zu, „rück 'n bißchen, laß Auguste mal zwischen uns!" Sie zog die Schwester an der Hand mit oben an den Tisch.

„Ja, ja, Jannchen," sagte Jakob da plötzlich, als er das blasse Gesicht Augustens sich gegenüber sah, „wenn wir dich nich hätten!" Er hob sein Glas gegen die Doktorin, führte es an den Mund und grüßte sie dabei mit den Augen. Sagen konnte er nicht viel. Nicht, daß er sich vor Julie gescheut hätte, aber es schwoll ihm etwas

in der Kehle. Er sah von der Seite seine Frau an: die war ganz vergnügt, man konnte es ja auch nicht verlangen, daß der Tod der Schwiegermutter ihr sonderlich nahe ging — ihr Vergnügtsein hatte auch gar nichts Verletzendes, es war mehr ein beruhigtes Zufriedensein. Und dann sah er hinunter zu seinen Kindern: denen hatte das halbe Jahr Britz auch schon gut getan, sie waren andere Pflanzen geworden! Er sah wieder zu seiner Schwester hin und hatte soviel Dank im Blick, daß sie errötete.

Sie nickte ihm zu: „Ihr fühlt euch wohl in Britz, ja? Na, das is ja schön!"

Er blickte sie, wie in Gedanken verloren, eine Weile starr an, dann sagte er, plötzlich aufstrahlend: „Ich habe nämlich 'ne famose Idee. Ich werde Rosen ziehen, Rosen en gros!"

„Ach was!" Johann schüttelte den Kopf: wieder so ein Plan, der nicht Hand und Fuß hatte!

Aber Hirsekorn nickte mit einem glücklichen Lächeln, seine Frau dabei ansehend: „Britz hat guten Rosenboden!" Er wußte es ja.

„Na, und?" Gottfried war neugierig. „Wat willste denn mit soviel Rosen, wenn ick fragen darf? In mehr als e e n e kannste deine Nase doch nich rinstecken!"

„Ich will sie nach Berlin verkaufen. Jeden Morgen und jeden Abend 'ne Fuhre Rosen nach Berlin, da sollt ihr mal sehn, was das einbringt!"

„Na, na!" Johann zweifelte sehr daran.

Aber Marianne sagte rasch: „Ich habe immer pracht=

volle Rosen gehabt, Rosen wie ein Wunder. Der Garten muß ja doch ganz neu hergerichtet werden — und denn nimmst du noch das Feld dahinter zu, Jakob. Einen Morgen Rosen kannst du schon immer riskieren!"

„Einen Morgen? Zehn Morgen!" Jakob lachte hell auf. „Und später noch mehr. Viel mehr. Lauter Rosenkulturen. Ich weiß ja, was Rosen in Berlin kosten, 'n Heidengeld. Ich kann sie billiger liefern. Nur die erste Anlage kostet was — aber dann! Ich überschwemme den Markt. An jeder Ecke sollen meine alten Weiber stehen: ‚Rosen — Rosen — Britzer Rosen! Langstielige: 'n Silberjroschen det Stück! Kurze: zweie für'n Sechser!'"

„Du kannst es ja versuchen!" Marianne lächelte freundlich.

„Det is noch lange nich dumm!" brummte Gottfried beistimmend. Hatten sein seliger Vater und er selber nicht mit der Gemüsegärtnerei en gros ganz anständig verdient, warum sollte Jakob nicht auch mit der Rosengärtnerei zu was kommen? Das war doch noch mal ein Projekt, über das sich sprechen ließ!

Sie hatten nun fertig gegessen, es hatte gut geschmeckt; Gottfried stand auf und zog Jakob in eine Ecke: „Na, sag mal, wie biste eijentlich auf die Idee mit den Rosenkulturen jekommen? Et interessiert mir!" Er ließ sich Näheres erzählen.

‚Rosen, Rosen, nichts als Rosen,' hörte Marianne ihren Bruder ganz begeistert sagen. Sie lächelte. Gott sei Dank, nun hatte er doch etwas! Jetzt war er ganz

in seinem Element. Wie sich die Mutter wohl darüber gefreut hätte! Befriedigt ging sie aus dem Zimmer; sie war ein wenig müde, drüben wollte sie noch eine Weile ruhen.

Als der Doktor nach einer halben Stunde kam, aus der dichten Wolke des Zigarrenqualms hinüberging in die stille Stube, um seine Frau zum Aufbruch zu mahnen, fand er sie im Lehnstuhl am Fenster. Sie saß auf dem Platz der Mutter. Die Hände hielt sie gefaltet über ihrem gesegneten Schoß, ein leichtes Lächeln lag auf ihrem Gesicht; sie schlummerte.

Ihr zu Füßen hockte Mieke wie ein wachsamer Hund: „St, se schläft!"

Hirsekorn küßte seine Frau auf die Stirn.

Sie wachte auf: „Nee, ich habe nich geschlafen, o nee!"

Er neckte sie: „Nein, du hast gar nicht geschlafen, nein. Aber komm, mein Herz, es ist angespannt!"

Der Abschied war doch schwer. Nun waren sie noch einmal alle zusammen gewesen im alten Stammhaus der Badekows — würde das noch lange stehen? Es war baufällig geworden. Und der Geist der Mutter war nicht mehr darin.

„Weine doch nicht," sagte Hirsekorn zu seiner Frau, als sie sich aufschluchzend in die Wagenecke zurücklehnte; sie hatte noch lange aus dem Fenster geblickt. Nun fuhren sie im Trab über die Chaussee auf die Stadt los.

„Was wird aus Mieke?" sagte Marianne da plötz=

lich. „Ich möchte sie gerne zu uns hinnehmen, nun Mutter nich mehr ist. Ja?"

„Du Mutterchen!" Er küßte sie innig; und dann lächelte er. „Wir haben ja nun bald ein Kind, da können wir ja auch gleich zweie haben. Meinetwegen, nimm sie!"

„Ach, Friedrich, nun bin ich aber froh!" Marianne atmete erleichtert auf, zärtlich drückte sie seine Hand: „Laß uns aussteigen, das letzte Ende zu Fuß gehen, ich kann nich mehr fahren!"

Auf der Höhe der Sandhügel, der alten Tempelhofer Berge, die jahrhundertelang ihren weißen Sand wie eine Düne vor das weite Meer der Felder geschoben hatten, stand der Doktor still. Er führte seine Frau.

„Wie sich das hier angebaut hat," sagte Marianne förmlich erschrocken. Es war ihr, als würde ihr das heute erst so recht klar. „Überall schon so hohe Häuser. Und wie ich klein war, war hier noch gar nichts. Wie muß das erst der Mutter gewesen sein!"

„Und unseren Kindern wird es noch anders sein!" Er drückte ihren Arm fester an sich. „Die werden keine Erinnerungen mehr haben an Dorf und Stadt. Ja, Berlin wächst schnell. Verschlingt alles rund um sich: Brache und Acker, fruchttragenden Boden und unfruchtbaren, Hof und Hütte, und den Bauern selber mit. Schade drum! Bauern — groß in ihrer Liebe, groß in ihrem Haß!"

Er wandte sich zurück nach Tempelhof, er nahm den Hut ab wie zum Gruß.

Aber der Wind des freien Feldes wehte ihm die Haare durcheinander und schnaubte ihn so kräftig an, daß er den Hut wieder aufsetzte. „Es zieht! Aber weißt du, was ich doch möchte, Marianne? Ich möchte nicht immer in der Stadt bleiben. Ja, noch 'ne Weile. Aber wenn wir dann müde sind, dann ziehen wir raus. Irgendwohin vor die Tore, ins Grüne. Da bekommt man wieder Kraft, Widerstandsfähigkeit, Lebenssaft — wir verjüngen uns. Und unsere Kinder gehen dann vielleicht noch weiter, und deren Kinder noch weiter, und so fort, bis die Städter wieder zu Bauern werden, aus denen sie vormals zu Städtern geworden sind!"

„Ach, das glaube ich nicht," sagte Marianne Badekow. „Sie wollen doch jetzt alle lieber in der Stadt wohnen!"

„Das ist nur ein Übergang, das Stadttor ist ein Durchgang. Es ist ein beständiges Kommen und Gehen. Ich glaube trotz allem und allem: unserer Kräfte Wurzeln ruhen hier. Hier!"

Er wies hinunter auf den Boden, dessen einstmalige Ackerkrume noch zu erkennen war, selbst unter Sparren und Steinen, unter Mörtel und Schutt; unter der ganzen Last, die Bautätigkeit und fiebernde Gier, die die große Stadt und ihre Kultur ihm aufgebürdet hatten auf den duldenden Rücken.

Dieses Werk wurde im August/September 1910 in der Buchdruckerei Roitzsch, Albert Schulze, in Roitzsch auf englisch Leichtdruckpapier der Firma Winting Brothers, London, gedruckt. Die erste Auflage betrug 10750 Exemplare. Außerdem wurden 32 Exemplare auf handgeschöpftem für die Verlagsbuchhandlung Egon Fleischel & Co. besonders hergestelltem Ährenbüttenpapier abgezogen numeriert und von der Verfasserin handschriftlich gezeichnet. Den Umschlag zeichnete und lithographierte Kurt Hassenkamp, Schlachtensee; der Einband wurde nach derselben Zeichnung von der Firma Lüderitz & Bauer, Berlin, hergestellt.



Romane und Novellen
von
C. Viebig

Kinder der Eifel / Novellen

11. Auflage. Preis geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

In diesem Werke der bisher unbekannten Schriftstellerin offenbart sich ein siegreiches Talent, an dem nicht nur die Reife der Lebensanschauung, sondern auch die geschlossene Lebendigkeit der Darstellungskunst überrascht. Das Eifelgebirge und die aparte Natur seiner Bewohner sind mit erstaunlicher Kraft gezeichnet, und das Buch gewinnt dadurch jenen herben Erdgeruch, welcher den meisten Werken moderner Autoren fehlt.

(Internationale Literaturberichte.)

Rheinlandstöchter / Roman

11. Auflage. Preis geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Realismus in der Wahrhaftigkeit der Darstellung, Idealismus in der Gesinnung und Denkweise.

(St. Petersburger Zeitung.)

Dilettanten des Lebens / Roman

5. Auflage. Preis geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Mit ergreifender Wahrheit malt uns Clara Viebig den Verlauf eines tragischen Geschickes, und sie entfaltet eine bedeutende Kraft und lebensvolle Anschaulichkeit.

(Norddeutsche Allgemeine Zeitung.)

Vor Tau und Tag / Novellen

4. Auflage. Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.50

Eine überreiche Skala von Stimmungstönen steht der Verfasserin zur Verfügung, und sie macht ausgiebigsten Gebrauch davon.

(Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung.)

Es lebe die Kunst / Roman

4. Auflage. Preis geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Was dem Roman einen starken Wert verleiht, ist zuerst sein typischer Gehalt: Er hat den Wert eines Kulturdokuments.

(Die Nation.)

Das Weiberdorf / Roman aus der Eifel

25. Auflage. Preis geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Ein Werk, wie es in der Frauenliteratur in gleicher Wucht noch nicht geschrieben worden ist.

(Tägliche Rundschau.)

Das tägliche Brot / Roman (Volksausgabe)

19. Auflage. Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Das tägliche Brot ist eine der bedeutendsten sozialen Dichtungen unserer Zeit.

(Breslauer Zeitung.)

Die Rosenkranzjungfer / Novellen

7. Auflage. Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.50

Herzbewegend, voll mahnender Anregung sind diese Erzählungen alle, kurz angeschlagene Töne, die lange noch nachklingen in wehmütiger Trauer.

(Berliner Börsen-Courier.)

Die Wacht am Rhein / Roman

23. Auflage. Preis geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Es ist ein Buch für das deutsche Volk im höchsten und besten Sinne, ein Buch, das in keinem deutschen Hause fehlen sollte, ein deutscher Roman, wie wir ihn brauchen.

(Der Tag.)

Vom Müller-Hannes

12. Auflage. Preis geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Möchten recht viele den herben Eifelwind einatmen, der durch die Geschichte vom Müller-Hannes weht; er ist erfrischend und gesund.

(Rheinisch-Westfälische Zeitung.)

Verlag von Egon Fleischel & Co. / Berlin W 9

Das schlafende Heer / Roman

25. Auflage. Preis geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Es findet sich unter den deutschen Romandichtern der Gegenwart wohl kaum einer, der mit dieser ungewöhnlichen Kraft der Darstellung noch so viel Anmut und Schönheit verbände.

(Neue Hamburger Zeitung.)

Naturgewalten / Neue Geschichten aus der Eifel

12. Auflage. Preis geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Ein herrliches Buch, die „Naturgewalten“! Ein Buch voll wuchtiger Kraft, ein Buch — voll Schönheit.

Österreichische Rundschau.)

Einer Mutter Sohn / Roman

20. Auflage. Preis geh. M. 5.—; geb. M. 6.—

Einer Mutter Sohn ist eine bange Schmerzensklage, ein zitternder Angstruf aus krankem Herzen, die ergreifende Bitte einer irre gegangenen Seele.

(Frankfurter Zeitung.)

Absolvo te! / Roman

18. Auflage. Preis geh. M. 5.—; geb. M. 6.—

Das ist ein Roman wie ein Sturm. Ein Föhn der Leidenschaft setzt gleich im Anfang ein und braust mit nie ermüdendem heißem Atem bis zum Schluß.

(Berner Bund.)

Das Kreuz im Venn / Roman

17. Auflage. Preis geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Das Venn ist der eigentliche Held des Romanes, und aus dem Blühen der Heide, und der dörrenden Glut der Julisonne, aus dem Brausen des Schneesturms klingt eine Stimme, eindringlicher als Menschenwort, erlauscht von einer feinhörigen, überzeugten Kunst.

(Berliner Tageblatt.)

Die heilige Einfalt / Novellen

12. Auflage. Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Diese lautere Glut in einer Zeit, schlapp und bekenntnisfeig wie unsere, sie erzwingt sich Achtung und Bewunderung.

(Die Zeit, Wien.)





